



Herm. Kretschmer inv. Susemihl impr. Ed. Schuler sc

Rheinlandssagen

von

A. Reumont

u. A.

Nibelungen

Märchen

A. Rethel inv. X. Steifensand ag. f. fo.

CÖLN a/R und AACHEN
Kohnen & Friedheim.

Rheinlands Sagen, Geschichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

Mit acht Stahlstichen und einem Titelkupfer.

Köln und Aachen,
Verlag von Ludwig Kohnen,
(Kohnen & Friedheim.)
1837.

Ihrer Königlichen Hoheit

der Prinzessin

Friedrich von Preußen

unterthänigst gewidmet

vom Verleger.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Stahlstiche.

Zur Erklärung des Titelblattes.

1.

Es ragen sieben Berge an einem mächt'gen Fluß,
Wie sieben Riesenhüter, die bieten frischen Gruß,
Wie sieben Riesenmarken, weithin im Land zu sehn,
Die Ebne dort zu scheiden von weinumkränzten Felsenhöhn.

Dort schritt ich eines Abends im hellen Mondenglanz,
Es rauschten alte Zeiten daher im Wellentanz,
Doch mitten in dem Strome — welch' Anblick wunderbar! —
Auf einem Felsenbette ward einen Recken ich gewahr.

Ein Greis war er zu schauen, er ragte ob dem Strom,
Obgleich im Schlummer ruhend, hoch wie der Kölner Dom,
Gestützet Haupt und Arme auf einer Urne Bord,
Mit Schilf umkränzt die Schläfe, so lag der greise Recke dort.

Und ihm zur Seit' erblickt' ich ein allgewaltig Buch,
Das Buch war aufgeschlagen, drin Mähren wohl genug,
Davon das erste Blatt schon viel schöne Sage bot
Von Siegfried und Chriemhilden und von der Nibelungen Noth.

Und kaum, daß ich's gewahret, da rauscht es in dem Rohr,
Hei was da Menschlein krochen rings um den Stein hervor!
Dem Rachen kaum entsprungen sie liefen zu dem Buch,
Da sah man Greise, Knaben und alter Mütterlein genug.

Dort hatten welche Federn und Dinten und Papier,
Ein Saitenspiel die andern, dann sah ich wieder hier
Manch' fröhlichen Gesellen, den Griffel in der Hand,
Die Bilder nachzureißen, die schmückten jener Mährlein Rand.

Nun ging es an ein Schreiben und an ein Conterfei'n,
Drauf ward ein Blatt gewendet, o weh der Noth und Pein!
Die Jungen mußten heben wohl drei an einem Blatt,
Die Alten krochen drunter, zum Stützen war ihr Arm zu matt.

Auch sah ich kühne Buben, die waren schnell dabei,
Und schnitten aus den Blättern der Stücklein mancherlei
Und trugen sie zum Rachen und fuhren schnell davon.
Hätt' es gewahrt der Alte, mich dünkt, sie hätten bösen Lohn.

So mocht' wohl eine Stunde das bunte Spiel bestehn,
Da rührte sich im Schlummer der Recke unversehn,
Hei was die Leute liefen, so schnell man laufen kann;
Wer hätt' auch Stand gehalten, als sich erhob der greise Mann!

Sein Fuß stand in den Wellen, doch von der Wolken Saum
Umkränzet ward sein Scheitel, so stand er wie im Traum,
Und mächt'gen Schrittes zog er durchs ebne Land dahin,
Doch dünkt' mich, daß die Träume noch immer nicht verlassen ihn.

2.

Und wieder in der Nähe hört' rauschen ich's im Rohr,
Es waren die Gesellen, die ich geschaut zuvor.
Ich wollte sie befragen, doch keiner hört auf mich,
Mit ihrem Raub zerstreuten sie bald in alle Lande sich.

Ein Mütterchen nur konnte so eilig nicht hinfort,
Sie mußte Athem schöpfen und weilte drum am Ort,
Die fragt' ich nach dem Wunder, das eben ich geschaut;
Da hat sie treulich Alles nach bestem Wissen mir vertraut.

„Der Recke, den du sahest, es ist der alte Rhein,
Ein Held gar wunderkräftig, kein Bessrer mochte sein;
Wie Felsen sein Gebeine, doch seiner Stimme Ton —
Wie hat er oft mit Brausen erschreckt manch' armen Fischer schon."

„Aus fernen Bergen schreitet er täglich bis hieher
Manch hundert Stunden Weges, hier ruht vom Wandern er,
Ein tiefer Schlummer senkt sich auf seiner Augen Schein,
Doch selbst der Schlummer läßt ihm nicht lange Ruhe angedeihn."

„Denn träumend geht er weiter durch's grüne Niederland,
Und träumend steigt er nieder durch weißen Ufersand,
Bis er zum Meer gelanget, wo freudig er erwacht
Inmitten aller Ströme, die preisen seine Herrschermacht."

Und was auf seinen Wegen er Herrliches gesehn,
Und was an seinen Ufern Gewalt'ges ist geschehn,
Zum Frommen seiner Brüder schreibt er's in jenes Buch,
Das neben ihm gelegen und das er scheidend mit sich trug.

„Das Buch ist wunderbarlich, sein Band von Golde strahlt,
Mit Edelstein gezieret und Perlen mannichfalt;
Mimer hat ihn geschmiedet, ein vielerfahrner Mann,
Vom Hort der Nibelungen er Edelstein' und Gold gewann.

„Die Blätter, draus gebunden das überreiche Buch,
Sind von der Haut des Drachen, den Siegfried einst erschlug,
Die Feder, die's geschrieben, von jenem weißen Schwan,
Der einst nach Cleve führte gar einen wunderkühnen Mann."

„Die Tinte, so bewahret die Mähren alt und gut,
Sie kommt von Asmannshausen, ist lauter Rebenblut;
Wohl ist schon manches Wörtlein von Mäusen drin zernagt,
Das thaten jene Mäuse, die Hatto's bösen Leib geplagt."

„Viel könnt' ich dir noch melden, was ich im Buch gesehn,
Doch meine Enkel warten, Zeit ist es heimzugehn.
Heut hab' ich viel gelesen, es ordnen wird mir schwer,
Schon wanket mein Gedächtniß, das kömmt vom hohen Alter her."

„Zu meiner Zeit war's anders, von Munde nur zu Mund
Ein Mährlein man erzählte, jetzt wird es Jedem kund;
Denn die Gesellen alle, die du beim Buch' erblickt,
Sie schreiben's auch in Büchlein, die werden durch das Land geschickt."

Die Alte schlich von dannen, wohl sprach sie Wahrheit mir,
Ihr seht's an diesem Büchlein und geht es Euch wie mir,
Daß Ihr erkunden wollet die Sagen von dem Rhein:
Hier findet Ihr sie wieder, drum laßt sie Euch willkommen sein.

Vorwort.

In den Rhätischen Alpen, der riesigen Grenzscheide Germaniens und Italiens, zwischen wüsten Eis- und Schneefeldern und düstern Tannenforsten, entspringt ein Strom, ein wildes Bergwasser, hunderten gleich, welche in diesen Thälern ein kurzes Dasein haben, einen bald wechselnden Namen tragen. Nichts läßt seine einstige Größe ahnen, da wo seine verschiedenen Quellen der Erde Mutterschoose entsprudeln, oder wo der Wandrer, wenn er aus dem sonnigen Welschland kommt und auf der Splügener- oder Bernhardinerstraße in die Cantone des grauen Bundes eintritt, von denen die cisalpinischen Landschaften losgerissen, kaum noch im Munde des Aelplers deutsche Namen bewahren, beim Dörfchen Splügen ihn nach den Niederungen hinabschießen sieht. Wie ein unbezwingliches Felsenthor thürmen die schroffen Wände sich ihm entgegen, an deren schmalem Rande die Via mala sich dahin zieht: in schwin-

delnder Höhe führen Brücken über den im düstern Abgrunde sich verlierenden Strom; zitternd und scheu betritt sie der Fuß, und ein Schauer durchrieselt den Menschen, wenn er der Natur in ihrem ganzen gewaltigen Ernste Aug' ins Auge blickt. An der Bündtnerischen Hauptstadt vorüber eilt der rasche Strom durch einen Theil des Schweizerlandes, bis der Constanzer See ihn in sich aufnimmt. Aber dem Rhodan gleich, dessen Quellen den seinigen benachbart sind und der den Strand des Mittelmeers in reißendem Laufe sucht, wartet sein noch eine glänzendere Bahn: nachdem er das helvetische Heimathland verlassen, bildet er die Grenze zwischen deutschem und französischem Gebiet, aber nicht zwischen deutscher und französischer Zunge, und fließt dann, immer mächtiger von Osten und Westen die Gewässer an sich ziehend, die im Schwarzwald und den Vogesen, in den Haardtbergen und dem Odenwald, in Franken, Schwaben und Lothringen ihre Quellen haben, durch den schönsten Theil von Deutschland. Bei Schaffhausen, wo seine schäumenden Wassermassen von den Felsen herabstürzen, ist sein Jugendleben zu Ende, gemäßigter geworden, strömt er in geregelterem Laufe dahin, wenn auch bisweilen die alten Launen nicht ganz vergessend. Dann aber zieht er weiter in seiner ruhigen Größe, ein König in seiner Majestät, Tribut empfangend von Land und Volk, die er beide in gleichem Maße beglückt.

So ist der Rhein, dem noch kein andrer Strom Europa's den Rang der Schönheit streitig gemacht hat. Und tausend Empfindungen weckt sein Name in der Brust jedes Deutschen. Er ist verschwistert mit den wichtigsten Ereignissen der Geschichte des Vaterlandes, für dessen südwestliche Marken er in ruhigen Zeiten die große Heerstraße bildet, wie er in stürmischen oft deren Schutzwehr gewesen ist. Blühende Staaten, reich durch weitverzweigte Thätigkeit, umgeben ihn, bewohnt von einem Volke, welches nie den deutschen Sinn verleugnet hat. Und der deutsche Gesang und die deutsche Sage sind heimisch auch den Ufern des Rheines.

Diese Ufer erzählen ihre Geschichte, lauter denn Urkunden und Jahrbücher des Chronikenschreibers. Da liegen die Städte, jugendmuthig in ihrem Alter; da erheben sich die Kirchen, nach so manchem Raube noch reich an den herrlichsten Schätzen der Künste; da stehn die Klöster, aus denen die Bewohner gewichen sind, deren einst wohlthätige Wirksamkeit aber in Stadt und Feld und Weinberg ihre Spuren hinterlassen hat; da schauen die Burgen herab von den Höhen, in ihrer Zertrümmerung einen Spiegel vergangener Tage vorhaltend. Das sind die Blätter der rheinischen Geschichte. Und hundert Dinge erzählt man von diesen Städten und Kirchen, diesen Klöstern und Burgen, und von ihren Erbauern und Bewohnern; zum Geschehenen ge-

stellt sich die Sage, und das Lied erklingt, bald ernst bald heiter, und berichtet von den Tagen und Thaten der Väter, von altem Ruhm und alter Größe, von Glück wie von Leid. Das ist die Stimme des rheinischen Volkes.

Von den Nibelungen herab, von der Zeit an, wo das Christenthum Wurzel zu schlagen begann auf dem süddeutschen Boden, war die Sage diesen Ufern treu. Eine anmuthvolle, in ein fantastisches Gewand gehüllte Begleiterin, folgt sie den Zügen des großen Kaisers Karl, sie berichtet von den Ottonen und den Saliern, von den an Verwirrung wie an großen Thaten reichen Zeiten der Kreuzzüge, von den hohenstaufischen Herrschern und den Tagen der Habsburger. Aber nicht immer ist sie auf historischem Boden erwachsen: auch unabhängig steht sie da und greift aus dem Leben des Ritters und des Landmanns immer wechselnde Begebenheiten. Wer die Fahrt vom Rheingau bis zum Siebengebirge macht, erblickt mit stets erneutem Staunen die zahllose Menge der Burgen, die auf jeder Höhe thronen, bald wie eines Adlers Horst auf einem überhangenden, in jedem Moment den Einsturz drohenden Vorsprung einer Klippe eingenistet; bald mit ausgedehnten Mauern und stattlichen Thürmen den Rücken eines breitern Hügels einnehmend und zum Schutze einer tiefer liegenden Stadt bestimmt; bald als einsame Warte auf einem die

Gegend ringsumher überschauenden Gipfel landeinwärts sich erhebend. Und kaum möchte eine darunter sein, in deren verwitterndem Gemäuer nicht die Sage wohnte, neben dem grünen Eppich, der die Steinmassen schmückt, bis er sie formlos auseinandersprengt, die einzige Lebensspur in der Verödung. Sie öffnet vor dem forschendem Auge die Hallen der Vergangenheit, von deren Thore sie den schweren Riegel wegschiebt: mit festen Zinnen versehn ist die hohe Warte, vom Schutt befreit der Burghof, in welchem die Linde grünt und blüht, geschmückt und mit fröhlichen Gästen gefüllt die Kemnate; Kaiser und Könige halten Gericht, führen den Heerbann an, entscheiden über den Kampfpreis; in den Schluchten lauern Räuber und überfallen den wehrlosen Handelsmann; um Minnesold und Ehre dient der treue Ritter; Feen und Kobolde treiben ihr Spiel, bald boshaft, bald dem Menschen dienend, wenn er gutgeartet ist; heilige Männer durchziehn lehrend und betend das Land, und aus den Klöstern erschallt frommer Gesang; der Landsknecht, Heimath und Herrn wechselnd, je nachdem wo Kampf und Löhnung ihn hinrufen, zieht mit gewichtigen Waffen vorüber, ein ungern gesehener Gast; Kriegslärm umtobt Mauer und Graben, der Landmann wie der Städter sehnt sich nach friedlichen Zeiten, und benutzt jeden Moment der Ruhe zur Erbauung der Verschönerung der Kirche, die seinen Wohnort

ziert, und die sich von ferne schon mit hohem Thurm und melodischem Glockenläuten als das Palladium, das Liebste und sorgsamst Gehegte im Glück wie in der Noth, verkündet. Und es ist nicht immer ein bloßer Traum von der Vergangenheit. Mit eignen Augen sehn wir sie. Fest und innig ist sie mit der Gegenwart verwachsen. Ein Gang durch manche rheinische Stadt ist belehrender denn eine Vorlesung über das Mittelalter. Ueberall stößt das Auge auf denkwürdige, durch eigenthümliche Schönheit ausgezeichnete, oder durch daran haftende Erinnerungen bemerkenswerthe Bauten. Sind auch des großen Karls Kaiserpaläste zu Ingelheim und Aachen fast bis auf die letzte Spur verschwunden, ist der Königstuhl zu Rhense durch frevelnde Hand zerstört, sandte das Nachbarland mordbrennerische Rotten, um die rheinischen Ufer in eine Einöde zu verwandeln: noch stehn Denkmale der herrlichsten Baukunst, die Dome und Kirchen von Altenberg, Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Oberwesel, Mainz, Frankfurt, Oppenheim, Worms und Speyer; noch trotzt der Zerstörung, auch in seiner Verwaisung, das Heidelberger Schloß, der schönste rheinische Fürstensitz, und, Hohenschwangau im Baierland, wie dem nachbarlichen Stolzenfels ein Muster, erhob sich aus seinen Trümmern der Rheinstein, wiedergeboren zu einem heitern Dasein, von sorgsam treuer Hand gepflegt und geschmückt, unter dem Schutz der mächtigen

Adlerschwingen eine gastliche Burg für ein teutsches Geschlecht, freudig begrüßt von zahllosen Wandrern, welche jeder neue Frühling zu diesen auch im Ernst und in der Einsamkeit schönen Ufern lockt.

Wir stehn auf einem reichen Boden. Der Schacht ist tief und ergiebig: wo der Bergmann anklopft, findet er Erz. Nichts ist bedeutungslos. Während jenes auf einen Charakterzug irgend eines bedeutenden Mannes sich gründet, den der Annalist übersehn, auf eine Begebenheit in seinem häuslichen Leben, die man nicht für wichtig genug gehalten, in lateinischen Chroniken neben der Erzählung großer Thaten zu stehn: bezieht dieses sich auf eine abgelegte Sitte des Volkes, auf ein einst Geglaubtes, auf ein Erlebtes, Vorübergegangenes, Vergessenes. Was uns fabelhaft erscheint, hatte seinen Grund; und betrachten wir es näher, streifen wir ihm das fremde, seltsame, abenteuerliche Gewand ab, so erläutert es nicht selten das, was wir noch heut sehn, und nach dessen Ursprung und Herkunft wir vielleicht lange vergeblich gesucht haben.

Zieht der Landschaftmaler am Strome dahin, so bieten seinem Auge so viele reizende Bilder sich dar, daß er nicht weiß, welchen er den Vorzug schenken soll, wenn es drauf ankommt, ihre Umrisse auf seinen Blättern festzuhalten. Sieht der Erzähler sich um nach Gegenständen für seine Darstellung, so findet er so viele,

daß sein Gedächtniß ihm untreu zu werden droht. Es kommt auf die Wahl an unter diesem Reichthum. Wo aber so viel ist, wird die Wahl schwer.

Fleißige und gewissenhafte Sammler und Forscher haben längst die Masse des Stoffes ans Licht gezogen, untersucht, gesichtet. Es wäre überflüssig, bei Erwähnung geschichtlicher Arbeiten auf Schöpflins, Kremers, Schannats, Widders, Bodmanns, Vogts, Dahls, u. v. A. Verdienste aufmerksam machen zu wollen: fast jede einzelne Stadt und viele einzelne Burgen haben ihren Geschichtschreiber gefunden. Hier, wo nur der romantische Theil der rheinländischen Historie in Betracht kommt, möge auch nur von den Vorgängern hiebei die Rede sein. Niclas Vogt verschmähte es nicht, in seinem großen Werke, das erst jetzt, nach des verdienstvollen Verfassers Tode, ganz bekannt gemacht werden wird, die Sagen und Legenden zu erzählen, welche im Munde des Volkes leben; Alois Schreiber veranstaltete die umfassendste Sammlung, mit besonderer Berücksichtigung der oberrheinischen Gegenden, und durch schlichte Darstellungsweise die zahlreichen Freunde verdienend, welche sie sich erworben hat. Wo der Poesie ein so ergiebiger Stoff geboten ist, konnte sie nicht feiern: wir begegnen den berühmtesten Namen deutscher Dichtung auf den Ufern des vaterländischen Stromes, und wie bedeutend die Ausbeute gewesen ist, hat erst neulich

die schöne und dankenswerthe Sammlung von Karl Simrock gezeigt, zu welcher dennoch eine nicht geringe Nachlese gehalten werden könnte.

Was nun das hiemit dargebotene und eingeführte Buch betrifft, so hat der Herausgeber, durch die freundliche Theilnahme geachteter Schriftsteller und Landsleute unterstützt, den Zweck gehabt, vorzugweise solche Sagen zu wählen, die eine weitere Ausführung in Erzählungform zulassen: einestheils, weil er eine Einschränkung in Hinsicht des durch die Aufnahme der bisher zu wenig beachteten niederrheinischen Sagen sich mehrenden Stoffes für nöthig hielt, andrerseits weil es ihm ersprießlich schien, durch eingewobene Schilderungen der Oertlichkeit wie durch Benutzung historischer Data die Skizzen zu kleinen Gemälden abzurunden. Es konnte indeß dabei ebensowenig seine Absicht sein, sich streng an die Geschichte zu halten (was etwa nur in der Erzählung von der heil. Hildegardis und in der von der Seckenheimer Schlacht der Fall ist), als das Gebiet des historischen Romans zu betreten. Ob erreicht worden, was er und seine Mitarbeiter sich vorsetzten: einen Begleiter auf der Rheinreise, ein Erinnerungsbuch für den Heimgekehrten zu liefern, mögen Andere entscheiden. Eine zweite Beschränkung ist eine geografische. Der Leser wird hier nämlich vom Niederlande her stromaufwärts geführt, bis da wo der Neckar seinen Namen

verliert, und Heidelberg mit seinen Schloßthürmen, Speyer mit dem Dom, in welchem die Kaiser schlafen, sich in den Fluthen spiegeln. Die oberrheinischen Gegenden sind ausgeschlossen — aber man besucht die Orte, wo der große Kaiser sein ruhmvolles Leben geendet, die wilden Eifelstriche, den Taunus und Odenwald, und den Neckar bis Heilbronn, reich an Erinnerungen aus der Zeit des Ritterthums. — Der Herausgeber hatte sich ursprünglich vorgenommen, diesem Buche eine Reihe geschichtlicher und topographischer, wie auch literarischer Erläuterungen als Nachtrag beizugeben. Seine Entfernung von der Heimath wie von den zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen nöthigt ihn jetzt, wo die Nachricht, daß die Einsendung dieses Vorwortes verlangt werde, ihn überrascht, davon abzustehn. Er muß sich also begnügen, vorerst darauf aufmerksam zu machen, daß einige wenige Stücke der Sammlung (25, 27, 46, 49) den Werken von Vogt, Schreiber und Grimm (Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße u. s. w.) entlehnt sind; zwei andere, Bearbeitungen nach dem Französischen (in den Promenades d'un artiste) mögen hier als Probe stehn, wie ein talentvoller Ausländer den Geist deutscher Sage aufgefaßt hat. Aehnliche Versuche sind nicht immer geglückt, am wenigsten dem Irländer Colley Grattan, einem sonst gewandten Erzähler. Planché's Büchlein (Lays and Legends of

the Rhine) ist wenig beachtet worden; Bulwer, von dem eine Geschichte (die Brüder) in einigen Theilen benutzt worden, hat zu viel Fremdartiges hineingemischt. — Bei der Erzählung von der h. Ursula, muß auf Reverbergs Buch mit seinen Erläuterungen Hemlingscher Bilder verwiesen werden; bei der Geschichte vom Kölner Dombau, vom Herrmann Gryn, vom Magus Albertus und von der wiedererstandenen Richmodis, auf das Kölner altdeutsche Taschenbuch, Rousseau's Domlieder, Weydens Vorzeit Kölns. Die Sage von Fastradens Ring erzählt schon Petrarca in einem Briefe an seinen Freund Colonna; die von der Abtei Steinfeld gründet sich auf eine Chronik in Versen. Die übrigen bedürfen nur weniger Erläuterungen, die man in Dahl's Panorama und seiner Schrift über die h. Hildegard, in Rousseau's Purpurviolen der Heiligen, in dem Sagenkranz des Fräulein von Stolterfoth, in C. G. Brauns Schriften, in Gottschalks Ritterburgen, Schreibers Rheinreise und endlich in den größern Werken über deutsche Geschichte findet. Karl und Elegast ist eine freie Bearbeitung des alt-niederdeutschen, neuerlich von H. Hoffmann von Fallersleben herausgegebenen Gedichtes. Ueber die Sagen des östlichen Ufers und des Neckars und deren Localität, geben die mit Dank benutzten Schriften von Gerning, Grimm, Kirchner, Jäger, v. Leonhard u. A.

reichliche Auskunft. — Die Nibelungensage, nach dem Volksbuche und dem Epos als umfassende Skizze, dem Zwecke gemäß bearbeitet, begrenzt, so weit sie dem Rheinlande angehört, die in diesen Darstellungen durchmessene Bahn so ziemlich an Anfang und Ende, und bildet hier, da das Burgundische Worms der Hauptschauplatz der Tragödie ist, den Schlußstein.

Der Herausgeber kann sich einer eigenthümlichen Empfindung nicht erwehren, indem er, umgeben von Szenen und Denkmälern einer andern Größe und eines andern Ruhmes, unter verschiedenartigen und dem gegenwärtigen Gegenstande ferneliegenden Studien und Beschäftigungen, diese Zeilen schreibt und im Begriffe steht, sie über die Alpen zu senden, um ein Buch einzuleiten, welches während eines einstweiligen Aufenthalts in Deutschland in den Jahren 1835 und 36 entstand. Wohin er auch den Pilgerstab gesetzt haben mag, nirgend und nie verließ ihn die Erinnerung an die Schönheit der Heimath.

Rom, am Neujahrstage, 1837.

Rheinlands Sagen,

Geschichten und Legenden.

Herausgegeben

von

Alfred Reumont.

St. Gertradens Minne.

Was heißt Minne? — Eigentlich Gedenken; denn es war eine Zeit, wo Lieben — und die Liebe in treuem Herzen bewahren — als untrennbar von einander gedacht wurden, wo — wie Jeder, der minnen konnte, auch lieben mußte, — so Jeder, der geliebt hatte, auch minnen mußte. Die Zeit ist längst vorbei, und jetzt ist es freilich ein himmelweiter Unterschied, — zu lieben oder die Liebe im heiligen stillen Andenken aufzubewahren; aber das Wort „Minnen" für „Lieben" ist geblieben. — Nur bei den Dänen noch heißt Minde: Gedenken, und eine Menge Gärtchen, Gütchen, Denkmale werden Christians-, Frederik's-, Louisens-Minde genannt, welches so viel bedeutet als Souvenir de Chrétien rc. (Wir Deutschen haben, nachdem das Wort seine ursprüngliche Bedeutung veränderte, kein entsprechendes mehr, sonst würde nicht auf tausend Nadelbüchschen und Brieftaschen Souvenir stehen, sondern Minne.)

Es gibt Menschen, die den Glauben hegen, ein recht lebhaftes Gedenken eines Lieben übe eine Art von Zauber auf denselben, so daß seine Seele gezwungen sei, in diesem Augenblicke bei demjenigen zu sein, der mit seiner Minne beschäftigt ist. Daß ein solcher Glaube seinen guten Grund hat, wird die Geschichte von Gertrudens Minne alsbald offenbaren. — Auch gibt es andere Menschen, welche glauben, daß — da Jehovah dem Noah den Weinstock gezeigt habe, bald nachdem die Wasser der Sündfluth sich verlaufen hatten — so sei dieser gleich dem Regenbogen eine Art Bundeszeichen zwischen der Gottheit und dem Erdgebornen, und man müsse keine Gelegenheit versäumen, um seinen geheiligten Saft zu trinken. Eigends von Gott Begünstigte haben von jeher einen besondern Segen in der heiligen Traube gefunden, zumal wenn ihr Saft gepreßt war und gegohren hatte; und in vielen Weinländern geht die Sage, daß nicht nur alles Gift im Weine die verderbliche Kraft verliere, sondern daß auch der dem Andenken frommer Seelen geweihte Trank gegen Unheil aller Art den besten Schutz gewähre (besonders wenn der Wein unverfälscht und von edlem Gewächse ist). Ueberall ist man dieser Meinung befreundet und spendet gern dem Scheidenden, oder demjenigen, der etwas von Wichtigkeit unternimmt, einen Weihetrunk; aber nirgends ist dieser Glaube so eingewurzelt wie am Rhein, wo man nicht gern irgend eine Gelegenheit vorüber gehen läßt, dem Scheidenden, Kommenden oder Weilenden einen Becher Weins zu reichen und mit zu genießen. Mancher Unerfahrene nennt daher die Rheinländer arge Schlemmer

und Trinker; aber dem Geschichtskundigen und besonders dem, der gern in den alten Büchern und Pergamenten, die den Vater Rhein umgeben, blättert, muß es bald kund werden, daß die Rheinländer nicht **trinken**, sondern — **St. Gertrudens Minne feiern**, wie die Vorfahren schon Odins und Freia's Minne feierten. — Folgende Sage mag jeden Zweifler noch vollends bekehren.

Als die **heilige Gertrud** noch ein, obwohl sittsames, doch der Welt angehörendes Mägdlein war, führte sie ihren Namen Gertrud, die Vielgeliebte, mit vollem Rechte, denn Jeder, der die Jungfrau erblickte, fühlte den süßen Zauber ihres holdseligen Wesens. Besonders gab sich ihr ein Ritter, stolzen Namens und tapferer Thaten, dergestalt zu eigen, daß er seinen Sinn von allem andern Thun und Treiben ab- und einzig der holden Königin seines Herzens zuwandte, obgleich dieselbe noch durchaus jung an Jahren und er wohl dem Löwen zu vergleichen war, der sich von der Hand eines Kindes leiten läßt.

Gertrud war über alle Maßen mildthätig, eine Tugend, die sich bei ihr schon in den frühsten Jahren entwickelte, so daß sie zu wiederholten Malen im bloßen Hemdchen von ihren kleinen Streifereien heimkam, weil sie Alles, was sie auf sich trug, den Armen geschenkt hatte. Später zwar verbot ihr die Sittsamkeit eine solche Handlungsweise, indessen war sie durch ihre gränzenlose Freigebigkeit immer so arm an Baarschaft und Kleinodien, daß sie nicht selten einen Nothleidenden

unbeschenkt entlassen mußte, was ihr jedesmal so tiefen Kummer verursachte, daß sie den ganzen Tag in Thränen zubrachte.

An einem jener Tage, als sich eine arme Hausmutter, deren Mann erkrankt war, in ihrer höchsten Bedrängniß an sie gewendet hatte, wagte es der Ritter, ihr ein Geschmeide, das er bei sich trug, zur Hülfe für die Nothleidenden anzutragen; sie ergriff es mit dankbarer Begierde und eilte schnell damit in die Hütte der Armuth, wo sie den edlen Geber nannte, und den Haushalt in Freuden verließ. Der Ritter wollte anfangs Hoffnung für seine eigenen Werbungen aus der Hast entnehmen, mit der die Jungfrau die Gabe ergriff, aber wenige Tage belehrten ihn, daß durchaus nur Gertrudens Mildthätigkeit und keine irdische Liebe Theil hatte an ihrer Willfährigkeit, sich ihm zu verpflichten. Dennoch beglückte ihn die Freudigkeit, mit der die Vielgeliebte alle Gaben aus seiner Hand annahm, um sie augenblicklich wieder zu vertheilen, so sehr, daß er sein Vermögen nicht schonte, um ihr immer häufigere Spenden zukommen zu lassen. Es hatte sich durch dieses gemeinschaftliche Wirken für die Nothleidenden eine sehr innige Freundschaft für den Ritter in Gertrudens Herzen geregt, die indessen viel zu arglos war, um zu ahnen, daß ihre eigene schöne Gestalt den Ritter zur Liebe entflammt haben könne, — so daß sie seiner Handlungsweise keine anderen Beweggründe beilegte, als diejenigen, deren sie sich bei der ihrigen bewußt war.

Als Gertrud achtzehn Jahre zählte, theilte sie ihrem Freunde eines Tages mit, wie sie entschlossen sei, ihr

Leben ihrem lieben Herrn Jesu und seinem von ihr besonders verehrten Jünger Johannes zu widmen, und daher sich in ein Kloster von der Welt zurückziehen wolle. Die Weise der Jungfrau bei diesem Bekenntniß war so rein und überirdisch, daß der Ritter sich scheute, ihr seinen tiefen Kummer über den Vorsatz mitzutheilen, nur wagte er es sie zu fragen, ob sie denn nicht mit einigem Schmerz auf die Aussicht verzichte, einen Mann zu beglücken und Kinder an ihre Brust zu drücken; worauf die Jungfrau ohne zu erröthen in holder Unbefangenheit erwiederte: daß sie nie einem Irdischen so zugethan sein könne, wie ihrem lieben St. Johannes, und daß sie schon jetzt Kinder wie Sand am Meere habe, da jeder Nothleidende ihr Kind sei. — Der Ritter fühlte, daß er vor solchen Nebenbuhlern verstummen mußte, und beschwichtigte seinen Schmerz. Er sah Getruden von der Burg ihrer Väter Abschied nehmen und in das Kloster ziehen. Sein einziges Glück bestand von jetzt an darin, die Jungfrau seiner Liebe von Zeit zu Zeit zu sehen, was die milde Regel des Ordens nicht verwehrte, wo er dann jedesmal nicht ihr, — denn das war ihm nicht mehr gestattet, — sondern ihrem Kloster reiche Geschenke darbrachte. Gertrud freute sich eines jeden solchen Besuches herzlich, und schloß ihren Freund täglich in ihr Gebet dermaßen ein, daß das Gefühl der Empfängerin immer rein und Gott gefällig blieb, während der Geber wohl fühlte, daß ihm bei seinen Spenden weniger an den armen Nothleidenden lag, als an der holden Jungfrau, deren Dank ihn erfreute. Auch ruhte für ihn kein Segen auf seinem, seit geraumer Zeit mit

Nachlässigkeit verwalteten Vermögen, und da er für keinen Zufluß von anderer Seite Sorge trug, so ward der Strom seines Reichthums nach und nach immer seichter, und bald war der letzte Tropfen in Gertrudens Kloster geflossen. —

Eine düstre Verzweiflung bemächtigte sich bei dieser Entdeckung des Ritters, denn wie sollte er sich jetzt ihren Dank verdienen. Er sattelte sein Roß und machte einen wilden Ritt auf die Heide, immer bei sich erwägend, wie er es möglich machen möchte, durch seine gewohnte Freigebigkeit auch ferner Gertrudens holdes Lächeln zu gewinnen. — Da scheute auf einmal sein Roß vor einem Dornenbusche, und als es noch schnaufend davor stand, erhob sich ein grüner Jäger mit einem mißgestalteten Beine und einer Hahnenfeder auf der Mütze, der hinter dem Busche geruht zu haben schien. Der Grüne wußte bald ein Gespräch einzuleiten, und war in nicht zu langer Frist so weit mit dem Ritter gekommen, daß er der Vertraute aller seiner Sorgen war. — „Dafür, meinte der pferdefüßige Gast, gibt es Rath; alle Schätze der Erde stehen mir zu Gebote, und kein Bergmann versteht so tief zu graben, als ich. Seht dies Pergament, das mir nach 7 Jahren erst Eure Seele zu eigen gibt, wenn Ihr's mit Eurem Blute unterschreibt. Besinnt Euch nicht lange, und diese 7 Jahre hindurch sollt Ihr haben — was Euer Herz begehrt.“ —

Der Ritter dachte nicht an seiner Seele Heil, sondern nur an Gertrudens Dank, wenn sie sich durch ihn in den Stand gesetzt sähe, allen Armen, von denen sie

nur irgend hören könnte, zu helfen. Und schnell ritzte er sich eine Ader auf und ergab sich dem Teufel, indem er die Hahnenfeder des Grünen, die dieser zierlich zugespitzt von seiner Mütze nahm, in sein rothes Blut tauchte und seinen Namen an das Ende des Pergaments setzte.

Jetzt eilte er heim und fand seine Geldkisten gefüllt — und jemehr er dem Kloster schenkte, desto reicher ward er. Aber nie berührte er zu seinem eigenen Bedarf einen Heller von dem gefährlichen Schatze, und lebte nach wie vor in Einfachheit und strenger Entsagung.

So vergingen 7 Jahre, und Gertrud war Aebtissin ihres Klosters geworden, ohne daß ihre geistliche Standes-Erhöhung den freundschaftlichen Verkehr mit ihrem Ritter im mindesten unterbrochen hatte. — Der Tag, wo alle Herrlichkeit des Armen ein Ende haben sollte, war heran genaht, und der Ritter beschloß den Morgen noch einmal zu Gertrud zu gehen, um dann den Nachmittag zur Hölle zu fahren. — Als er scheiden wollte, kündigte er an, daß er am Vorabend einer großen Reise sei, und seine Freundin wohl lange nicht wiedersehen werde. Gertrud sagte: „Des Herrn Wille geschehe! Aber eins müßt Ihr mir nicht abschlagen, vor dieser weiten Reise: nämlich noch einmal unter St. Johannes Weihe, auf meine Minne zu trinken, denn ich möchte wohl sicher sein, daß Ihr in der Ferne meiner nicht vergäßet, wie Euch denn auch andererseits der Weihetrank meines Heiligen vor allem Uebel bewahren wird.“ —

Mit zerknirschtem Herzen trank der unglückliche Ritter Gertrudens Minne, schwang sich auf's Roß und sprengte mit verhängtem Zügel jener Heide zu, wo er sein Verderben zu finden gewärtig war. Auch sah er schon von Weitem den grünen Jäger, mit seiner Pergamentrolle in der Hand, am Dornbusche stehen, und er zog den Zügel an und ritt langsamer, Gertrudens mit innerer Seelenangst gedenkend, hinan. Da prallte plötzlich der Grüne einige Schritte zurück, und rief, indem er das Pergament von sich warf: „Da habt Ihr Euren Kontrakt zurück; — sie sitzt ja hinter Euch mit ihrem Heiligenschein und wehrt mich ab." — Und mit diesen zornig gesprochenen Worten war der Jäger verschwunden, und auf der kahlen Heide war nichts zu sehen als das zerknitterte Pergament. — Der Ritter ritt nach Hause und fand in seinen Kisten den ganzen Schatz unversehrt liegen. — St. Gertrudens Minne hatte ihn geheiligt.

I.



Plüddemann inv. | Ch. A. Schuler nls sen. sculp.

Carlsruhe durch Kunst-Verlag.

Der Schwanenritter.

(Hierzu das Bild I, erfunden von H. Plüddemann, gestochen von Ch. A. Schuler.)

In der Stadt Nymwegen, im Niederlande, war ein gewaltiges Drängen und Treiben. Ritter und Knappen eilten her und hin, Reisige und Trabanten gingen in ihren Rüstungen und reichen Anzügen umher, schöne Frauen füllten von früh bis spät die Ecken der hohen, mit spitzen Giebeldächern versehenen Häuser. Es war ein ganz ungewohntes Leben, und die vielen Fremden, welche von allen Seiten herbeiströmten, konnten für sich, für ihre Begleiter und Rosse, nur mit Mühe ein Unterkommen finden.

Die Ursache dieses Volkszulaufs will ich euch berichten. König Karl war in Nymwegen angekommen, um die Klage der Herzogin von Brabant gegen ihren Schwager zu vernehmen, und ihre Streitsache wo möglich in Güte zu schlichten. Die Angelegenheit verhielt sich nämlich so: Gottfried, Herzog von Bouillon und Brabant, welchen das nach dem Morgenlande ziehende Kreuzheer, um seiner erprobten Weisheit und Tapfer-

keit willen, zu seinem Anführer erwählt, und welcher sich durch die Eroberung Jerusalems und Befreiung der heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen zum gefeiertsten Helden der Christenheit emporgeschwungen hatte, war in Palästina ohne Hinterlassung männlicher Erben gestorben. Er hatte jedoch in einer von seinen Vasallen genehmigten Urkunde gestiftet, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben solle. Hieran kehrte sich aber Gottfrieds Bruder, der mächtige Sachsenherzog, nicht: er berief sich auf das Salische Gesetz, welches die Weiber von der Nachfolge in der Regierung ausschließt, und bemächtigte sich des Landes, über welches sein Bruder geherrscht, nicht achtend auf die Vorstellungen und Klagen der Wittwe und Waise, welche endlich an den König selbst sich zu wenden beschlossen.

Auch der Herzog von Sachsen war nach Nymwegen gekommen, und stand der gegen ihn erhobenen Klage Antwort. Als nun eben das Gericht angehen sollte, wobei die meisten der Anwesenden wohl im Herzen zu Gunsten der verwittweten Herzogin und ihrer schönen Tochter Beatrix sich aussprachen, aus natürlichem Mitgefühl für die trauernden Frauen, — aber doch an einem guten Ausgange ihrer Angelegenheit verzweifelten, da erhob sich ein großes Getöse, ein Schreien und Rufen, das vom Ufer des Rheines herzukommen schien. Und als der König nebst vielen Andern an das Fenster trat, um die Ursache des Tumults zu erforschen, siehe, da erblickte er einen schneeweißen Schwan, der das Wasser heraufschwamm, und an einer silbernen Kette ein Schifflein nach sich zog. In dem Schifflein aber schlief ein Ritter, sein

Haupt ruhte auf dem Schilde, neben ihm lagen Helm, Halsberg und Panzerhosen. Der Schwan zog die schwere Last als ein guter Seemann durch die Fluth und gegen die Strömung an, denn das Schifflein hatte weder Segel noch Mastbaum. Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich über die seltsame Erscheinung, und als das Schifflein sich dem Gestade näherte, vergaß Jedermann die Klage der Frauen und lief hinab an's Ufer, wo das Volk dichtgedrängt stand, und mit manchem Ausruf des Erstaunens dem Wunder zusah. Unterdessen war der Ritter erwacht, hatte seine Rüstung angelegt und war an's Land gestiegen. Der König empfing ihn freundlich, nahm ihn bei der Hand und geleitete ihn nach der Burg. Da wandte sich der Ritter um zu dem Vogel, der mit ihm gekommen war, und verabschiedete ihn mit den Worten: Fliege wieder heim, lieber Schwan; wenn ich dein künftig bedarf, kann ich dir wohl wieder rufen, und du kehrest getreulich zu mir zurück. Kaum hatte der Schwan die Anrede vernommen, so schlug er mit dem blendendweißen Flügelpaar, hob seinen Hals und war in wenig Augenblicken mit dem Schifflein Aller Augen entrückt. Jeder schaute den fremden Gast neugierig an, und manches Wort flüsterte ein Nachbar dem andern ins Ohr, denn das Abentheuer schien ihnen gar zu räthselhaft. Karl trat wieder in den hohen Saal und nahm seinen frühern Sitz ein, worauf er den Streitenden zuwinkte, mit der Darlegung ihrer Gründe zu beginnen; dem Fremdling aber, dessen Ankunft das Gericht unterbrochen hatte, wies er einen Platz unter den übrigen Fürsten und Großen an.

Die Herzogin von Brabant, ihre Tochter Beatrix an ihrer Seite, hub nun an ihre Klage ausführlich vorzutragen, indem sie sich auf den Erbvertrag ihres verstorbenen Gemahls berief, in welchen alle seine Lehnsleute eingewilligt. Hierauf vertheidigte sich der Herzog von Sachsen, indem er als Bestätigung seiner Ansprüche und Rechtfertigung seiner Besitznahme der brüderlichen Lande, auf das allgemeine beobachtete Herkommen und die bestehenden Rechtsverhältnisse sich bezog. Und als er sah, daß der König zauderte, und nicht wußte welchen Entschluß er zu fassen habe, da erbot er sich zum Kampfe für sein Recht, und forderte, die Herzogin solle ihm einen Ritter entgegenstellen, das ihrige zu beweisen.

Karl gab dem Vorschlag seine Zustimmung, denn, in Wahrheit, er sah sich dadurch aus einer peinlichen Verlegenheit gerissen, indem er die Entscheidung vom Waffenglück abhängig werden ließ. Die Herzogin hingegen erschrak heftig: der Herzog von Sachsen war ein streitbarer Held und von Wuchs schier ein Riese, so daß Niemand ihn zu bestehen wagte. Vergebens ließ sie die Augen im Kreise schweifen; sie begegneten wohl mitleidigen Blicken, fanden aber Niemand, der sich für sie zu kämpfen erboten hätte. Beatrix weinte und sprach: „So müssen wir denn verderben und unsern Gegner triumphiren sehen, weil kein Ritter das Schwert für uns erheben will!" Da trat der Jüngling, welchen der Schwan an's Land gezogen hatte, vor den König und gelobte, der Frauen Kämpfer zu sein.

Ein schwerer Stein fiel von der Brust mancher, die es vernahmen, obgleich Viele fürchteten, der Fremde,

hochgewachsen, aber mehr schlank denn kräftig, werde dem Herzoge nicht gewachsen sein. Die beiden Frauen, welche schon am guten Ausgang ihrer Sache verzweifelten, hatten nur stummen Dank im Blicke. Auf dem freien Platze vor der Königspfalz wurden sogleich Schranken errichtet; der Sachsenfürst und der Schwanenritter gingen, sich vollständig zu rüsten, und erschienen bald darauf wieder mit heruntergelassenem Visir. Eine unzählige Menschenmenge umgab die herumstehenden Edeln und Trabanten, welche nur mit Mühe das Volk zurückhielten. Der Kampf war lang und hartnäckig, denn Beide führten ihre Waffen mit großer Kraft und Gewandtheit; endlich traf ein gewaltiger Hieb den Helm des Herzogs, er taumelte und sank nach ein Paar Augenblicken zu Boden. Als man sein Visier öffnete, war er verschieden.

Da begrüßte lauter Zuruf den Sieger; der König verließ seinen hohen Sitz und führte ihn in den Saal zu den Frauen, welche mit der größten Herzensangst dem Ausgange entgegen geharrt hatten. Mit welchen Dankesbezeugungen empfingen sie ihren Ritter! Karl sprach nun der Herzogin ihr Erbe zu, das kein Gegner oder Verwandter mehr in Anspruch nahm, und als Alle auseinander gingen, nachdem sie ihr Glück gewünscht zum guten Erfolge, folgte der Fremde gerne der Einladung der Frauen, ihnen auf der Rückkehr nach Cleve, wo sie zu wohnen pflegten, das Geleite zu geben.

In der Burg zu Cleve nun verlebte der Schwanenritter, den man unter keinem andern Namen kannte, glückliche Tage. Das Volk pries ihn, wo er sich sehen ließ, denn es liebte die Herzogin und sah in ihm ihren

Erlöser. Die Blicke der schönen Beatrix gestanden ihm bald, daß mehr noch als das Gefühl der Dankbarkeit sie an ihn fessele: mit Freuden sah die Mutter die Neigung, welche Beide verband, denn nun wußte sie, daß sie auch ihrem Lande und Volke einen Helden und Edelgesinnten schenken könne, zum Ersatz für den Verlust ihres tapfern und frommen Gemahls. Nicht lange Zeit verging, so war Beatrix die beglückte Braut des Ritters; aber er steckte ihr nicht eher den Ring an, bis sie ihm die heilige Versicherung gegeben hatte, daß sie nie und zu keiner Zeit fragen werde, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei. Wenn sie es thue, so werde sie ihn unwiederbringlich verlieren: sein Geschick sei an diese Frage geknüpft.

Jahre vergingen. Das Land war ruhig und glücklich, denn der Ritter regierte es mit Milde und Festigkeit, und der Ruf seiner Weisheit und Tapferkeit, welcher sich überall hin verbreitet hatte, hielt jeden Feind von seinen Grenzen ab. Beatrix war Mutter zweier Knaben geworden, die zu werden versprachen, wie ihr edler Vater. Oft hatte sie in stillen Stunden darüber nachgesonnen, was es wohl sein könne, das ihren Gatten abhalte, seine Herkunft wissen zu lassen. Mehr denn einmal schwebte die Frage ihr auf den Lippen, aber die Furcht sowohl als ihr gegebenes Versprechen hielten sie zurück. Nachdem aber viele Zeit verflossen war, und sie endlich nicht mehr ertragen konnte, daß sie nicht wissen sollte, wer ihrer Kinder Vater sei, that sie einst in der Nacht die verbotene Frage. Da erschrak der Ritter auf's äußerste. Beatrix, sprach er mit

wehmüthiger Stimme, Du selbst hast nun Dein und mein Glück vernichtet. Ich muß von hinnen, wie ich Dir einst am Trauungstage sagte — nichts vermag mich hier zu halten.

Kaum war der Morgen angebrochen, so war die ganze herzogliche Burg von Cleve in Bewegung. — Die Herzogin war ein Bild des größten Jammers; ihr Gemahl ging stumm und ernst durch die Räume umher, um Abschied zu nehmen von den Orten, die sein Glück gesehen. Als die Sonne schon hoch am Himmel stand, da sah man einen Schwan den Strom herauf schwimmen, ein Schifflein nach sich ziehend. Der Ritter legte dieselbe Rüstung an, in welcher er an jenem verhängnißvollen Tage nach Nymwegen gekommen war, ließ sich seine beiden Kinder bringen und küßte sie, schloß die verzweifelnde Mutter noch einmal in seine Arme, und trat dann hinaus auf den Platz, der an den Rhein stieß. Der Schwan war bis an's Ufer geschwommen und schien dort zu harren; alle Bewohner der Stadt hatten sich versammelt: sie fielen ihrem Herrn zu Füßen, und baten ihn flehend, er möge bei ihnen bleiben und sie nicht verlassen. Aber die Erfüllung dessen, was sie verlangten, hing nicht ab von seinem Willen. Der Ritter sprach noch einige Worte des Abschiedes, indem er ihnen dankte für ihre Anhänglichkeit und Treue, und ertheilte dann dem ganzen Volke seinen Segen. Hierauf trat er in's Schiff, warf noch einen letzten Blick auf die Burg und auf die ihm voll Bekümmerniß Nachschauenden, fuhr den Rhein hinunter und kehrte nimmer wieder.

Beatrix kam Anfangs das ganze Ereigniß wie ein Traum vor. Ach, es war nur zu traurige Wahrheit. Nichts vermochte sie zu erheitern und zu trösten, und ihre Mutter, die alte Herzogin, mußte noch am Lebensabende den Schmerz haben, ihre einzige geliebte Tochter dahinwelken zu sehen, im Lenze ihrer Tage und der Blüthe ihrer Schönheit. Oft sah man sie von früh bis spät auf dem Söller der hohen Burg sitzen, den Busen voll Gram und Reue, das Haupt auf die Hand gestützt, den Blick sehnsüchtig nach der Gegend hingewandt, wo ihr edler Gatte verschwunden war. Bisweilen, wenn ein weißes Segel in der Ferne auftauchte, pochte lauter ihr Herz, denn da hoffte sie, er könne wiederkehren. Aber es war vergebens. So gingen nicht viele Monde vorüber, da hatte sie sich zu Tode gehärmt, und die Ihrigen beweinten den doppelten Verlust.

Die Herzogin, allein geblieben in der verwaisten Burg, zog ihre Enkel in Gottesfurcht und edlen Gesinnungen auf. Aus ihrem Saamen stammten mehrere Geschlechter, die von Geldern sowohl als von Cleve, die Grafen von Rheineck und manche andere am schönen Rhein; alle führen den Schwan im Wappen, zur Erinnerung an ihren Ursprung. Das Schloß zu Cleve hat zwar längst seine angestammten Beherrscher verloren, aber auf seinem hohen Thurme steht noch der Schwan, weit umherschauend über Strom und Land, und heute noch knüpft sich das Andenken des unbekannten Ritters und der schönen Beatrix an diesen Schwanenthurm.

Die Solinger Klingen.

Es war der Christfestmorgen des Jahres 1561, als, während noch der Morgenstern hell am unbewölkten Himmel glänzte, zu Solingen die Kirchglocken gar heiter läuteten, die Kerzen auf den Altären brannten und in der Kirche zu den feierlichen Tönen der Orgel der Gesang der Gemeinde erklang, in herzerhebender Andacht das Jahresfest der Geburt des Herrn und Heilandes zu begehen. Noch war der Gesang nicht verklungen, als ein Mägdlein hastig aus der Kirchenpforte trat, und ängstlich um sich schauend und lauschend die Stufen des Gotteshauses hinabstieg. Auf dem Kirchhofe blieb sie stehen, und ließ, während Gesang und Orgelspiel noch forttönten, das Haupt sinken. Bald aber erhob sie den Blick zum Himmel, von dem der Morgenstern hell hernieder leuchtete, und sprach betend:

„Du weißt es, wie meine Mutter auf ihrem Todeslager Severins Hand in die meinige legte, und mit schon brechender Stimme sprach: Haltet fest an einander in Freud und Leid; denn ich fühle es in mir, ihr seid für einander bestimmt. Tritt euch aber das Unheil entgegen, so harret aus; der Gram der Liebe macht sie selbst uns noch lieber. — Du, mein Vater im Himmel! das Unheil und der Gram sind gekommen, sollte ich nun nicht thun, wie mir die Mutter gesagt hat?"

Martha, Martha! flüsterte es jetzt hinter dem Hollunderstamme her, der seine kahlen, weißbeschneiten Zweige gespenstig von der Kirchhofsmauer ausstreckte. — Bist Du es Severin? fragte das Mädchen. — Ja wohl, ich harrte Dein schon am Grabe der Mutter — war die Antwort. — Ich komme — erwiederte Martha. Der Herr wird mir die Sünde vergeben, daß ich die Kirche verließ, um von Dir zu vernehmen, was mein Vater Dir gestern Abend geantwortet hat.

Sie gingen zum Grabe der Mutter, auf dem die verwelkten Kränze an dem Kreuze im Winde rauschten, und Severin begann: Holde Martha! mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du mich hier anhörst; der Herr ist überall, wo nichts Böses geschieht. Und wollte es sich denn anders thun lassen, daß ich Dich zum Letztenmal spreche? — Zum Letztenmal? fragte Martha mit bebender Stimme. Du willst fort? — Sieh — fuhr er fort, da Martha schwieg, weil sie ihr stilles Weinen nicht verrathen wollte — ich dachte es recht gut zu machen, daß ich gestern nicht eher zu Deinem Vater ging, bis aus allen Fenstern die Christbäume mit tausend

Lichtern leuchteten, indem ich ihn bei Dir zu finden glaubte. Allein Hedwig sagte mir, er sei noch immer in seinem Arbeitskämmerlein neben der Waffenschmiede beschäftigt. Da pflegt er gewöhnlich mürrisch zu sein, wenn man ihn stört; indeß ich hatte Dir versprochen, an dem Tage mit ihm zu reden; und so ging ich hinein. Mit düsterem Blick empfing er mich, und fragte, was ich wolle? Meister — begann ich — ich bin noch nicht so lange bei euch, als ich sein mögte; aber ich halt's nicht aus, wenn ihr nicht endlich mir euren Segen gebt, und sprecht: geht wieder zu meiner Martha; du sollst mein Sohn werden. Ich wollte noch mehr sagen; aber er schloß mir auf einmal den Mund mit dem schwersten Nein, das ich je in meinem Leben gehört habe. Da er mich nun so betroffen sah, fügte er allerlei hinzu: wie ich ein tüchtiger Waffenschmied und ihm ein werther Geselle sei, wenn er auch meinen Umgang mit seiner Tochter und den Calvinisten nicht leiden möge.— Hab' ich Dir's nicht gesagt? unterbrach ihn Martha. Aber Severin schüttelte den Kopf und erwiederte: Da liegt's nicht! Ich gehe mit den Genfer Waffenschmieden um, die aus ihrer Vaterstadt die neue Lehre mitbringen. Ob ich dabei auch Aug' und Ohr nicht schließe, so will ich dennoch als ein guter katholischer Christ leben und sterben. Das sagte ich Deinem Vater; und er schlug's nicht in den Wind, sah aber eine Zeitlang starr vor sich hin, wie einer, der mit sich selbst einen Kampf schlichtet. Endlich athmete er tief und sagte: Ihr könnt mir doch nicht helfen, wie gut ihr auch beim Amboß seid. Das befremdete mich, und machte mich warm, so

daß ich rief: Wenn mein Glück vom Amboß zu holen ist, so gebt's nur immer in meine Hände, Meister; ich lasse es euch wahrhaftig da nicht liegen. Er aber lachte fast höhnisch auf und entgegnete: Nun, so wißt denn kurz und gut: ich bin ein verarmter Mann. Theils durch nichtsnutzigen Kauf, theils durch allerlei kostspielige Versuche wollte ich das Geheimniß, Damascener-Klingen zu fertigen, gewinnen; es ist aber mißglückt, und doch habe ich mich schon gerühmt, es zu können. Ich bedarf eines reichen Schwiegersohns, um vielleicht auch dessen Geld durch den Rauchfang zu jagen; denn nicht leben will ich, soll ich's mit Schande thun. Nach diesen Worten wandte er das Auge wieder von mir, und stierte den Boden an. Ich stand da, unruhig und sinnend; jetzt aber noch möchte ich Gott fragen, ob's von ihm kam oder vom Satan, als ich mich vermaß, ich wollt's dem Meister schaffen, daß er des Geheimnisses kundig würde, wenn er mir seine Tochter verspräche. Und wie nun Herz und Hoffnung beredt sind, stellte ich ihm vor: ich wolle gen Damaskus ziehen, und dort so lange den Klingendienst treiben, bis ich den Türken die Kunst abgelernt hätte, dann aber heimkehren und Dich als mein Weib umarmen. Da zuckte ihm wieder ein Lachen um den Mund, wozu ich die Worte vernahm: Nun so zieht nach Damaskus! Ein Jahr lang will ich euch meine Martha aufheben. Habt ihr dann euer Wort nicht gelöst, so bin ich des meinigen quitt. Mit meiner Tochter habt ihr aber weiter keinen Verkehr; und nun schlaft euch Kräfte zur Reise. So mußte ich denn gehen, und stahl nur noch die Gelegenheit, der

Hedwig zu sagen, daß ich euch hier zu sprechen wünschte. —

Tief betrübten Herzens hörte Martha Severins Worte, und ihm die Hand drückend, warf sie ihm mit unterdrücktem Schluchzen vor: Mußtest Du denn Alles gleich zum Aeußersten treiben? Nun willst Du fort! — Ja, und das gleich — redete Severin drein, ihre Hand festhaltend — dort liegt mein Ränzel, und von hier aus wandere ich zur Straße, die gen Damaskus führt. Ein Jahr ist rasch vorüber. Lebe wohl, gute Martha, gedenke mein, und bitte Gott, daß er mein Vorhaben gelingen lasse. Sollte ich aber nicht zurückkehren —

Hier brach ihm die Rede, so daß eine Pause entstand, die plötzlich unterbrochen wurde von den kräftig gesprochenen Worten: Gott segne euch, und lasse euch bei einander. Und siehe — ein fremder Mann, grauen Hauptes und Bartes, angethan mit schwarzem ritterlichen Kleide, legte seine Rechte auf die Hände des liebenden Paares. In einer Regung des Grauens barg Martha ihr Angesicht an Severins Schulter.

Schrecket nicht vor mir zurück, Jungfrau! begann der Fremde. Worte und Blicke, die euch furchtbar sein könnten, liegen längst hinter mir. Für Euch aber, junger Geselle, habe ich Hülfe. Am Sylvestertage, wenn — dem Himmel sei Dank! — wieder ein Jahr von der Ewigkeit abtrünnig wird, dann wandert zur Mitternacht und gen Mitternacht von der Höhe der Stadt hinunter, dem Strom der Wupper entlang, in den Wald hinein, bis Ihr die Fackel auf einem Thurme brennen seht. Dort rufet den Namen Johannes; die Pforte wird sich

aufthun, und ich werde Euch die Reise nach Damaskus unnöthig machen.

Severin sah den Fremden, der in der Morgendämmerung ein geisterhafter Anblick war, bedenklich an, bevor er fragte: Seid Ihr ein Waffenschmied, Herr? — Ein Waffenschmied? entgegnete Jener; wohl habe ich mein Lebelang Waffen geschmiedet wider mich selbst; ich fühle ihre Schärfe, und Dir will ich helfen, daß ich mir vielleicht einen ruhigen Tag gewinne. Du kommst? — Verzeiht, Herr! begann Severin verlegen. Der Fremde aber fuhr trotzig auf: Nun so laß es, Thor! Doch sich vor die Stirne schlagend, setzte er begütigend hinzu: Nein, laß es nicht! Zieh' nicht von Deiner Liebe! Dein Ziel ist weit, und der Menschen Gunst hat kurze Weile. Willst Du Dein Glück ergreifen, hast Du Muth, so komm zur rechten Stunde! — Der Fremde wandte sich, und heftig rief Severin ihm nach: Ich komme. Was hast Du gethan? fragte Martha entsetzt. Severin aber antwortete: Mit Gott nichts, worüber wir uns zu härmen brauchen.

Eben zog die andächtige Menge wieder heim unter dem Geläute der Glocken aus dem Gotteshause, und Martha, ihrem Geliebten zuflüsternd: Noch einmal muß ich Dich sprechen, ehe Du Dein Vorhaben ausführst — schloß sich an Hedwig, die gleichfalls aus der Kirche kam, und um ihre Unterredung mit Severin wußte. Severin aber nahm sein Ränzel, und schritt gedankenvoll wieder in seine Herberge.

In den nächsten Tagen ward ihm doch unheimlich zu Muth; er mied im Zwiespalt mit sich selbst seine ca=

vinistischen Freunde, die Genfer Klingenschmiedgesellen, besuchte die Kirche fleißig in den Festtagen, sich berathend im Gebete, und verstohlen wechselte er hier zuweilen ein Wort mit Martha, die ihn mit den inbrünstigsten Bitten von dem gefährlichen Gange abzumahnen suchte. Er aber beharrte bei seinem Entschluß, und es fügte sich nicht, daß er nochmals der Geliebten sein volles Herz ausschütten konnte. Von Hedwig vernahm er nur, daß Martha niedergeschlagenen Sinnes und scheu, wie eine Kranke, im Hause umherwandle. —

Der Sylvestertag war da. Am Sylvesterabend, als die Glocke vom Kirchthurm die neunte Stunde verkündete, nahm er nichts mit sich als sein Crucifix, und stand lange vor Martha's Hause. Obwohl er nun zuweilen des Meisters Stimme im Gespräch mit seiner Geliebten zu hören glaubte, ward doch Niemand sichtbar, so daß er endlich beklommenen Herzens zur Stadt hinaus wanderte.

Es war eine milde Winternacht. Die Erde, leicht mit Schnee bedeckt, hatte das Ansehen, als habe sie sich festlich angethan, das neue Jahr zu empfangen, und die Sterne blickten aus dem ungetrübten Blau hernieder, die armen Wanderer mit Vertrauen zu erfüllen. Severin zog ernst seines Weges, Gott und seinen Schutzpatron anrufend. Dennoch ward ihm die Brust enge, als er endlich den Thurm vor sich sah, den er am Tage zu finden sich vergeblich gemüht hatte. Mit kurzen Athemzügen stand er da, hinaufschauend nach der Fackel, die ihren düstern Qualm in die reine Luft hinaufwirbeln ließ, und die

Stimme versagte ihm mehrmals, als er: Johannes rufen wollte. Sich zusammenraffend legte er endlich sein Crucifix an die Pforte, und kräftig erklang nun der Name; aber der vielfache Wiederhall machte ihn in dieser nächtigen Oede abermals schaudern. Die Pforte that sich auf, und ein Willkommen tönte ihm entgegen aus einem erleuchteten Gemache, zu dem eine Steige hinanführte. Es war der Alte vom Kirchhof, der ihn begrüßte, und ihn näher rief. Eben so gekleidet wie damals war nur das graue Haupt ganz entblößt, und ein großes Buch hielt er im Arm. Um ihn her stand allerlei Geräth; auch einen Amboß gewahrte Severin, so wie Alles, was zum Waffenschmieden dienen konnte.

Tretet näher! begann der Alte düster, und geht an's Werk; es soll rasch gethan sein. Severin zögerte noch; endlich fuhr's ihm heraus: Herr, ich bin gekommen, damit ihr nichts Uebles von mir denkt und mich nicht der Feigheit beschuldigt. Doch zeitlich Glück will ich nicht mit Sünden erkaufen. Sprecht also: wollt Ihr mir nutzen mit Gottes Hülfe oder — ? Er wagte nicht, weiter zu sprechen; denn der Alte unterbrach ihn mit kurzem Lachen der Uebermacht, und ordnete das Werkzeug, bis er wie in einem Anflug von Wahnsinn sprach: Haltet Ihr auch Erkenntniß und Wissen für die Feuertaufnamen des Satans? Auf unserem dürftigen Planeten sind sie freilich jetzt noch wenig nütze; aber seine trügerisch festgehaltene Hölle muß endlich dennoch darüber so tief zu Grunde gehen, daß er leichter und erleichtert wird, daß er steigt und steigt, bis der rechte

Gedanke plötzlich den Steg wirft, auf dem ein einziger Schritt zum Himmel führt. Schlagt auf Eure Klingen, Freund, ruft bei jedem Schlage einen Eurer Heiligen an, betäubt Ohr und Seele, damit Ihr nicht denket! Ein Gedanke, der nicht zu Ende gebracht werden kann, ist der tödtlichste Feind des Geistes, und alle Gedanken sind dann ein nichtiges Chaos, oder sie sind die Wucht aller Lasten, die dem Leben nur wenige langweilige Regungen übrig lassen, weil in ihrer Kette der eine fehlt. Was kümmert's Euch weiter, wenn ein Unglücklicher Euch Euer Glück bietet? Greift zu, in wessen Namen Ihr wollt. Mir ist das und Alles gleich! — Doch wie könnt Ihr fassen, was mir selbst entging? Schmiedet also Eure Waffen im Namen Gottes! Dabei ergriff er einen Stab, und schlug in die Kohlenmasse auf dem Heerde, daß die Flamme hoch aufloderte, und genau zeigte er nun dem verstummten Lehrlinge, wie er durch Benutzung der Elemente seinen Zweck erreiche, so daß eine der schönsten Damascenerklingen in Severins Hand glänzte, als draußen die Dämmerung zu weichen begann.

Wollt Ihr's nochmals üben? fragte der Alte. Doch Severin entgegnete: Nein, Herr! Was mir einmal gelang, das habe ich sicher für alle Zeit. Doch wie soll ich nun danken, und wer ist es, den ich im Gedächtniß als meinen höchsten Wohlthäter bewahren muß?

Verleugnen mag ich mich nicht, bin ich auch der Schrecken schlauer Thoren und thörigter Kinder, verhaßt mir selbst, weil ich mich hoch über das Gefühl stellte,

und nun dennoch fühle. Ich heiße Johannes Faust. Zittert nicht! Die Menschen zählen mich schon zu den Todten, zu früh und dennoch zu spät. Geht mit Eurem Gott, und denkt meiner nur, wenn Ihr Hülfe bedürfet. So sprechend schlug er mit seinem Stabe in die Flamme. Rauch und Dampf ballten sich ringsum, und Severin ward davon hinausgetrieben in's Freie, wo er sich entsetzt schüttelte, wie aus einem schweren Traume erwachend, obwohl die Klinge in seiner Hand ihm Alles zur Wirklichkeit machte. —

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als er wieder in Solingen eintraf, und mit freudigem Schrecken seinen Meister und seine liebliche, jetzt aber todtbleiche Martha fand. Sie hatte ihrem Vater Alles erzählt, und in ihrer steigenden Angst nicht eher geruht, bis jener ihr folgte, zu schauen, wie es Severin ergangen. Der berichtete sein Abenteuer, und reichte dem Meister die Klinge hin, versichernd er wolle ihm nun Tausende gleich dieser fertigen. Der Meister nahm bebend die Klinge, und als er sie betrachtete, wechselte in seinem Angesicht die Flamme des Zorns mit der Bläſſe des Neides, und wüthend rief er aus: Habe ich meine besten Jahre vergeblich daran gesetzt, das Geheimniß zu suchen, damit ich nun sehe, wie ein tückischer Kobold dem, der sich noch gar nicht darum mühte, das übergibt, was mir mein Geld raubte, und nur frühzeitig graues Haar mir erwarb? Was mir den Schlaf scheuchte, kommt ihm wie im Schlafe, und ein aberwitziger Stümper steh' ich vor dem, der mein Meister ward durch ein zudringliches Ungefähr.

Mit den mildesten Worten strebten Severin und Martha ihn zu beschwichtigen; doch in dem Alten glühte es immer unbändiger auf, bis er sprach: Ihr wolltet gen Damaskus ziehen, und thatet es nicht; ich bin meines Wortes quitt. Aber halten werde ich's, wenn Ihr mir Eins schwört. Ich will's ertragen, daß ich mein Ziel verfehlte; nimmer aber ertrage ich's, in meiner Werkstatt solche Klingen fertigen zu sehen. Bevor ich nicht die Augen geschlossen, darf keiner in Solingen mit dieser Kunst prunken; ja — nur Eurem Sohne sollt Ihr sie dereinst lehren, und er mag den Ruhm dieser Wissenschaft haben. Schwöret Ihr das? Ich schwöre es! sagte Severin, und reichte seiner Martha freundlich die Hand.

Severin hielt den Schwur. Oft wenn in drangvoller Zeit er sich durch sein Geheimniß die Fülle des Wohllebens hätte herbeiführen können, stand er am Amboß, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu erwerben, und wenn ihm Martha nach dem Tode ihres Vaters rieth, sich an heiliger Stätte von dem Schwur entbinden zu lassen, schüttelte er sein Haupt, und arbeitete nur rüstiger im Bewußtsein, jeder Verlockung widerstanden zu haben. Sein ältester Sohn, nach seinem Großvater Peter genannt, wuchs gedeihlich heran, und als es Zeit war, lehrte ihm der Vater die so redlich für ihn aufbewahrte Kunst; der Sohn ward die Stütze seiner Eltern, um die in ihren alten Tagen sich der Reichthum ausbreitete. Die Geschichte nennt den Peter Simmelpuß — dies war Severins Familienname — als den Ersten,

der in Deutschland Damascener-Klingen fertigte. Von dem Thurme an der Wupper fand aber Severin niemals wieder eine Spur, und auch kein Anderer hat ihn entdeckt.

Die Gründung des Klosters Altenberg.

Wer hätte nicht im Herzogthum Berg vor zwanzig Jahren die Klagen vernommen, die weit und breit und immer von Neuem ertönten, über das Unglück, daß die schönste Kirche des Landes zum großen Theil ein Opfer verheerender Flammen werden mußte? —*) Wo einst das Schloß Berg mit seinen Thürmen und Warten stand, eine Viertelstunde oberhalb der Burg Strauweiler, auf steilem Hügel an der Dhün, da ragen noch jetzt zwischen Buchen und Eichen die verödeten Klostermauern, immer noch schön, empor, und preisen laut die Namen Borschbach und Fritzen, die damals, durch seltenen Muth die Macht des Feuers hemmend, die Kirche vor gänzlicher Zerstörung bewahrten; — doch lauter noch den Namen Friedrich Wilhelm; denn der hochherzige Kronprinz von Preußen, der schon früher das alte Kloster besuchte, kam 1833 abermals dahin

*) Am 17. November 1816.

und — die gänzliche Wiederherstellung wurde beschlossen und bereits begonnen. — So wird denn künftig nicht mehr der Schnee den Hochaltar und die alten Fürstengräber decken, und die dankbare Gemeinde wird sich von Neuem in dem Gotteshause der Vorfahren zur Andacht versammeln.

Um das Jahr 1100 war große Freude auf der Burg des Grafen Adolph III., den man im Volke, nach seinem Schlosse, den „Vogt vom Berge nannte. — Der schwermüthige, obgleich sanfte Graf saß lächelnd an dem Bette seiner Gemahlin, der Gräfin Margaretha von Kefernberg, die von Thüringen an die Dhün gezogen war, um ihrem Eheherrn zu folgen. Heute, nach achtjähriger, bis dahin unfruchtbarer Ehe, hatte sie zwei Knäblein zur Welt gebracht, die der hocherfreute Vater abwechselnd auf den Knieen schaukelte, und von diesem Tage an schien er seines frühern Grames vergessen zu wollen.

Mit diesem Gram aber hatte es folgende Bewandtniß. Auch sein Vater war einst von einer tugendsamen Hausfrau, Adela von Lothringen, durch die Geburt zweier Söhne erfreut worden, aber kaum war die Wöchnerin genesen, als ein heuchlischer Freund dem Grafen Argwohn gegen ihre Treue einflößte, und diesem Argwohn einen solchen Schein der Wahrheit zu geben wußte, daß der verblendete, sonst edle Mann, die unglückliche Adela enthaupten und ihre Kinder vor der Burg in einem leichten Körbchen allen Zufälligkeiten des Wetters und dem Grimme wilder Thiere aussetzen ließ. — Adela legte ihr sittsames Haupt ohne Murren

auf den Block und bat in den letzten Augenblicken Gott, ihre Unschuld um der Knäblein Willen, dereinst noch an den Tag kommen zu lassen. — Als das schreckliche Urtheil vollstreckt war, ließ der Graf die Leiche an einer öden Stelle im Walde begraben, und vermied dieselbe auf seinen Jagdzügen mit Fleiß. — Doch eines Tages, es war ein Jahr vergangen, brachte ihn dennoch ein ihm selbst unbekannter Pfad an die felsige unfruchtbare Stätte. Erstaunt stand er vor derselben still und betrachtete mit weitgeöffneten Augen das Wunder, das sich ihm darbot. Mitten aus dem felsigen Geröll erhob sich ein blumiges Beet, das genau die Formen der einst so holden Frau bezeichnete, und an der Stelle, wo das treue Herz der Märtyrin geschlagen hatte, stieg vor den Augen des Grafen eine Lilie in die Höhe und ein sanftes Klingen, wie das Zwitschern junger Nachtigallen', schien aus den Blumenkelchen hervorzudringen. Bei diesem Anblicke durchschauerte den Grafen die Ueberzeugung, daß seine Gemahlin unschuldiger Weise den Tod von Henkershand erlitten habe, und zerknirscht warf er sich an der Gruft nieder. Als er nach langer Frist wieder aufschaute, lag die Grabstätte kahl und steinig vor ihm, und er verließ den Unglücksort eiligst, um Befehl zu geben, den Leib der Gräfin in die Gruft seiner Ahnen zu legen. Seine nächste Sorge war, die beiden Knaben wieder zu finden, wenn sie nicht von den Thieren des Waldes verzehrt oder vor Hunger umgekommen wären. Aber alles Forschen blieb vergeblich, und es vergingen vier Jahre, die der Graf freuden- und kinderlos in strengen Bußübungen

verbrachte. Eines Tages begehrte ein Bauersmann den Herrn zu sprechen; — als derselbe eingetreten war und der Graf den Blick zu ihm erhob, fuhr er von freudigem Schreck bewegt von seinem Sitze empor, denn der Bauersmann hielt auf jedem Arm einen Knaben, wovon der eine ihn mit den Augen seiner verklärten Adela, der andere mit seinen eigenen ansah. Der Bauer erzählte, daß er auf einer Wanderung, die er wegen einer Erbschaft nach Schwaben habe antreten müssen, diese beiden Kinder bei Zigeunern gefunden, und durch ihre Schönheit aufmerksam gemacht, bei näheren Nachforschungen erfahren habe, daß die Zigeuner die Knäblein vor fünf Jahren in einem Korbe vor dem Schlosse Berg aufgelesen und mitgenommen hätten. Mehrere Zeichen überzeugten den Grafen völlig, daß die Kleinen seine eigenen Kinder seien, und er nahm dieses Pfand der Vergebung mit Freudigkeit und Demuth an, erzog auch die Kinder auf das Sorglichste, machte sich's aber zur Pflicht, jedes Abends ihr gemeinschaftliches Gebet mit den Worten zu schließen: „Verzeihe auch, Herr! unserm grausamen Vater, der unsere unschuldige Mutter ungerechter Weise hat verstümmeln und hinrichten lassen.“ Anfangs sagten die Kinder diese Worte, ohne sich etwas dabei zu denken; später aber, als ihnen der Sinn dieses schrecklichen Gebetes kund ward, fing ihr Herz an, sich von dem Vater abzuwenden, während sie einander gegenseitig mit der zärtlichsten Liebe zugethan waren.

Auf beide nun herangewachsene Jünglinge goß die Geschichte ihrer Kindheit eine so tiefe Melancholie aus,

daß nichts sie daraus emporzureißen vermochte, so daß Bruno sich in frühen Jahren schon dem geistlichen Stande widmete, und später Erzbischof von Köln ward; während Adolf, obzwar in ritterlichen Uebungen erfahren, doch auf keine Weise die Lust der Jugend genoß. Der reuige Vater starb, als seine Söhne eben das mündige Alter erreicht hatten und Adolf auf einem Kriegszuge in Thüringen war, wo er seine Gemahlin Margaretha kennen lernte und gewann. Aber auch die Liebe zu ihr war mehr ein wehmüthiges Hinneigen, als jenes jubelnde Zusammenschlagen zweier Flammen, wie es bei lebensfrischen fröhlichen Gemüthern vorkommt; — bis endlich, wie Anfangs erwähnt, nach acht Jahren die Geburt wunderschöner Zwillinge das Glück des Grafen zu krönen schien, aber es dennoch völlig zerstörte. Denn die Mutter schloß nach wenigen Tagen ihre Augen auf immer, und Adolf III. fühlte ihren Verlust so schwer, daß er, ehe die Knaben noch ein Jahr erreicht hatten, neben ihr im Grabe lag.

Adolf und Eberhard waren Kinder so holdseliger Art, wie nur Schmerz und Liebe im schönsten Verein sie erzeugen können. Auch schien die Zärtlichkeit, die ihr Vater und Oheim gegen einander gehegt hatten, vollkommen auf sie übergegangen zu sein; denn keiner kannte eine Freude, die der Andere nicht mitgenoß, und jeder Schmerz schien Beide zugleich zu treffen. — In ritterlichen Uebungen waren sie neidlose Nebenbuhler, ebenso in edlem Sinn und gottesfürchtigem Wandel; wie man denn überhaupt schwer begreift, daß ein so von Gott gesegnetes schönes Land, wie das Rheinland

dem Menschen zum Entzücken geschaffen, andere als edle Söhne erziehen kann.

Im Anfange nahmen sich Adolf und Eberhard vor, sich nie von einander zu trennen, bis ein Umstand nach ihrer eben eingetretenen Volljährigkeit diesen Entschluß umstieß: Der Graf von Cleve sandte ihnen um diese Zeit eine Einladung zu der Hochzeitfeier ihres Vetters, des Grafen Sieghardt von Kefernberg mit Gisela von Cleve, seiner ältesten Tochter, und die beiden Jünglinge machten sich alsbald auf den Weg, sich höchlich der Feste erfreuend, die eine solche Veranlassung ihrer lebensfrohen Jugend bot. — Gisela hatte ohne Weigern ihre Einwilligung zu dieser Vermählung gegeben, sobald die Eltern den Wunsch dazu ausgesprochen hatten. Als die Jünglinge nach ihrer Ankunft in die Gemächer der Gräfin von Cleve traten, standen ihnen zwei Jungfrauen, an der Seite einer Matrone, gegenüber, die Beide wie zwei Sterne, wenn auch mit verschiedenem Lichte leuchteten. „Gott gebe" — sagte Adolf zu Eberhardt, daß die zur Linken nicht die Braut;" — „Gott gebe" flüsterte Eberhardt, daß es nicht die zur Rechten sei." — Aber es war die zur Rechten, und Eberhardt lernte die Freuden der Liebe nur kennen, um ihnen für immer zu entsagen. — Auch von Gisela's rosigem Gesichte verschwand nach einigen Tagen das Lächeln, während ihre Schwester, Adelheid, mit jedem Tage muthwilliger und fröhlicher ward, jemehr sie sich überzeugte, daß Graf Adolf ihr allein mit aufrichtigem Herzen huldigte. — Ob jemals eine Stunde gekommen ist, in der Eberhardt und Gisela sich ver=

standen haben, ist erlaubt nach mehr als siebenhundert Jahren nicht zu wissen; aber so viel ist bekannt, daß nach drei Wochen das Beilager des Grafen Sieghardt gefeiert ward, und daß wenige Monate später Graf Adolf die holde Adelheid nach Schloß Neuenburg heimführte, Eberhardt dagegen sich nie mehr mit Liebe einem Weibe zuneigte, und desto inniger an seinem Bruder hing. Trotz dieser Zärtlichkeit, meinte Eberhardt doch, daß man sich nie in die Mitte eines neuvermählten Paares stellen müsse, und zog sich auf Schloß Berg an der Dhün zurück, das Adolf ihm geschenkt hatte, während er für sich selbst Neuenburg an der Wupper erbaute. Noch geht die liebliche Sage dieser beispiellosen Bruderzärtlichkeit durch das Land; sie hielten den Tag für verloren, an dem sie sich nicht sahen, mit der Erinnerung bei einander durchlebter Stunden legten sie sich zur Ruhe, zur frohen Erwartung des freudigen Wiedersehens weckte sie der Morgen. Da aber ihre Burgen zu weit von einander waren, als daß sie sich sogleich von Angesicht zu Angesicht den Morgengruß hätten bringen können, so stiegen sie beim ersten Frühroth in der heiligen Stille des erwachenden Tages auf die höchste Warte ihrer Schloßthürme, nahmen die weitschallenden Jagdhörner zur Hand, wetteiferten darin, wer dem Bruder den ersten Morgengruß über die thauglänzenden Hügel zujauchzen würde, und verständigten sich in verabredeten Tonzeichen, wo sie sich finden, und wie sie den Tag zubringen wollten.

Erzbischof Bruno von Köln hatte von früh an die Erziehung beider Brüder auf eine ausgezeichnete

Art geleitet. Jetzt in seiner Einsamkeit widmete sich Eberhardt, auf dieser Grundlage fortbauend, den Wissenschaften mit regem Eifer, ohne sich darum den ritterlichen Uebungen zu entziehen; nur das Getümmel der Welt mied er und liebte die Einsamkeit, die in dem stillen Dhünthale nur durch Besuche seines Bruders und durch das Geräusch der gemeinschaftlichen Jagdlust unterbrochen wurde.

Der Krieg störte dies stille Leben, als Walram von Limburg die Hülfe der Brüder gegen Gottfried von Brabant in Anspruch nahm. Vereint mit dem Freunde schlugen Adolf und Eberhardt eine blutige Schlacht bei Thaldorf, in der sie den Sieg errangen. Nachdem der Kampf ausgetobt, kamen alle Ritter zusammen um sich zu begrüßen; nur Eberhardt fehlte. Adolf ließ ihn aufsuchen, fast bis in den Schooß der Erde und bis in das Gebiet der Wellen; aber er blieb verloren. Dennoch war er nicht todt: von einer feindlichen Streitart am Haupte verwundet, war er unbeachtet vom Pferde gefallen und besinnungslos hingesunken, bis das Gewühl der Schlacht zu Ende war, und er allein in tiefster Einsamkeit erwachte. Ringsum sah er die schrecklichen Folgen des Krieges, verstümmelte Leichname, zerstampfte Saaten, verbrannte Dörfer — und sich selbst als eine der leitenden Kräfte in dieser Zerstörung. — Auf ein lange schon zum Nachdenken geneigtes Gemüth war der Eindruck entscheidend, und sein Entschluß: nie mehr ein Schwerdt zu führen, unerschütterlich. — Er bemächtigte sich eines ledig gehenden Rosses und trabte hinweg von dem Schauplatz dieser Gräuel

nach dem ferneren Altena an der Lenne, wo er hoffen durfte, von seinem Bruder nicht sogleich gefunden zu werden. Er ließ seine Kopfwunde eiligst heilen und begab sich dann in die weite Welt, um unerkannt als frommer Pilger seine Vergehungen zu bereuen. Sein erster Weg ging nach Rom; die Kardinäle und der heilige Vater selbst ertheilten ihm Absolution und Segen, vermochten aber nicht, den Wurm in seinem Innern zu tödten. Er wallfahrtete, jenseits der Pyrenäen, nach St. Yago di Compostella; doch umsonst betete er auch hier an den Gebeinen des heiligen Apostels, die von Karls des Großen bis auf unsere Zeiten dort begraben liegen. Er setzte seinen Pilgerstab weiter und durchwanderte erst die berühmtesten Wallfahrtsörter Frankreichs, und endlich auch die seines eigenen Vaterlandes. Aber Gebet und heiliger Müßiggang vermochten ihn nicht zu trösten. — Da nahm er sich vor, durch Fleiß und unermüdeten Eifer im Dienste eines Herrn Gott und die Menschheit mit sich zu versöhnen. „Ich habe mein Angesicht in der Hitze und der sündlichen Anstrengung des Kampfes in Schweiß gebadet," — sagte er, — „und will's jetzt zum Wohl der Menschen in täglicher Arbeit benetzen, und das Feld bauen, das ich zertreten habe." — Er trat daher, seine vornehme Erziehung und Sitte bei Seite legend, in die Dienste eines Pächters, nahe bei demselben Thaldorf, wo er zuerst zur Einsicht seiner Verirrungen gelangte. Hier hatte er wohl fünf Jahre in Demuth und Gottesfurcht ausgeharret, als eines Tages zwei Bergische Edelleute, seines Bruders Vasallen, die ein Traum zu einer

Wallfahrt nach St. Aegidien in der Champagne veranlaßt hatte, in die Gegend kamen und ihn, der auf dem Felde arbeitete, nach dem Wege fragten. Doch kaum hatte der eine der Herren seine edle Haltung näher beobachtet, den Klang seiner hochgebildeten Sprache vernommen, als er erstaunt ausrief:

„Herr, Ihr seid wahrhaftig unser längst verloren geglaubter Herr Graf!“

Eberhardt konnte sich einer flüchtigen Ueberraschung nicht erwehren, sammelte sich aber alsobald und stellte sich ganz unwissend, was den Edelmann in Erstaunen setzte und beinahe irre führte. Der Pächter war auch hinzugetreten und versicherte lachend, daß sein Knecht ihm zwar seit Jahren treu und redlich gedient, von einer solchen Standeserhöhung aber nie geträumt habe.

Der Edelmann erwiderte nichts, ersah sich aber seinen Vortheil und schlug plötzlich, ehe der Graf sich dessen versehen konnte, sein in der Hitze gelockertes Untergewand auseinander, so daß ein rothes eingeätztes Kreuz, mit den Buchstaben J. N. R. J., auf der Brust des angeblichen Knechtes sichtbar ward. Dies Zeichen war untrüglich, denn es war den beiden Zwillingsbrüdern in früher Kindheit von ihrem Oheim Bruno eingeätzt worden; der Graf hatte auch nun, von Rührung übermannt, die Kraft zur Verstellung verloren, und gab sich den Freudenbezeugungen seiner beiden Vasallen ohne fernere Weigerung hin, indem er auch nicht verfehlte seinem guten, bisherigen Brodherrn (dem vor Erstaunen, einen so vornehmen Gast unter

seinen Dienstleuten gehabt zu haben, die Zunge gelähmt war) die Hand auf das Herzlichste zu drücken.

Sein Dasein hatte Eberhardt nun zwar eingeräumt, indessen war er zu einer Rückkehr nach seinen Besitzungen durchaus nicht willig, sondern beharrte vielmehr darauf, zu bleiben wo er war. Einer der beiden Edelleute machte sich alsbald auf den Weg zu Graf Adolf, um ihn von seines Bruders wunderbarer Auffindung zu benachrichtigen; dieser eilte augenblicklich herbei, um dem geliebten Eberhardt seine Liebe, wie sein Erbe, die er beide getreulich aufbewahrt hatte, wieder zu erstatten. Doch Graf Eberhardt wollte sich nur der Ersteren erfreuen, und wies das Erbe zurück.

Die ganze Gegend war von dem Gerüchte dieses Vorfalles erfüllt, den der bisherige Brodherr Eberhardts auch dem Abte des Klosters, dessen Pächter er war, mittheilte. Dieser Abt war ein sehr gelehrter und leutseliger Herr, aus dem Hause der Markgrafen von Oestreich, und da er die wunderbare Begebenheit vernahm, begab er sich sogleich zu Eberhardt. Auf das Anrathen dieses frommen und gelehrten Mannes, entschloß sich dieser mit ihm in sein Kloster zu Morimund*) zu ziehen, und da er in allen Wissenschaften, die der Mönchsstand erforderte, als vollkommen erfahren erkannt wurde, nahm er

*) Morimond, (Morimont, Morimundus), eine bedeutende Cisterzienser-Abtei in der Champagne, in einem Waldthale, unweit Langres, im Anfang des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1115, von einem Herren von Choiseul und seiner Gemahlin Adelina gestiftet, und später von den Herren von Bourbonne bedeutend erweitert.

sogleich den Priestersegen und lebte einige Zeit als Cisterzienser-Mönch in dem Kloster.

Die weite Trennung von ihm, und der Gedanke, daß Eberhardt selbst so fern von seiner Heimath sei, wurden indessen Adolf zu schmerzlich, und er beschloß den Bruder mit dem Stammschlosse seiner Ahnen und dem Lieblingsaufenthalte seiner Jugend, dem Schlosse Berg zu beschenken, um dort das Kloster Altenberg zu gründen, welches im Jahre 1133 am 3. August, als dem Tage einer totalen Sonnenfinsterniß, vom Erzbischofe Bruno von Köln feierlich eingeweiht wurde. Hier lebte Eberhardt nun als Mönch im weißen Cisterzienserkleide wie ein Engel des Friedens, nachdem er seinen Freund, den Abt von Morimund und zwölf Mönche bewogen hatte, mit ihm zu ziehen.

Als er eines Morgens in seiner Zelle saß und seinen heiligen Gedanken nachhing, sah er von ferne einen Zug von Reisigen und Frauen auf das Kloster zureiten. An der Spitze des Zuges ritt auf weißem Zelter im tiefster Trauer eine achtunggebietende Frau, die dem Pförtner selbst bedeutete, den hochwürdigen Abt dieses Klosters in ihrem Namen um eine gastfreie Aufnahme für einige Stunden zu ersuchen. Während die Dienerschaft reich bewirthet ward, begehrte die Dame den Grafen Eberhardt, ihren Herrn Vetter, zu sprechen, und nachdem ihn der Abt davon benachrichtigt hatte, sah er sich urplötzlich der Geliebten seiner Jugend, der Gräfin Gisela von Kefernberg gegenüber. Obgleich nun die Zeit der weltlichen Gefühle für ihn vorüber sein mußte, so flammte doch einen Augenblick ein irdisches

Roth in seinen Wangen auf; aber die ernste Würde der noch immer schönen Frau, der heilige Ausdruck ihrer reinen Stirne beschwichtigte schnell jede Wallung, die aus der Erinnerung eines eben 37jährigen Mannes hervorgehen mochte. „Was ist Euer Begehr? theuerste Muhme," fragte Eberhardt. Euch einmal, liebwerther Vetter, in Eurer Heiligkeit zu sehen, erwiederte die schöne Gisela, und Eures Segens theilhaftig zu werden.

„Wo ist mein Vetter, Euer Gemahl? fragte der Mönch nach kurzer Pause weiter. „Im Herrn entschlafen," war die Antwort. Nach einem mehrstündigen Aufenthalte im Kloster kniete Gisela vor Eberhardt nieder und empfing seinen Segen, den er ihr mit sichtlicher Rührung gab. — Sie bat ihn auch, ihrer Söhne im Gebete zu gedenken, und ritt langsam von dannen, wie sie gekommen war. Eberhardt blickte ihr nach, so lange er den weißen Zelter im Abendlichte leuchten sah, und ließ sich dann zu einem langen Gebete auf seinen Betschemel nieder.

Ein Paar Jahre später ließ sich Eberhardt bewegen das Kloster Altenberg zu verlassen, um das ihm von Gisela eingeräumte Schloß Jorisburg zu einem Kloster einzurichten, und demselben mehrere Jahre als Abt vorzustehen; als aber Gisela starb, zog es ihn wieder nach der Heimath, und er kehrte als Mönch nach Altenberg zurück. Als das Alter herannahte, ward ihm noch eine Freude schönster Art beschieden: Adolf legte, nachdem seine Gemahlin Adelheid von Cleve gestorben war, zu Gunsten seiner Söhne die Regierung nieder, und die beiden innigst verbundenen Brüder verlebten noch einige

ungetrübte Jahre zusammen. — So hatte sich diese schöne Bruderliebe wie der goldene Faden eines Gewebes durch ihr Leben gezogen, und wenn ihr Anblick rührend und lieblich unter den Rosen der Jugend war, so war er herzerhebend und erbaulich, als diese Rosen längst verblüht waren. Am 21. Mai des Jahres 1152 starb Eberhardt, seinem Bruder ein baldiges Ende verkündend; mit Freuden vernahm dieser eine solche Botschaft, berief seine Söhne zu einem herzlichen Abschiede, und wurde am 12. Oktober desselben Jahres neben Eberhardt unter demselben Grabsteine beigesetzt.

St. Ursula

und die eilftausend Jungfrauen.

Im Jahre des Heils 220 herrschten Vionetus und Daria in Groß-Britannien. Nur Eines fehlte ihrem Glücke: sie hatten keine Kinder. Daher baten sie Gott täglich, ihnen einen Sohn zu schenken, damit das königliche Geschlecht des Vionetus nicht aussterbe, sondern in zahlreicher Nachkommenschaft fortlebe. Ihr Gebet wurde nur halb erhört, denn Daria gebar eine Tochter. Diese war von Jugend auf eine Heilige; ihr Herz hing nur an Gott, dem allein anzugehören sie feierlichst gelobte. Mit jedem Tage nahm sie an Schönheit und Tugend zu, und ihr Ruf verbreitete sich bis in die fernsten Länder. So geschah es, daß ein deutscher Fürst, Agrippinus, sie von Vionetus für seinen Sohn begehrte. Seine Gesandten brachten herrliche Geschenke mit, bestehend in leuchtenden Waffen, Gold und Silber und sonstigen köstlichen Dingen.

Nur ungern hatte Vionetus den Entschluß seiner Tochter, sich der Welt zu entziehen, vernommen, und er seufzte heimlich bei dem Gedanken, daß eine so tugendbegabte Jungfrau für dieselbe verloren gehen sollte. Da er aber den geleisteten Schwur für heilig hielt, so antwortete er den Gesandten, daß es nicht mehr in seiner Gewalt stände, ihren Bitten zu willfahren, und daß sie die reichen Geschenke dem Agrippinus wiederbringen, und ihm sein herzliches Bedauern ausdrücken möchten. Die Gesandten aber gaben noch nicht jede Hoffnung auf, sie verweilten vielmehr einige Zeit in der Hauptstadt des Reiches. Da geschah es, daß in einer Nacht, wo der Kummer über den gefaßten Entschluß seiner Tochter, den König wachend erhielt, ihm ein gottgesandter Engel erschien, der ihm im Namen des Höchsten die Erlaubniß zu Ursula's ehelicher Verbindung brachte. Jetzt ergab sich die Jungfrau, und stellte selbst die Bedingungen fest, unter denen sie den Brautwerbern folgen wollte.

Vionetus wollte seine Tochter nicht abreisen lassen, ohne ihr ein ihres Ranges würdiges Gefolge mitzugeben. Eilftausend Jungfrauen, alle aus den besten Familien des Königreichs, wurden ausgewählt, sie auf ihrer Reise nach Deutschland zu begleiten. Am festgesetzten Tage versammelten sich die Auserwählten, sämmtlich weiß gekleidet und heilige Lieder singend, am Ufer. Als die Schiffe zur Abfahrt bereit waren, ermahnte Ursula ihre Gefährtinnen, bevor sie einstieg, sich nicht vor dem Meere, sondern vor Gott zu fürchten; und da ihr der Born des Wissens von höherer Hand erschlossen war,

lehrte sie ihnen die Kunst ein Schifflein zu lenken, und schickte alle Männer von den Schiffen hinweg. Nach diesen Vorbereitungen stachen sie in See. Es muß ein herrlicher Anblick gewesen sein, diese eilftausend Jungfrauen, gleich einem Schwarme weißer Tauben, auf den Schiffen zu sehen, wie sie die Segel hißten oder auf dem Vordertheil des Schiffes standen, wie andere das Steuerruder führten, und Ursula, die schöne Braut, Allen die verschiedenen Bewegungen vorschrieb; oder wenn bei günstigem Winde die Flotte mit vollen Segeln auf dem ruhigen Meere dahin fuhr, und diese eilftausend Jungfrauen auf dem Verdeck saßen und die Luft mit harmonischen Gesängen erfüllten.

Nach einigen Tagen glücklicher Fahrt gelangte die wunderbare Flotte, von Gottes Hand geführt, an die Mündung des Rheines, den sie stromaufwärts, bis nach Köln, befuhren. Aquilinus, der hier als Statthalter im Namen des Kaisers regierte, erwies Ursula und ihren Begleiterinnen die größte Ehre, aber sie setzten bald ihre Reise fort. Da sie nach Rom pilgern wollten, fuhren sie weiter bis gen Basel hinauf, wo sie von dem römischen Landpfleger Pantulus mit eben so vielen Ehrenbezeugungen empfangen wurden. Sie ließen nunmehr ihre Schiffe in Basel und wanderten zu Fuß über die Alpen und durch die Schweiz. Pantulus, um die Jungfrauen besorgt, entschloß sich, sie mit einer starken Bedeckung nach Rom zu begleiten. Und darum wird Pantulus als Heiliger verehrt; denn er hat Theil gehabt an ihrem gottseligen Unternehmen, und dadurch die ewige Seligkeit erworben.

Sein Altar steht in der St. Ursula-Kirche zu Köln.

In Rom taufte sie der Papst Cyriacus. Sie besuchten die Gräber der heiligen Apostel und bereiteten sich dann zur Rückkehr nach dem Rhein. Der heilige Vater, sagt die Chronik, legte die päpstliche Würde und Regierung in andere Hände, um die frommen Jungfrauen, mit einem großen Theil der Geistlichkeit zu begleiten.

Nun finden wir die frommen Pilgerinnen wieder auf dem Rhein; in Mainz, wo sie landeten, erwartete sie des Agrippinus Sohn, der Bräutigam Ursula's. Coman war ein Heide, als er aber seine junge, schöne Verlobte mit ihren eilftausend Jungfrauen sah, als deren Königin sie erschien; als er den Papst im Silberhaar, mit der hohen Geistlichkeit erblickte, regte sich in seinem Herzen eine heftige Liebe zu Ursula und ein Zweifel an der Wahrheit des Glaubens seiner Väter. Es ist wahrscheinlich, daß der Engel, welcher Vionetus zur Verheirathung der Tochter bestimmte, auch auf die Seele des jungen Barbaren wirkte. Wie dem auch sei, Coman bekehrte sich, und ließ sich taufen. Nun fuhren die Verlobten mit ihrem ungeheuren Gefolge den Rhein hinunter nach Köln.

Kaum waren sie hier angelangt, als die Gothen, die einen feindlichen Einfall in das Land gemacht hatten, die Stadt berennten, und mit stürmender Hand einnahmen. Die eilftausend Jungfrauen wurden auf alle erdenkliche Weise gemartert, aus Verhöhnung des am Kreuze gestorbenen Gottes gekreuzigt; andere

mit Keulen erschlagen, oder enthauptet. Der Papst Cyriacus und die ganze Geistlichkeit kamen auf diese Weise um, und die Barbaren verschonten Coman und seine Braut nur, um durch ihre Marter diese Gräuelscenen zu krönen.

Eines der Bilder in der, der Heiligen geweihten Kirche zu Köln, stellt ihren Tod auf rührende Weise dar. Coman ist von mehren Stichen durchbohrt; mit brechenden Augen blickt er auf Ursula, und scheint so die Kraft zu suchen, als Christ zu sterben; doch drückt sein Auge mehr Liebe als Ergebung aus. Ursula, heiliger, und jeder irdischen Leidenschaft ledig, ist nur darauf bedacht, Coman durch Worte und Blicke zu trösten: Ihre durch Folterqualen besiegelte Verbindung würde im Himmel erst geschlossen werden.

In einer Kapelle, nahe beim Chor, befindet sich das Grab der heiligen Ursula. In Marmor gehauen, liegt sie, mit gefalteten Händen, auf ihrer Bahre; zu ihren Füßen sieht man eine weiße Taube. Diese Taube ist es, welche den Ort zeigte, wo die Gebeine der Heiligen ruhten. Als der heiligen Cunibert, so erzählt man, eines Tages die Messe las, flatterte eine Taube um sein Haupt, flog dann zur Erde und scharrte sie mit Fuß und Schnabel auf. Als man darauf an dieser Stelle grub, fand man die Gebeine der heiligen Ursula.

Der Dombau zu Köln.

Innige Wehmuth ergreift den Wanderer bei dem Anblick der mächtigen Ruine, die, vollendet, das schönste Monument gothischer Baukunst in den weiten Reichen, die Christus milde Lehre beherrscht, geworden wäre. In dem, was sich ihm darbietet, sieht der staunende Blick des Beschauers, was da hätte vollendet werden mögen, und ungern sich der Vorstellung fügend, daß die Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte die Schuld trage an der Nichtvollendung des herrlichen Werkes, gibt er sich gern dem Glauben an die Sage hin, welche sie der Bosheit und Rachsucht des Erbfeindes zuschreibt.

Als der Erzbischof Konrad von Hochsteden eine Kirche bauen lassen wollte, welche alle bisher in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden erstandenen an Schönheit und Pracht übertreffen sollte, verlangte er

einen Plan dazu von dem berühmtesten Baumeister in Köln. Der Name dieses Baumeisters ist unbekannt geblieben, nicht aus dem Grunde, weil so viele andere Erbauer herrlicher Denkmäler des Mittelalters dasselbe Loos theilen, — nein, die Ursache ist eine andere, wie man sogleich erfahren wird. Es war im Jahre 1248, als der Erzbischof Konrad diesen Beschluß faßte, und im Jahre 1499, — 250 Jahre später, arbeitete man noch an dem Dome.

Eines Tages also, als der Baumeister, dem der Erzbischof Konrad den Auftrag gegeben hatte, am Ufer des Rheines einherging und über den Plan nachsann, gelangte er zu der Stelle, welche man die Frankenpforte nennt, und die noch heutigen Tages durch ein Paar verstümmelter Steinfiguren bezeichnet ist. Hier setzte er sich gedankenvoll auf eine Bank nieder und zeichnete mit dem Stocke, den er in der Hand hielt, im Sande die Umrisse zum Dom, verwischte sie bald wieder und zeichnete neue. Darüber ging die Sonne unter und ihre letzten Strahlen spiegelten sich in dem klaren Rheinstrome. Hingerissen von dem prächtigen Anblick rief der Künstler begeistert aus: „Ha, „ein Dom mit himmelanstrebenden Thürmen, die noch „im Lichte des Tages glänzten, wenn tief unten schon „Stadt und Fluß in Nacht begraben liegen, ha, das „wäre schön!" — Und, eifrig sinnend, begann er wieder im Sande zu zeichnen. Endlich glaubte er, den ersehnten Plan gefunden zu haben, und rief, indem er die Zeichnung im Sande freudigen Antlitzes betrachtete, laut: „Ich habe ihn, da ist er vor mir!"

Da ertönte plötzlich, dicht neben ihm, eine heisere Stimme, die ihm äffend nachsprach: „Ja wohl, da ist „er, — der Münster von Straßburg!“ Der Meister fuhr auf und sah unfern von sich ein altes eisgraues Männlein sitzen, welches die Blicke mit einem Ausdruck von Spott auf ihn heftete. Er ließ indeß die beißende Bemerkung des unfreundlichen Tadlers unerwidert, weil er fühlte, daß sie richtig war: denn er hatte geglaubt, inspirirt zu sein — und hatte sich nur erinnert. So löschte er denn auch die Zeichnung aus und begann einen neuen Plan zu entwerfen.

Aber auch dieser erlag der einsylbigen Kritik des Alten, welcher nur das Wort „Mainz“ aussprach, und mit den Worten „Amiens“, „Worms“, zwei neue Pläne des unermüdlichen Meisters vernichtete. Darüber ward dieser endlich wild und fuhr den Alten zornig an: „Beim Teufel, Herr, da Ihr so trefflich zu tadeln ver„stehet, so werdet Ihr auch einen bessern Plan zeichnen „können; so zeiget mir denn, ob Ihr zur Kunst gehöret!“ Worauf das Männlein kein Wort erwiderte, sondern wiederum höhnisch lächelte. Darob ereiferte sich der Künstler noch mehr und drang nun in den Alten, indem er ihm seinen Stock reichte, daß er zu zeichnen beginnen möge.

Der Alte betrachtete den Baumeister mit seltsamen Blicken, nahm den Stock und begann mit solcher Kunstfertigkeit und tiefen Berechnung zu zeichnen, daß der Meister bewundernd ausrief: „Wahrlich, ich sehe, daß „Ihr Meister in der Kunst seid! Seid Ihr von Köln?“

„Nein!“ erwiderte der Alte trocken, und gab ihm den Stock zurück.

„So fahret denn fort mit Eurer Zeichnung, ich bitte Euch, vollendet sie!“

„Mit Nichten, Herr, Ihr hättet dann meinen Plan und auch alle Ehre davon!“

„Höre, Alter,“ flüsterte der Baumeister, „wir sind hier allein (und so war's in der That, denn das Gestade war leer geworden und die Nacht brach mit schnellen Schritten herein), ich gebe Dir zehn Goldgülden, wenn Du diesen Plan hier vor mir vollendest!“

Zehn Goldgülden! mir? — Und bei diesen Worten zog der Alte einen gefüllten Beutel unter seinem Mantel hervor und schüttelte ihn. Und der Klang war eitel Goldes Klang. Der Baumeister trat verwundert einige Schritte zurück, und näherte sich nach kurzem Besinnen dem Alten mit finstern und drohenden Mienen, packte ihn beim Arme und sagte, indem er einen Dolch auf ihn zückte: „Vollende den Plan, oder stirb!“

„Was meint Ihr, Gewalt gegen mich?“ Und indem er dies sagte, schleuderte er den Arm des Meisters mit Riesenkraft von dem seinen hinweg, und im nächsten Augenblicke lag Dieser vor dem hohnlachenden Alten zu Boden und sah seinen Dolch auf seine eigene Brust gezückt.

„Fürchte nicht für Dein Leben!“ nahm jetzt der Alte das Wort: „Siehe — jetzt, da Du weißt, daß nicht Gold, nicht Gewalt etwas über mich vermögen, sage ich Dir, daß Du ihn erlangen kannst, diesen Plan, den ich hier vor Deinen Augen begonnen, daß Du ihn erhalten und den Ruhm davon einärndten kannst!“

„So nenne mir den Preis!“

„Deine Seele!“

Der Baumeister stieß einen heftigen Schrei aus, und machte das Zeichen des Kreuzes.

Der Teufel verschwand.

Als der Baumeister sich gesammelt hatte, fand er sich im Sande ausgestreckt liegen. Er raffte sich auf und wankte in seine Wohnung, wo ihn Mechthilde, seine betagte Haushälterin, welche früher seine Amme gewesen war, besorglich fragte, warum er so lange ausgeblieben sei. Doch er hörte sie nicht. Sie brachte ihm den Abend-Imbiß; er aß nicht. Er warf sich auf's Lager; schreckliche Traumgebilde quälten ihn; in allen sah er den entsetzlichen Greis und die wunderbaren Linien des Plan's, den er begonnen. Dieser Dom, dem kein anderer sich vergleichen konnte, dies Meisterwerk, welches seiner Phantasie vorgeschwebt hatte, es war da, der Plan dazu hatte vor seinen entzückten Augen geschimmert!

Früh Morgens entriß er sich dem Lager, das ihm zur Folterbank geworden war, und eilte an's Zeichenbrett. In ungeduldiger Hast entwarf er neue Pläne, leidenschaftlich beschwor er die Erinnerung herauf an die Umrisse des Plan's, den der teuflische Greis begonnen hatte, zeichnete Thürme und Portale, zeichnete Säulen, Spitzbögen, Kreuzgänge, Chöre — nichts wollte ihm genügen, nichts erreichte das Bild, welches der arge Versucher in den tiefen Abgrund seiner Seele geworfen hatte.

Fast wahnsinnig aufgeregt, sprang er endlich auf, warf sich erschöpft in einen Lehnsessel, und rath- und

hülflos beschloß er endlich, beides im Hause des Herrn zu suchen. Er ging in die Kirche der heiligen Apostel und warf sich nieder, um zu beten. Eitles Bestreben! Seine Gedanken blieben fern von Gott und hafteten, wie bezaubert, an Stein und Mörtel. Wie winzig erschien ihm der enge Bau dieses Kirchleins, wie groß, wie gotteswürdig der wunderbare Dom des Alten! Im Geiste durchbrach er das niedrige Gewölbe, weitete er den engen Raum, höher und höher stiegen hundert mächtige Pfeiler und schlanke Säulen, und auf den zierlichen Kapitälen erhob sich in kühnem Streben himmelan die herrliche Wölbung. Da, wie er im wachen Traume den Schlußstein daran zu legen vermeinte, grinste ihm mit teuflischem Hohne das Antlitz des Alten aus der Höhe entgegen, und der luftige Riesenbau stürzte krachend zusammen. Er erwachte und taumelte verzweifelnd nach Hause.

Der Abend fand den Meister am Ufer des Rheins. Es war so still da, so einsam, wie am Abend zuvor. Bei der Frankenpforte stand der Alte und zeichnete mit einem Stabe an der Mauer. Jede Linie, welche er zog, war ein feuriger Strahl, und alle diese flammenden Linien durchkreuzten und verschlangen sich in den verschiedensten Formen und Gestaltungen, und bildeten in anscheinender Verwirrung die herrlichsten Glockenthürme und Spitzsäulen, Gesimse, Portale und Fensterbögen, welche aber nach einem Augenblick des Leuchtens wieder versanken in dunkle Nacht. Zuweilen schienen diese feurigen Linien sich zu einem regelmäßigen Ganzen verbinden zu wollen, und schon glaubte der Bau,

meister den ganzen Plan des Wunder-Doms vor seinen entzückten Augen zu sehen, da plötzlich verwirrte sich das Zauber-Gebild und entschwand seinen Blicken.

„Wie ist's, willst Du meinen Plan?" fragte der Alte den Baumeister. Dieser stieß einen tiefen Seufzer aus. „Willst Du ihn? sprich!" Und mit diesen Worten entwarf er in flammenden Zügen die Zeichnung eines Portales, die er alsogleich wieder verlöschte.

„Ich will thun, was Du verlangst!" rief der Baumeister, fast von Sinnen gebracht.

„Zu Morgen denn, um Mitternacht!"

Am andern Morgen erwachte der Baumeister heiter und wohlgemuth, er hatte alles vergessen, bis auf die beglückende Gewißheit, daß er endlich den Plan des unsichtbaren Domes, den Gegenstand seiner heißesten Sehnsucht, bekommen werde. Er setzte sich an's Fenster und schaute hinaus auf den Rhein, der in Form eines Halbmondes, von dem heitersten sonneglänzenden Himmel beschienen, vor ihm ruhig und majestätisch dahinfluthete; er überschaute das mächtige Köln, welches, so weit das Auge reichte, das Ufer des Stromes mit seinen Häusern und Pallästen bedeckte. „Wo werde ich meinen Dom hinbauen?" fragte er sich, und suchte mit den Augen einen geeigneten Platz. Seine Gedanken führten schon den Wunderbau auf und seine Brust schwoll von Stolz und Freude. Da sah er die alte Mechtildis aus dem Hause treten; sie war ganz schwarz gekleidet. „Wo willst Du hin, gute Mutter," rief er ihr zu, „wohin gehst Du in diesem feierlichen Anzuge?"

„Zu den heiligen Aposteln gehe ich," antwortete Mechtildis, „eine Messe lesen zu lassen, auf daß eine arme Seele, welche im Fegefeuer schmachtet, erlöset werden möge!"

„Eine Erlösungsmesse?" rief der Baumeister tief erschüttert aus, schloß das Fenster und warf sich auf sein Lager, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

„Eine Erlösungsmesse!" wiederholte er schluchzend, „o, mich werden nicht Messen noch brünstige Gebete erlösen! Verdammt, verdammt auf ewig! Verdammt, weil ich selber es gewollt habe! Und dennoch, — mußte ich es nicht? — o Gott hilf mir!" Und in diesem beklagenswerthen Zustande, der ihm die Qualen der Hölle schon hienieden vergegenwärtigte, fand den Armen die aus der Kirche zurückkehrende Amme. Sie fragte ihn besorglich, was ihm fehle; und als er ihr nicht sogleich Antwort gab, drang sie mit so zärtlichen und rührenden Bitten in ihn, daß er nicht länger zu widerstehen vermochte und erzählte, was ihm begegnet und was er versprochen habe. Die Alte erstarrte vor Schrecken. „Dem Bösen seine Seele verkaufen! Entsetzliches Gelöbniß!" So wenig erinnerte er sich also der Versprechen, die er geleistet am Altare, als er die heilige Weihe des Christen empfing, so wenig der frommen Lehren, die er von ihr erhalten hatte. Alsogleich zur Beichte zu gehen, war das, worauf sie ernstlich drang. Der Baumeister seufzte aus tiefstem Herzen. Das Bild des wunderbaren Doms schwebte vor seinen Augen und bestrickte seine Seele, dann aber drängte

sich wieder der Gedanke an seine ewige Verdammung so lebhaft und qualvoll hervor, daß ihm sein Lager zur Folterbank wurde.

Die Amme war ungewiß was sie thun sollte, und beschloß endlich, sich bei ihrem Beichtvater Raths zu erholen. Sie erzählte ihm den Vorgang. Der Priester hörte sie aufmerksam an und versank in tiefes Nachdenken. „Ein Dom," sagte er endlich, „welcher Köln zur ersten Stadt Deutschlands, zur Bewunderung Frankreichs und der Niederlande machen würde!" —

„— Aber, hochwürdiger Vater" — — „Ein Dom, zu welchem Pilger aus allen Welttheilen zu wallfahrten kämen." —

Nach langem Sinnen und reiflichem Ueberlegen öffnete der Priester einen Schrein, nahm eine Reliquie heraus und reichte sie der Alten, indem er sagte: „Hier, gute Mutter, nimm hier diese Reliquie von den eilftausend Jungfrauen. Gib sie Deinem Herrn. Er stecke sie zu sich bei seinem heutigen Gange. Sage ihm, daß er versuchen möge, den Plan der Wunderkirche in seine Hände zu bekommen, bevor er den Pakt unterschreibt, und dann dem Teufel diese Reliquie vorzeige." —

Es war halb zwölf Uhr in der Nacht, als der Baumeister seine Wohnung verließ. Seine Amme entließ ihn unter Segnungen; er selbst hatte den Abend in brünstigem Gebete zugebracht. Unter dem Mantel trug er seinen Schutzgeist, die heilige Reliquie.

Er traf den Teufel am verabredeten Orte. Diesen Abend war er unverhüllt. „Fürchte nichts!" rief er

dem bebenden Baumeister entgegen, „fürchte nichts und tritt näher.“ Der Baumeister näherte sich ihm.

„Hier ist der Plan zum Dome, und hier der Vertrag, den Du unterschreiben sollst.“

Der Baumeister erkannte, daß der Augenblick gekommen war, von dem sein Heil abhing. Er empfahl sich dem Himmel in einem leisen Gebete, und ergriff sodann mit der einen Hand den Plan, während er die andere mit der heiligen Reliquie erhob und ausrief: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und Kraft dieser heiligen Reliquie, beschwöre ich Dich, Satanas, weiche von hinnen!“

Der Teufel stand einen Augenblick unbeweglich da. — „Das hat Dich ein Pfaff gelehrt,“ hob er endlich zähneknirschend an,“ solche List konnte nur die Kirche ersinnen!“ Und er trachtete, dem Baumeister seinen Plan wieder zu entreißen und drohte, ihn zu tödten. Der aber war auf seiner Hut, drückte den Plan fest an seine Brust und hielt dem Teufel die Reliquie als Schild entgegen.

„Ich bin besiegt,“ schrie Satanas nach einigen Sekunden fruchtlosen Bestrebens, „ich bin besiegt, — doch ich werde mich zu rächen wissen, trotz Deiner Pfaffen und Reliquien. Diese Kirche, die Du mir gestohlen hast, soll nie vollendet werden, und Dein Name soll nie genannt werden von den kommenden Geschlechtern. Verdammt wirst Du nicht werden, Erbauer des Kölner Doms, aber vergessen sollst Du werden und unbekannt bleiben immerdar!“

Und mit diesen Worten verschwand der Teufel.

Seine letzten Worte hatten den Baumeister seltsam ergriffen. Vergessen und unbekannt! — Er ging nach Hause und war traurig, ob er gleich im Besitze des ersehnten Planes war. Demungeachtet ließ er am andern Morgen eine Dankmesse lesen und unmittelbar darauf die Arbeiten am Dome beginnen. Der Baumeister sah, wie sie vorschritten, wie die Mauern sich nach und nach erhoben, und gab sich der Hoffnung hin, daß die Weissagungen des Teufels nicht in Erfüllung gehen würden. Auch wollte er seinen Namen in eine eherne Platte über dem Portale eingraben lassen, um dem Fluche der Vergessenheit zu entgehen. Eitle Hoffnung! Bald unterbrachen Fehden zwischen dem Bischofe und den Bürgern von Köln die Arbeiten am Dombau. Der Baumeister selbst starb eines plötzlichen Todes, und unter Umständen, die da eine Einwirkung des Teufels vermuthen ließen.

Seit jener Zeit hat man zu verschiedenen Malen erfolglos versucht, den Bau zu Ende zu bringen, und vergeblich haben die Gelehrten Deutschlands nach dem Namen des Baumeisters geforscht. Der Dom ist noch heutigen Tages unvollendet, so wie des Meisters Name unbekannt.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte fast immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbischöfen zu bestehen. Kunstfleiß, Gewerbe und Handel hatten sie auf eine der ersten Stufen unter den Städten Deutschlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerstande lebte innerhalb ihren ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter sich selbst, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen dasselbe. Mit den geistlichen Herrschern setzte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien Willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verstand.

Fast zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzstift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochsteden, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf und suchte die widerspenstigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu schrecken; noch erinnert an den Beginn seiner Regierung der Bayenthurm, mit seinem starken Mauerwerk, seinen Gitterfenstern, seinen Wappenschildern und Zinnen, als ein weither schon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer des Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangherrschaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erstürmt und die kölnische Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbischofs von den Thoren verjagt. Der entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügsame Stadt, mußte sich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verstehen.

Neben Mathias Overstolz, dem durch seine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbischof Konrad berühmten Voigte, dem Sprößling einer Familie, deren Ursprung in die Römerzeit zurückgeführt, und deren Namen hundertmal in der Geschichte der bürgerlichen Unruhen jener aufstrebenden, bewegten Zeit genannt wird, hatte sich der Bürgermeister Hermann Gryn, einem der ältesten und edelsten Häuser Kölns angehörend, vor Allen in der mannhaften Verfechtung der Interessen und Gerechtsame des Volkes hervorgethan. Ward er deshalb von diesem geehrt und geliebt, so hatte ihm dagegen die erzbischöfliche Partei unversöhnlichen Haß

und Rache geschworen. Wenn nun, nach eingegangenem Vergleich und wenigstens für den Augenblick wiederhergestellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden war, ihm öffentlich etwas anzuhaben, so sannen seine Feinde um so eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuschläfern, stellten sie sich freundlich und versöhnt: aber Honig hatten sie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: sie glaubten eine sichere Falle gestellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu verderben.

Unter den Domherren des Erzstifts gab es zweie, die, durch böse Einflüsterungen des den Kölnern vorzüglich feindlich gesinnten Raths des Erzbischofs, des Hermann von Wittinghof, so wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger selbst zu böser That ermuntert, längst schon gesucht hatten, sich mit dem Bürgermeister in ein genaueres Verhältniß zu setzen, und welche scheinbaren Antheil an den Interessen der Stadt geschickt als Vorwand zu gebrauchen wußten. Es gelang ihnen wie sie wünschten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und sah es als Gewinn an, auch die geistlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu können. So geschah es denn, daß, als die Beiden ihn eines Tages um seine Gegenwart bei einem Mahle baten, sich in geselligem Gespräche mit ihm zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach dem Domkloster, welches in diesen Zeiten der Zerwürf

niß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als sie sich erboten, ihm vorerst die verschiedenen Gemächer der schönen Wohnung zu zeigen, um so mehr, da die übrigen Gäste, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des stattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit seinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis sie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeschosse, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren schloß auf, der Ritter trat in eine große, halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinsetzte, schlug krachend das schwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grausenerregender Ton erscholl. Kaum hatte Gryn Zeit sich zu besinnen, so sah er vor sich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeschlossen hielt, und dessen Wuth tagelanges Hungern noch vermehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entschlossenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er rasch den einen Arm mit dem langen Tuchmantel, welchen er trug, riß sein Schwerdt heraus, stieß, gegen die schützende Wand sich drückend, die Linke in den weitgeöffneten Rachen des im Nu mit einem entsetzlichen Sprunge auf ihn einstürzenden Thieres, während sein Stahl ihm die Brust durchbohrte. Der Kampf war bald entschieden: erstickt und im Blute schwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf so wunderbare Weise Gerettete

Zeit hatte, sich von dem Drange der ihn bestürmenden Empfindungen zu erholen, schlugen verworrene Töne von aussen her an sein Ohr. Ein wilder Tumult erhob sich auf der Straße. Die beiden Verräther, denen es nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderischen Planes zu zweifeln, waren sogleich auf die Gasse gerannt, wo sie laut um Hülfe schrien: der Bürgermeister sei von dem Löwen des Erzbischofs angefallen worden. Das Volk strömte herbei — eine ungeheure Menge hatte sich bald zusammengerottet, als man plötzlich wider das letzte Fenster des Gebäudes wiederholt anschlagen hörte. Die Domherren wurden todtenbleich; ein dichter Haufen stürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen, und im Jubel wurde der von Blut besprützte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute seinen Augen, als er den Löwen todt hingestreckt, den Bürgermeister, den schon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Missethäter hatten sich durch die Flucht zu retten gesucht. Bald aber wurden sie von der tobenden Menge ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rücksicht auf die Priesterwürde, die sie geschändet, unter dem, nahe am Domkloster gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieses soll von dieser Zeit an das Pfaffenthor genannt worden sein: höher hinauf gehende Alterthumsforscher wollen indeß diese Benennung aus den Römerzeiten herleiten, indem sie eine Porta Paphia daraus machen. Am Portal des alten Rathhauses, einem der merkwürdigsten und am meisten in die Augen

fallenden Bauwerke, welche das an Erinnerungen und Denkmalen aus den hier so rührigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, sieht man die That des Bürgermeisters Hermann Gryn auf einem Steine in halberhobener Arbeit dargestellt.

Albertus Magnus.

Um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte und lehrte in Köln Albertus, Teutonikus und gewöhnlich Magnus zubenannt, denn der Ruf seiner Gelahrtheit hatte sich in allen Landen verbreitet und ihm Schüler aus den fernsten Gegenden zugeführt. Nicht nur in den philosophischen Wissenschaften berühmt, sondern auch in den mathematischen, legte er sich mit besonderem Eifer auf die Mechanik, und hatte allerlei Maschinen erfunden und gefertigt, so unter andern auch eine Bildsäule, die ihm auf seine Frage Rede und Antwort gab, welche aber von seinem Schüler, Thomas Aquin, aus Unwissenheit oder Aengstlichkeit zerstört wurde.

Auch verstand Albertus noch sonst viele geheimen Künste, die ihm unter seinen Zeitgenossen den Namen eines Negromanten zuzogen. Als im Jahre 1248, um das Fest der Geburt des Erlösers, der von Erzbischof

Konrad von Hochstetten gegen den Hohenstaufen Friedrich II. bei Worringen zum König gewählte Graf Wilhelm von Holland, von Aachen aus, das er belagert hielt, nach Köln gezogen kam, um hier die Weihnachten zu begehen, verlangte es ihn sehr, auch den berühmten Gelehrten, Albertus, kennen zu lernen. Er entbot ihn daher zu einem Abendschmause. Albertus kam und war bereit, auf des Königs Begehr, einige seiner Künste zu zeigen. Zuerst nahm er einen Humpen Rheinwein, murmelte einige Worte, und sieh, aus dem Humpen sprüheten bläuliche Flämmchen, worauf er den Wein gegen die Decke ausgoß, so daß die Ritter und Herren ihre Köpfe bargen, um sich vor dem Feuer zu schützen, aber die herabfallenden Tropfen wurden zu buntgefiederten Vöglein, die im Zimmer umherflatterten und allerlei liebliche Weisen flöteten. Dies gefiel nun dem jungen König und seinen Edlen gar wohl; doch schnitten diese gar saure Gesichter, als ihnen aus ihren Bechern, wenn sie dieselben zum Trinken ansetzten, auch die lohen Flammen entgegen schlugen, und sie daher mit trockener Gurgel sitzen mußten, worüber sich König Wilhelm waidlich ergötzte.

Albertus schritt darauf einige Male um den Tisch, der nur mit den spärlichen Gerichten bestellt war, die der Winter bietet. Mit einem Male lachten den Gästen die schmackhaftesten Früchte und Speisen entgegen, welche nur die Gabe der heitern Sommermonde sind. Auch das Kostbarste war hier zu finden, die Sinne der ganzen Gesellschaft auf's erquickendste belebend, und Alle griffen, bei diesem lockenden Anblicke des ersten

Spuks vergessend, wacker zu. Doch Albertus war alsobald verschwunden, und mit ihm das anmuthige Gesicht. Gar possierlich und wunderlich sah es aber aus, wie die königlichen Edelherren und Ritter sich einander bei den Nasen hielten, die Finger in den Mund gesteckt hatten, oder an den Zipfeln ihrer Mäntel kauerten. — Am allerdrolligsten war aber des Königs Schalksnarr anzusehen, der unter dem Tische kauerte und eines Rindes Schweif in's Maul gesteckt hatte.

Wollten sich die Herren anfänglich auch ärgern, so mußten sie, staunend, zuletzt doch über den lustigen Streich lachen.

Der König machte am andern Tage, sammt seinem Gefolge, dem Albertus einen Besuch im Kloster, um hier seine Kunstwerke in Augenschein zu nehmen. Als sich die Herren nun allenthalben umgesehen, frug der Magus den König, ob er nicht wünsche, einmal seinen Blumengarten zu sehen. Laut fingen Alle an zu lachen, denn war es doch so kalt, daß der Rhein bis auf den Grund eingefroren, und nur an Blumen auf den Fensterscheiben zu denken war.

Albertus führte sie aber durch ein Pförtlein, und mit einem Male befanden sie sich in dem herrlichsten Garten, den sie je gesehen. Sie wagten kaum den Fuß voran zu setzen und rieben die Augen, als ob ein Traumgesicht sie blende. Mailich blühten ringsher die lieblichsten Blumen in Gestalten und Farben, die ihnen alle fremd waren, und füllten die Luft mit den süßesten Düften. Die seltsamsten Vögel mit buntem Gefieder,

groß und klein, hell zwitschernd und singend, flatterten sich neckend durch die blühenden Bäume und Sträucher, wiegten sich auf den mit Blüthen und Früchten prangenden Aesten, zwischen welchen klare Springbrunnen ihre das Spiel der Regenbogenfarben wiederholenden Strahlen im blendenden Sonnenlichte emporschossen.

Alle waren hoch erstaunt ob dem freundlichen Maigarten und konnten sich von ihrem Staunen nicht erholen, pflückten sich auch wohl manche der schönen, seltsamen Blumen, welches ihnen Albertus auch nicht untersagte. Des Königs Schalksnarr hatte vor willmuthiger Lust seine Schellenkappe auf einen Baum geworfen, und war, um sie zu holen, hinaufgerutscht. Als sich Alle nun so recht nach Herzenslust wunderten ob der schimmernden milden Frühlingspracht, war auf einmal Alles verschwunden; die sich Blumen und Früchte gepflückt hatten, hielten verdorrte Reiser, trockene Tannzapfen oder gelbe und weiße Rüben und dergleichen in den Händen. Hoch in einem Fenster war des Königs Schalksnarr zwischen den Gitterstäben eingeklemmt, und schrie gar erbärmlich, da er nicht vorwärts noch rückwärts konnte. Alle mußten darum über den seltsamen Trug lachen und verabschiedeten sich vergnügt von dem weisen Albertus. Also geschah um Weihnachten des Jahres unseres Heils 1248 in der freien Reichsstadt Köln, wo Albertus auch im Jahre 1280 starb und seine irdischen Ueberreste ruhen. Vor seinem Ende war er ganz dumm geworden, denn als er in seiner Jugend in den Prediger-Orden getreten, war er so tölpelhaft dumm, daß er auch das Geringste nicht fassen konnte.

Auf sein inbrünstiges Gebet erschien ihm die Mutter des Herrn, und fragte, ob er in der Gottesgelahrtheit, oder in der Weltweisheit ausgezeichnet sein wolle? Da er letzteres vorzog, so gestand ihm die heilige Jungfrau dies zwar zu, jedoch sollte er drei Jahre vor seinem Ende wieder ganz dumm werden, welches auch geschah, so daß er auf einmal in seinem Vortrage stecken blieb. Man hat daher gesagt, Albertus sei zweimal auf wunderbare Weise aus einem Esel in einen Weltweisen und aus einem Weltweisen in einen Esel verwandelt worden.

Hermann Joseph.

(Hierzu das Bild II.', erfunden von H. Kretzschmer, gestochen von Eduard Schuler.)

In der Stadt Köln steht ein stattliches Gotteshaus, von Linden umschattet, zu St. Marien, im Capitol genannt, weil einst die Stelle desselben der Römer Capitol eingenommen haben soll. An der süd-östlichen Seite desselben befindet sich ein niedliches Thor im Spitzbogenstyle, mit vier Nischen überbaut, in welchen, in alten Steinbildern, die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt ist. Neben diesem Thore, vom Volke Dreikönigenthörchen genannt, wohnten vor langen Jahren arme, aber sehr brave und gottesfürchtige Leute. Der Mann, ein Schuster, suchte mit seiner Hände Arbeit seine kleine Familie, so gut er konnte, zu ernähren. Der Eltern höchste Freude war ihr einziges Söhnlein, Hermann Joseph; denn, fromm, gesittet und tugendhaft, suchte der Kleine durch Gehorsam und kindliche Anhänglichkeit das zu vergelten, was sie mit sorgender Liebe für ihn thaten.

Hermann Joseph wurde von seinen Eltern zur Schule geschickt, und nie ging er hin, ohne zuvor vor einem steinernen Mutter-Gottes-Bilde in der nahgelegenen Kirche sein kindliches Gebet zu verrichten. An Spieltagen, wenn die andern Knaben sich auf den Plätzen und Straßen herumtummelten, eilte er zu seinem lieben Plätzchen und erzählte dem freundlich blickenden Jesuskinde, das die heilige Mutter auf dem Arme trug, was er alles gelernt und was er noch lernen wollte. Holdselig horchte das kleine Jesuskind seinen Erzählungen, und lud ihn oft ein, zu ihm hinauf spielen zu kommen; aber es war dem Kleinen immer zu hoch, bis dahin, wo das Bild stand. Wenn er dann so traurigen Blickes hinaufschaute, tröstete ihn Maria, daß er einst größer werden und dann auch mit dem Jesuskinde spielen solle.

Als ihm nun eines Tages die Mutter einen wunderschönen Apfel geschenkt, eilte er, freudigen Muthes, zu seinem Mutter-Gottes-Bilde und bot ihn dem Kindlein mit den Worten dar: „Da hast Du meinen Apfel!“ Der kleine Jesus reichte mit freundlichem Blicke zu ihm herab und nahm den Apfel. Unbeschreiblich war des Knaben Freude, und wenn er nur immer etwas zum Geschenke erhielt, Obst oder Kuchen, so hatte er nichts Eiligeres zu thun, als es dem Jesuskindlein zu bringen, welches die Gabe auch immer mit Dank hinnahm.

Hermann Joseph sollte, da er größer wurde, auch Schuster werden, denn seine Eltern konnten die Kosten nicht mehr bestreiten, und ihn daher nicht mehr zur Schule schicken. Betrübten Herzens, denn er hätte so gerne noch mehr gelernt, schlich er nun eines Nachmit-

tags nach der Kirche, um dem Jesuskindlein sein Leid zu klagen. Als er so mit Thränen im Auge zur Maria und ihrem Sohne hinaufschaute, frug ihn die Hochgebenedeite: „Was ist Dir, Hermann Joseph?" und er erzählte seinen Kummer, wie er ja noch so gerne in die Schule ginge, dies aber seinen Eltern zu schwer fiele, und er nun Schuster werden müsse.

„Das sollst Du nicht, Hermann Joseph," sprach milde die Trösterin, „geh' in den Kreuzgang, dort findest Du links an der Thüre einen Stein, den hebe nur auf, und Du wirst finden, was Du bedarfst."

Mit Thränen im Auge dankte Hermann Joseph seiner gütigen Beschützerin und eilte nach dem Steine, den er, wenn auch ziemlich gewichtig, ohne Mühe forthob, und unter demselben auch fand, was ihm nöthig war. Er konnte jetzt, auch ohne seinen Eltern im Geringsten zur Last zu fallen, ferner am Unterrichte Theil nehmen, denn was er nur immer bedurfte, fand er unter diesem Steine. Nie ließ er aber auch ab, seiner Beschützerin zu danken, immer blieb sein liebstes Plätzchen vor dem gnadenvollen Bilde in St. Marien im Capitol.

Hermann Joseph studirte jetzt aufs Fleißigste, und Alles, was er nur angriff, gelang ihm durch den Beistand der Muttergottes.

Als er nun das Alter erreicht hatte, wo man sich einen Stand zu wählen hat, beschloß er, sich dem geistlichen Stande zu widmen und in den Orden der Benediktiner zu treten. Er ersah sich dazu das Kloster zu Steinfeld in der Eifel, wo man den gottesfürchtigen

Jüngling auch gerne aufnahm. Mit allem Eifer legte er sich nun auf das Studium der Philosophie und Theologie, und ließ Tag und Nacht nicht ab von seinen Bemühungen, so, daß er seine Fürsprecherin Maria, beinahe darüber vergaß. Aber, siehe! alle seine Anstrengungen waren umsonst; er konnte keine Fortschritte in den Wissenschaften machen, so ernstlich er es sich auch angelegen sein ließ. Da nahm er seine Zuflucht wieder zum Gebete, und als er nun eines Nachts auf dem Chore voll inniger Andacht saß, von den Arbeiten des Tages ganz erschöpft, kam ein süßer Schlaf über seine Augen und er träumte einen schönen Traum. Er befand sich in einem wundervollen Garten, in dem die lieblichsten Kräuter dufteten, die herrlichsten, von ihm nie gesehenen, Früchte auf den Bäumen prangten, deren Aeste von tausend Vögeln belebt waren. Ein nie vernommenes Klingen durchbebte die Luft, süße Stimmen sangen dazwischen Lobgesänge dem Herrn, und anmuthige Brünnlein rieselten durch blumenreiche Matten. Endlich erschien die Mutter Gottes, so wie er sie in den Tagen seiner Kindheit unzählige Male zu St. Marien im Capitol geseh'n, das Jesuskindlein an der Hand führend, welches ihn mit freundlicher Geberde einlud, jetzt auch einmal mit ihm zu speisen, da er ihm so manchen schönen Apfel und andere schöne Sachen geschenkt habe. Hermann Joseph nahm die Einladung dankend an, und als er nun an der reichen Tafel, von wunderholden Englein bedient, sich des Himmels Kost recht schmecken ließ, erwachte er — und des Traumes Erscheinungen waren auch verschwunden. Er fühlte sich

aber auf eine eigene Weise gestärkt und in seinem innersten Wesen ganz verändert. Seine Studien hatten jetzt raschen Fortgang.

Von Allen geehrt und geliebt und, besonders seiner Gelehrsamkeit wegen berühmt, lebte Hermann Joseph noch lange Zeit in der Abtei zu Steinfeld, wo er auch starb, und wo jetzt noch sein Grab gezeigt wird.

In der Kirche zu St. Marien im Capitol ist zur rechten Hand am Ende der Nebenhalle Hermann Joseph, der später heilig gesprochen wurde, in Stein abgebildet, wie er als Schüler dem Jesuskinde einen Apfel darreicht, zum ewigen Gedächtniß dieses frommen Mannes.

Richmodis von Aducht.

Oede des Grabes herrschte in den sonst so volkbelebten Straßen der Stadt Köln, denn zahllos waren die Opfer, welche die Pest hier im Jahre 1400 dahinraffte. Das Sterben war so groß und so allgemein, daß man den Leichen nicht einmal ein ehrlich, christliches Begräbniß geben konnte, sondern sie in großen Gruben verscharren mußte, um sie nur aus dem Wege zu räumen.

Zu der Zeit lebte auf dem Neumarkte, in dem Hause zu den Papagayen eine ehrbare Frau, Namens Richmodis, Gattin eines Herrn von Aducht. Sie wurde krank, und in wenigen Tagen ruhte sie schon im Sarge. Ihr Gemahl ließ sie auf dem Friedhofe zu St. Aposteln beisetzen. Die Todtengräber hatten aber wahrgenom-

men, daß die Leiche noch ihre goldenen Ringe an den Fingern trug, und beschlossen der Todten diese Kostbarkeiten zu nehmen. In der Nacht schlichen sie daher zu dem Grabe, scharrten die Erde weg, und öffneten den Sarg. Schon waren sie im Begriff der Leiche die Kostbarkeiten abzustreifen, als sich Frau Richmodis, aus tiefer Brust aufseufzend, im Sarge erhob. Die Todtengräber ergriff starrer Schrecken, aus dem sie erst aufwachten, als Frau Richmodis die Worte stöhnte: „Wo bin ich?“ Sie flohen, taub gegen das Hülferufen der kaltstarren Frau.

Frau Richmodis entstieg der Gruft, nahm die von den Entwichenen zurückgelassene Leuchte, und wankte schwach ihrer Wohnung zu. Sie pochte an. Die Diener kamen, eilten aber eben so schnell wieder zurück, als ihnen auf ihre Anfrage, wer so spät noch Einlaß begehre, die Antwort wurde: „die Hausfrau,“ und sie auch deren Stimme erkannten. Aengstlich verbargen sie sich in ihren Betten. Die Frau ließ aber nicht ab zu pochen, und pochte so lange bis ihr Eheherr erwachte und den Dienern befahl, nachzusehen, wer draußen vor dem Thore sei. Zitternd vor Angst berichteten sie, der Geist der Frau verlange Einlaß und sie seien zu furchtsam, um noch einmal zum Thore zu gehen. Der Herr schalt sie Narren, da sie ihm aber versicherten, der Hausfrau Stimme erkannt zu haben, ging er selbst zum Fenster und frug, wer draußen poche.

Er sah die noch in das Leichentuch Gehüllte, und schauderte unwillkührlich zusammen, als er seiner Ehefrau Stimme selbst erkannte, die ihn anflehte, sie doch

einzulassen. Er ermannte sich und fragte, wer sie denn sey? „Wie, Du erkennst Deine Gattin nicht mehr,“ antwortete Frau Richmodis schluchzend.

Es ist so viel möglich, daß Du meine Gattin bist, sprach der Herr von Aducht, als daß sich meine Pferde aus dem Stalle losreißen und auf den Söller gehen. Kaum hatte er das Wort über seine Lippen gebracht, als er seine Hengste auch schon laut polternd die Stiegen hinan stürmen hörte. Er flog mehr, als er die Treppe herunter ging, um der Wiedererstandenen die Thüre zu öffnen. Mit sorgender Liebe bot er nun Alles auf, um die Halberstarrte zu erquicken und sie wieder ganz in's Leben zurückzurufen.

Noch viele Jahre hindurch erfreute sich Frau Richmodis der besten Gesundheit, und beschenkte ihren Gemahl noch mit drei gesunden Kindern. Kein Lächeln spielte aber mehr auf ihren Lippen, selbst wenn stille Freude ihre Seele füllte. Emsig webte sie ein Fastentuch, welches sie der Kirche zu den heiligen Aposteln schenkte, und worauf ihre Wiedererweckung aus dem Grabe geschildert wurde.

Als sie endlich im hohen Alter verschied, wurde sie neben ihrem Gemahl am Eingange der Kirche, in einem erhöhten Grabe beigesetzt, und liebliche Töne flüsterten dem aufmerksam Horchenden aus dem Grabe zu. Der Hergang der Wiedererweckung wurde im Haupt-Eingange der Kirche zum ewigen Andenken gemalt, doch ist diese Halle, wie Vieles des Alterthümlichen in Köln, zerstört, und mit ihr die Schilderei. — Umsonst sucht der Wanderer auch jetzt noch die Pferde,

welche der Sage nach, zur Erinnerung an diese Begebenheit, auf dem Neumarkte im Söllerfenster des Hauses aufgestellt waren, welches die Familie von Aducht bewohnt haben soll.

III.



Alfred Rethel del. Susemihl impr. Ernst Rauch sc.

Der Ring der Fastrada.

(Hierzu das Bild III., erfunden von A. Rethel, gestochen von C. Rauch.)

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebsame Aachen mit seinem Ruhme alter Zeit und dem Wohlstande und der Blüthe jüngerer Tage sich zwischen sanftaufsteigenden Höhen birgt, hat manches stille freundliche Plätzchen, welches so recht dazu geschaffen scheint, der Poesie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden ist und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römischen Reiches. Da heften sich denn liebe Erinnerungen an graue bemooste Steine, mit dem falben Eppich ranket sich der Gedanke an Thurm und Mauer hinauf, jugend-

liche Tage scheinen dem Grabe zu entsteigen, und ungestört darf die Brust sich ihrer Sehnsucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verschönte, überlassen.

Wer, der die Poesie der Jugend durchlebt hat und geschwelgt hat vor alten Bildern und in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmern gestanden? Noch steht, ziemlich erhalten, der neuere, bewohnte Theil dieser Friedensburg, deren Thürme halb eingestürzt liegen, mit ihrem Geröll den Abhang des mit Gesträuchen und Bäumen bewachsenen Hügels deckend, um welchen sich der schilfbedeckte Teich, von den Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von üppigen, smaragdnen Wiesen, deren Grenze an mehren Orten die kühle Waldung bildet. An einem schönen Frühlingsmorgen muß man diese Gegend sehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche steigt, wenn das frische Grün der Bäume die alten Thürme der nahen Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiser, dem die ganze Welt offen stand mit ihren Lockungen und ihrer Majestät und Schönheit, sich dieses Thal auserkor, das ihm lieb war vor allen, und das er all seinen Pfalzen und Pallästen vorzog in seinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Gesängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geschichten

von dem größten Kaiser der Deutschen, sind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an seine schöne Gemahlin Fastrada fesselte. Hatte sie auch, ihrer Gewalt über Karl sich bisweilen zu eigenen Zwecken bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manchen Unzufriedenen, Feinde sogar gemacht: er hing ihr stets mit derselben Zuneigung an. Da erkrankte sie schwer, während sie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die schöne Ebne fließenden Maines, verweilte. Des Kaisers Betrübniß kannte keine Grenzen: sie steigerte sich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verschied. Aus dem Gemache, wo sie gestorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, da schien es ihm, sie schlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, sei ein böser Traum gewesen. Neben ihrem Lager kniete er, bestrebte sich sie zu wecken, rief ihr mit den süßesten Namen.

Des Kaisers Räthe und Höflinge wußten nicht was zu beginnen: er wollte nicht davon hören, daß Fastradas sterbliche Reste zur Erde bestattet werden sollten; gebieterisch wies er die von sich, welche davon redeten, und antwortete, sie werde bald wiedererwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft, und sogar für das Leben des Herrschers, wenn dieser Zustand noch länger währte. Während sie nun in der quälendsten Ungewißheit schwebten, hatte der fromme Erzbischof Turpinus von Rheims, der Erste in des Kaisers Rath, ein Traumgesicht, das ihm das Räthsel

erklärte. Er sah nämlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiserin geflochten war — dieser war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeschiedene fesselte. Sein Entschluß war bald gefaßt: am folgenden Morgen trat er in das Gemach, und ohne daß der Kaiser es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu sich.

Kaum hatte er dies gethan, so stand Karl auf und warf sich weinend in seine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als bemerke er nun erst den Zustand, in welchem der Körper sich befand: er schauderte und wußte nicht wie ihm geschehen war. Willig ließ er sich von dem Erzbischofe aus dem Gemach führen, setzte sich zu Pferde und ritt, von den besorgten Bewohnern der Stadt bei seinem Wiedererscheinen hoch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in seinem geliebten Ingelheim ankam, und mit erneutem Eifer sich den Geschäften des Reiches hingab. Wie ein Traum war ihm Alles, was seit Fastradas Tode sich ereignet hatte. Ihre sterblichen Reste aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde bestattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und seine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiser wollte von nun an immer den frommen Prälaten um sich haben: nichts that er ohne seinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbischof benutzte zwar diese Zuneigung zum Besten des Reiches und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiser Mann; aber sein frommer Sinn nahm doch

Anstoß an dem, was ihn ein gottloser Zauber dünkte, weßhalb er sich dessen zu entledigen beschloß. Mit diesem Gedanken ging er um, als er den Kaiser auf einer Reise nach Aachen begleitete, wo dieser bisweilen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entspringen, welche Karl bewogen hatten, sich hier eine Pfalz zu bauen, kam Turpinus an einen kleinen stillen See, der rings von Waldung und Wiesenteppich eingeschlossen war. In diesen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieser Zeit an glaubte der Kaiser, dem seine oberrheinischen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an sein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlassen zu können. Nur dann, wenn die Reichsangeheiten, welche damals den Herrschern nicht gestatteten, an einem bestimmten Orte ruhig zu verweilen, sondern sie bald hie, bald dorthin riefen, es nöthig machten, trennte er sich von seinem Lieblingsort, zu dem er zurückkehrte, sobald er frei war. Nicht blos die Stadt selbst schmückte er mit Pallast und Kirche; auch bei dem nahgelegenen See ließ er eine stattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts gestörten Einsamkeit saß er oft Stunden lang, und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füßen, und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

Der Münsterbau zu Aachen

und der Loosberg.

Ein Jeder hat sicherlich von Kaiser Karl, und von seinem Münster in Aachen erzählen gehört. Die geschicktesten Meister und Werkleute wurden aus allen Gegenden des weiten Reichs herbeigeholt, um den Wunderbau aufzuführen, welchen der fromme Herrscher an dem Ort, den er vor allen liebte, der Mutter des Heilands zu widmen gedachte; die Palläste Welschlands mußten ihre Zierde hergeben, um das neue Gotteshaus, von waldbedeckten Hügeln umringt, würdig zu schmükken. Schon erhob sich die Kirche, weit über benachbarten Wohnungen, und schon berechnete man die Zeit, wo sie vollendet da stehen würde: da bemerkte man plötzlich mit großem Schrecken, daß das Geld auf die Neige ging. Langwierige Kriege hatten den Schatz erschöpft, niemand wußte Rath. Schon waren eine Menge Arbeiter entlassen worden, und trauernd sahen

die Bürger, wie immer weniger Hände sich regten, wie die Kalkgruben leer blieben, die großen Stämme und die schönen, mit so vielen Kosten hergeführten antiken Säulen unbenutzt da lagen, wie Kelle und Winkelmaß mit Staub bedeckt waren. Da erschien eines Morgens ein unbekannter Mann, und verlangte zum Magistrat geführt zu werden. Nachdem man seinem Begehren gewillfahrt, erbot er sich das zum Bau nöthige Geld herbeizuschaffen. Die frommen Aachener hätten seine Füße geküßt, wenn er es gestattet. Mit tausend Danksagungen nahmen sie sein Anerbieten an, und frugen, welche Sicherheit er verlange und welche Bedingungen er in Betreff der Rückzahlung mache.

Rückzahlung verlange ich gar nicht, war die Antwort, und die Rathsherren schlugen beinahe rücklings, denn eine solche Uneigennützigkeit war selbst in jenen, im Prozentrechnen weniger geübten Zeiten, etwas Unerhörtes. Aber ihr Erstaunen ward ganz andrer Art, als der räthselhafte Gast fortfuhr: Zur einzigen Bedingung mache ich, daß die erste Seele, welche in die fertig gewordene Kirche eingeht, mein wird. — Da merkten die Herren, mit wem sie zu thun hatten — sie waren im Begriff ein Kreuz zu schlagen und ein Apage Sat . . . schwebte dem Gelehrtesten auf der Zunge, als die vernünftige Betrachtung, daß eine so schöne Gelegenheit die Kirche ohne Schwierigkeit und ohne daß man auf das Geld zu sehen brauche, zu vollenden, sich nicht leicht zum zweiten Male darbieten würde, ihren frommen Abscheu noch zur rechten Zeit im Zaume hielt. Der Fremde ohne eine Miene zu verändern, sah sie

scharf an, und nachdem die Bestürzten die Antwort hervorgestottert, daß sie die Sache überlegen wollten, entfernte er sich mit der Bemerkung, er werde am folgenden Tage zurückkehren, um ihren Entschluß zu vernehmen. —

Die Baulust scheint vor zehn Jahrhunderten den Aachenern im hohen Grade eigen gewesen zu sein, denn sie trug es über alle Gewissensscrupel davon. Der Pakt mit dem Ungenannten, aber nicht mehr Unbekannten, ward also eingegangen, und noch an demselben Tage strotzten alle Kassen von Gold. Da es mit dem üblichen Reichsgepräge versehen war, so scheute sich Niemand davon anzunehmen; da es auf so leichte Weise erworben ward, so scheute sich auch Keiner es ungehindert auszugeben, indem weder Kaiser noch Volk darunter litten. Rasch wurde die Arbeit gefördert, und bald wölbte sich die hohe Kuppel, und das Münster war so weit fortgerückt, daß man an die Einweihung dachte. Nun war aber wiederum guter Rath theuer, denn Keiner hatte Lust der Erste zu sein, der die verhängnißvolle Schwelle betrat. Der Fremde hatte sich nicht wieder blicken lassen, aber man zweifelte nicht daran, daß er sich seinen Lohn zur rechten Zeit holen werde. Da wurde denn von den geistlichen und weltlichen Machthabern von neuem berathen, und endlich schien man ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, denn es ward angesagt, daß am Dreikönigefeste — man schrieb damals das Jahr des Herrn 804 — die große Ceremonie Statt finden sollte, zu welcher Papst Leo selbst von Rom nach Aachen gekommen war.

Am Morgen Epifaniä waren die Höfe und Säle der kaiserlichen Pfalz mit Tausenden gefüllt. Die hohe Geistlichkeit in prachtvollem Ornate, und die Reichsfürsten in glänzendem Anzuge begaben sich hin, auch Karl hatte seine gewöhnliche einfache Kleidung abgelegt, und erschien im Kaiser-Ornate. Auf dem Münsterplatze wogte das Gedränge des Volks, aber Jeder blieb dem großen Thore fern; nur ängstliche, scheue Blicke wurden dahingesandt, obgleich man nichts fremdartiges dort bemerkte. Da nahte mit raschen Schritten ein Haufe bewaffneter Trabanten der Kirche, und als sie nur noch in geringer Entfernung vom Thore sich befanden, jagen sie einen großen, kurz vorher gefangenen Wolf in die Kirche hinein. Ein schreckliches Getöse erhob sich — wüthend und flammenspeiend schoß eine Teufelsgestalt auf das Thier zu, und erwürgte es im Nu mit ihren scharfen Krallen. —

Da entstand ein gewaltiger Jubel der zahlreich versammelten Menge, und im Augenblick, wo der Erzfeind sich mit der Seele des unglücklichen Wolfs, den man ihm, statt der gehofften Menschenseele in den Rachen gejagt, unter fürchterlichem Geheul und Zähnefletschen empfahl, begannen die Glocken des Gotteshauses freudig zu läuten, und vom Papst und 365 Bischöfen und Prälaten begleitet, zog Kaiser Karl feierlich und unter Absingung der kirchlichen Hymnen in den prachtvollen Tempel ein.

In seinem furchtbaren Grimme aber war Herr Urian fortgeflogen auf des Sturmwinds Flügeln, und kam heran an's Meergestade, wo die Brandung tief

unter ihm wild emporbrauste. Nichts als Rachegedanken für den vom frommen Kaiser ihm gespielten Betrug, erfüllten seine schwarze Seele: er wollte Karl, mit ihm die neugegründete Kaiserstadt, nebst dem schönen Münster, das er in Hoffnung des reichen, bedungenen Lohns, selber mit hatte erbauen helfen, schmählich verderben. Ueber seinen Plänen brütend, erblickte er plötzlich die weiten Sanddünen des Meergestades, und der hämische Gedanke durchzuckte seine Seele, unter einem solchen Sandberge die Stadt sammt allen ihren Bewohnern zu begraben. Gedacht, gethan! Mit Wetterschnelle stürzte er von seiner luftigen Höhe auf das Ufer hinab, unsichtbare Hände halfen ihm, und so ward bald eine lange Düne losgerissen von dem Boden, wo die Fluth sie seit Jahrhunderten angeschwemmt; wie einen Mehlsack lud der Böse sie rasch auf seine Schulter und so ging's huckepack nach dem nichts ahnenden Aachen hin. —

Die Reise mochte dem schwarzen Verderber doch am Ende etwas unbequem vorkommen: die Länge des Sandhügels bewirkte, daß derselbe sich nach beiden Seiten sackförmig überbog, so daß der vorn herabhängende Theil dem Träger die Aussicht benahm, und er sich fast auf seinem Wege verirrt hätte. Doch fand er sich wieder zurecht, als er leichtfüßig über die Maas schritt und sich nun auf's Aachener Thal zutrollte. Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Wind, und streute ihm so viel Sand in die Augen, daß er kaum noch vor sich hin sehen konnte. Dadurch ward hm das Sehen immer beschwerlicher, und nur mit

Mühe gelangte er an das Soersthal. Da begegnete ihm ein altes Weib, welches des Weges von Aachen herkam, und erschrocken über den wandelnden Sandberg und seinen schwarzen Träger stehen blieb. „Wie weit habe ich noch bis Aachen?" frug Herr Urian die Alte, seine Stimme zu möglichster Lieblichkeit versüßend. Die Alte merkte das Plänchen: sie hatte bei dem Baue des Münster's den Bösen oft genug ins Auge gefaßt, und seine Gesichtszüge waren ihrem Andenken noch nicht entschwunden. „Ach", erwiderte sie schlau, „da seyd Ihr ganz vom Wege abgekommen, lieber Herr. Schauet nur gefälligst auf mein Fußzeug: ich habe die Schuhe in Aachen neu angezogen, und jetzt sind von dem langen Gehen die Sohlen bereits ganz zerrissen."

Da stieß der Schwarze einen Fluch aus, daß das ganze Thal davon erdröhnte, und die erschrockene Alte mehrere Schritte weit zurücksprang. „Ich bin der Schlepperei müde!" rief er wüthend aus — „für jetzt mag das betrügerische Nest meinem Grimme entgehen, ich werde doch schon in Zukunft Zeit und Gelegenheit finden, mich zu rächen." Und mit diesen Worten schleuderte er seine sandige Last von den Schultern auf die Erde, und erhob sich flammensprühend in die Luft. Dies war das letzte Mal, daß man den Schwarzen in propria persona in Aachen und seiner Umgegend umherwandern sah — die Aufklärung hat ihn bald in seine schwefeligen Schlupfwinkel hinabgejagt. Doch will man noch dann und wann seine geheime Anwesenheit verspürt haben, nur ist man noch nicht einig über das Kostüm, worin er in späterer Zeit erschienen. —

So war Aachen durch die List des alten Weibes von dem Untergange gerettet. Der Berg ist noch vor den Thoren der Stadt zu sehen, und oft wandern die Aachener Bürger zu seiner freundlichen, sonnigen Höhe hin, nicht daran denkend, wie unheilvoll er einst für die liebe Vaterstadt hätte werden können. Und die tiefe Gasse die noch jetzt den Loosberg von St. Salvator scheidet, ist durch das heftige Niederwerfen durch Meister Urian entstanden, indem diese von dem Stoß in der Mitte platzte und so die beiden Berge bildete.

Während nun an dem Hauptthor der Kirche, welches dem Baptisterium zugewandt ist, und den Namen der Wolfsthüre führt, das in Stein gehauene Bild des armen Opfers zu sehen ist, ruft noch heutigen Tages der Name Loosberg dem Wanderer ins Andenken zurück, daß ein Weib selbst dem Teufel zu los*) war, und ihn durch ihre Kniffe anführte. Die Aachnerinnen haben ein Recht, noch jetzt darauf stolz zu sein, wenn sie an das dadurch abgewandte Unheil denken.

---

*) loos, lus, lose — verschlagen, verschmitzt, pfiffig.

Die buckligen Musikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlösers Geburt 1549, kam ein armer buckliger Spielmann spät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woselbst er bei einer Hochzeit aufgespielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und so ging er denn wohlgemuthet am Münster vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erschrak er auch um so mehr, als er nun hörte wie spät es in der Nacht sei, und dazu sich in der Luft ein seltsames Geschwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln, vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geisterstunde und ihrem Spuke zu entfliehen, und beugte schüchtern in die Schmiedstraße ein, um durch sie zu seiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobstraße gelegen. Was begegnete ihm

aber, als er das Pervisch (den Fischmarkt) betrat! Alle Fischbänke schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die dunkle Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln auf-aufgetragen, und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um Alles herum aber saß eine Menge der reichgekleidetsten Damen und ließen es sich trefflich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte er sich entsetzt der Quatember-Nacht und ihres Hexenspuks. — Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, und führte ihn zu Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knieen dastand: „Fürchte Dich nicht, und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden Dir dessen Dank wissen." Und indem sie so sprach, reichte sie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieser ermuthigte wundersam den Spielmann dergestalt, daß, sobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er seine Geige zur Hand nahm und lustig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem was darauf stand, bei Seite geschafft, und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allzumal bei dem Tone seiner Geige, und bald wirbelten die Paare durcheinander. Nun aber ging es immer schneller und schneller, und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zer-

springen und ihm Hören und Sehen vergehen. — Indessen saus'ten die Paare noch immer durcheinander, während sein Arm kräftig den Bogen führte, und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging, und oft so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Conzert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmuhr drei Viertel auf Eins, und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne; Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse, oder scheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran, und sprach: „Braver Spielmann, Du hast uns wacker vergnügt, drum soll Dir auch nun des Lohnes werden! Und damit hatte sie ihm bereits sein Wams ausgezogen, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihn getreten, und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher als unser erleichterter Spielmann! Dankdurchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin, — da aber schlug es Eins, und Damen, Lichter und Schüsseln waren verschwunden, und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach seinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu Muthe, als sei sein ganzes Abenteuer ein wirrer Traum gewesen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank, und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wohl die Freude

seines Herzens zu beschreiben, in welcher er nun nach seinem Wams griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite sollte ihm beschieden sein, denn als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor; und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit forschte, fand er dessen beide Taschen mit Gold gefüllt und eilte als ein zwiefach glücklicher Mann nach seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr, und pries den Himmel, der das Alles noch so glücklich gefügt. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück ins Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrons aufgehängt, und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt. —

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alsobald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen sich vorzüglich ein anderer, ebenfalls buckliger Musikant durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht, und richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, es jenem gleich oder noch zuvor thun zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein, und begab sich nun auf St. Gerhardi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Pervisch. Dort fand er auch richtig dasselbe Gelage, und ward bald darauf

zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterschied! — Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustig-künstlichen Melodien angehoben, und die Damen sich zum Tanze erhoben, als er auf einmal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel, und eine so traurige und herzbrechende Weise auffiedelte, daß höllisches Gepfeife und Gezische sich um ihn herum erhob, und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, musizirte stracks drauf los, und erwartete nun, da der Tanz geendet war, nichts weniger als einen noch reichern Lohn, denn sein Vorgänger, und trat daher, Rock und Weste ausziehend, keck zum Tische. „Ei, ei! beste Frau!“ rief er spöttisch, da er, in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau Bürgermeisterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem sonderbaren Mahle präsidirte — „was würde wohl der Herr Gemahl sagen, wenn er sie hier auf der Besenstielfestlichkeit anträfe? Aber lassen Euer Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn stehen, denn die Nacht ist kalt, und es schlottern mir alle Knochen in der Herbstluft. Ich denke, mein Spiel ist doch noch wohl eines bessern Preises werth, als das des Stümpers, der Euch beim letzten Feste die Ohren gellen machte?“ Doch wie sollte er sich täuschen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer silbernen Schüssel, und ehe er sich's versah, klebte der darin aufbewahrte Höcker seines Gesellen vor seiner Brust. So stand denn der Neidhart mit doppeltem Bollwerk umgeben, und traute seinen

Augen nicht, bis im selben Momente beim ersten Schlage der Morgenstunde der Spuk verschwand, und er sich unter zwiefacher Last nach Hause trollen konnte.

Noch lange Jahre hindurch mußte er das Warnungszeichen seiner Mißgunst mit herum schleppen, und die Eltern pflegten ihren Kindern bei seinem Anblicke die Geschichte zu erzählen.

Pfalzgraf und Kaiserstochter.

Zur Zeit als Otto, der Dritte dieses Namens, aus dem sächsischen Kaiserhause, in zarter Jugend den Thron seiner ruhmbekränzten Vorfahren bestiegen hatte und König von Deutschland geworden war, leitete die griechische Prinzessin Theofania, Otto's des Zweiten Wittwe und Mutter des jungen Königs, eine überaus gewandte und mit den herrlichsten Eigenschaften begabte Frau, das Staatsregiment. Nur durch ihre Klugheit war dem jungen Otto das Reich erhalten worden, indem er an dem römischen Konsul Crescentius Nomentanus, und vorzüglich an dem Baiernherzoge Heinrich, dem nachmaligen Könige Heinrich II., gefährliche Nebenbuhler hatte, von denen der letztere ihn einmal heimlich gefangen nehmen ließ, und nur auf die wiederholten Vorstellungen und Drohungen der sämmtlichen Reichsstände wieder herausgab. Theofania gab ihrem Sohne den

gelehrten Gerber, der nachmals den Stuhl Petri als Sylvester II. bestieg, zum Lehrer, und dieser große Mann bildete seines Zöglings Herz und Geist, flößte ihm die Tugenden und erhabenen Gesinnungen ein, welche den Regenten zieren, und erregte durch seine weisen Lehren und sein Beispiel Otto's Milde und Freigebigkeit, welche des Königs kurzes Leben zierten, und seinen Tod allgemein betrauert machten.

Unter den Räthen der verwittweten Kaiserin war Ezo, Pfalzgraf von Aachen, ein Mann, der, obschon in der Blüthe seines Lebens, doch an Rath und That einer der ersten war, und keinem der ältern Rathgeber im Geringsten nachstand. Er hatte durch seine weisen Entschließungen, kurz vor dem Beginne dieser Geschichte vermocht, daß der König Lothar von Frankreich, der in Lotharingen eingefallen war und die Stadt Verdun in Besitz genommen hatte, diesen Platz baldigst verließ und sich ohne Schwerdtschlag in seine Erblande zurückzog. Er war bei Otto's Gefangennehmung und nachmaliger Befreiung einer der kühnsten Sprecher gegen Heinrich von Baiern gewesen, und besorgte mit unermüdlichem Eifer die Geschäfte des Reichs und des Königs. Deswegen hatte ihn Theofania besonders liebgewonnen, und zu ihrem Vertrauten erhoben, dessen sie sich bei den Sorgen und Geschäften, mit denen sie überhäuft war, mit Vorliebe bediente. Und Ezo rechtfertigte das Vertrauen der Kaiserin, denn es war unter den Herren am Hofe keiner aufmerksamer und fleißiger als der junge Pfalzgraf, der darum von Allen geachtet wurde, und sich durch seine leutselige Gemüths-

art die meisten Großen zu Freunden machte. Auch der König gewann Herrn Ezo lieb, der ihn in den Leibesübungen, die sich für einen ritterlichen Jüngling schickten, unterwies, und von dessen treuen und uneigennützigen Dienstleistungen seine Mutter ihm schon oft berichtet hatte. So war der Pfalzgraf bald der erste Rath der Kaiserin, welche sich seiner in den meisten Unternehmungen bediente, die Klugheit, Umsicht und Verschwiegenheit forderten, und der Liebling Otto's und der Gutgesinnten des Hofes.

In dem adelichen Klosterstifte zu Essen, jenseits des Rheins, saß in einem schöngewölbten und zierlich eingerichteten Kämmerlein, Frau Adelheid, die Schwester des verstorbenen Kaisers, und Aebtissin des Klosters, ihr zur Seite an dem geschweiften Fensterbogen ein junges blühendes Mädchen. Blonde Flechten fielen über den Schwanenhals hinunter, und die sanften blauen Augen schauten züchtig auf die Arbeit, welche ihre niedlichen Finger hielten, während die Strahlen der Morgensonne durch die buntgemalten Fensterscheiben fielen, und das Zimmerlein und die Anwesenden mit einem wunderbaren Farbenglanz übergossen. Ein künstlich geschnitztes Bild der Mutter Gottes prangte auf einem kleinen Altar, um den mehrere Heiligenbilder mit zierlich vergoldeten Rahmen und feinem Schnitzwerke herumhingen, welche lieblich aus der leuchtenden Einfassung hervorschauten. Vor dem Marienbilde standen zwei porzellanene Gefäße mit süßduftenden Blumen,

deren mannigfaltige Farben mit dem glühenden Feuer des Fensterglases zu wetteifern schienen. Das holde Mägdlein war Mathilde, die Schwester des jungen Königs Otto, welche der Aebtissin, ihrer Tante, zur Erziehung übergeben worden war, und von ihr zum Klosterleben bestimmt wurde. Denn die Aebtissin war eine Frau von großer Frömmigkeit, und wünschte ihre Pflegebefohlene, welche sie herzlich liebte, fern von dem Gewühle der Welt, je eher je besser, in dem Schutze der klösterlichen Mauern mit dem Schleier bekleidet zu sehen, ohne erst Mathildens Neigung zu erfragen.

Das schüchterne Mädchen wagte nicht, sich der Tante, welche sie innigst verehrte, zu widersetzen, obschon sie keinen innern Beruf zum Klosterleben erkannte, denn ein Augenblick hatte über das Schicksal ihres Lebens entschieden: sie liebte, aber ohne Hoffnung. Bei ihrer letzten Anwesenheit zu Aachen hatte der junge Pfalzgraf, sowohl durch seine schöne Gestalt, als durch seine einnehmenden Reden, seine Tapferkeit und seinen Hochsinn, das Herz der zarten Jungfrau gefesselt: das Morgenroth der Jugendliebe war ihr aufgegangen. Und da sie von allen Anwesenden und selbst von ihrer Mutter Ezo's Lob vernahm, und sah, welche ehrenvolle Auszeichnung ihm zu Theil wurde, da war es in ihrem Herzen beschlossen: Diesen oder Keinen!

Aber auch dem Pfalzgrafen war es ergangen, wie Mathilden. Mehre Male verwirrte er sich augenscheinlich, wenn sie ihn im Gespräche anblickte, ein glühendes Roth überflog seine Wangen, und er sah still vor sich nieder. Doch, obschon aus altem adeligen Geschlechte,

wagte er es nicht, seine Augen und Wünsche bis zu einer Prinzessin und Kaiserstochter zu erheben, und selbst die Geschichte Eginhard's und Emma's, an welche er oft dachte, konnte ihm keinen größern Muth einflößen. Er beruhigte den gewaltsam pochenden Busen, der oft die Hülle zu sprengen drohte, wenn er in Gesellschaft der Geliebten war, und sie sich ihm mit Schüchternheit und Milde näherte. So kam es zwischen den Liebenden nie zu Worten, obschon ihre Blicke sich genug sagten, denn Ezo hielt sich immer in gemessener Entfernung von der Prinzessin, er zagte und fürchtete von der Entdeckung einen unglücklichen Ausgang für sich und Mathilden, deswegen hielt er's für besser, sich ganz zurück zu ziehen, und sich nur da, wo sein Amt und seine Pflicht es nothwendig machten, vor der Prinzessin zu zeigen. So kam es, daß, als Mathildens Aufenthalt am Hofe zu Ende ging, und sie nach Essen zu der Aebtissin zurückkehrte, diese eine große Veränderung an ihr merkte, sie war oft zerstreut und in sich gekehrt, so daß ihr Geist bisweilen abwesend und anderswo zu weilen schien. —

So war es auch wieder heute. Mathilde hatte schon lange durch das Fenster gestarrt, wo im schön eingerichteten Klostergarten tausend schöne Blümlein blühten und die zwitschernden Vögel sich des belebenden Strahles der Frühlingssonne erfreueten. — Des Mägdleins zarte Finger ruheten mit der unvollendeten Arbeit in dem Schooße. Verwundert schaute die Aebtissin sie eine Zeitlang an, dann brach sie aber das lange Stillschweigen:

„Was habt Ihr denn, Mathilde, daß Ihr da wieder ins Blaue hineinsehet, und der Arbeit nicht Acht habt, welche Euren Händen entfallen ist?“

„Ich dachte“ — erwiderte jene schnell, stockte aber plötzlich, die Aebtissin anblickend, und schlug verwirrt die Augen nieder.

Kopfschüttelnd wendete die Aebtissin sich ab, und sprach für sich, indem sie zum Altar trat, und sich auf den Stufen desselben zum Beten niederließ:

„Die wird nimmerhin eine gute Klostergeistliche, trotz der Sorgfalt, womit ich sie zu diesem Stand erziehe. Des Himmels Wille geschehe!

Zu Aachen in der Kaiserpfalz befand sich an einem Nachmittage König Otto in Gesellschaft seiner beiden Schwestern, Sophia und Adelheid, und mehrer Großen seines Hofstaates; unter ihnen war auch Pfalzgraf Ezo. Da begab es sich, daß der junge König, der ein großer Freund des Schachspiels war, und darin einem Jeden stehen zu können glaubte, den Pfalzgrafen zu einem Gange auf dem Schachbrett entbot.

Herr Ezo war sogleich bereit, Otto's Gesuche Folge zu leisten, denn er hatte sich in diesem sinnreichen Spiele geübt und eine ziemliche Fertigkeit darin erworben. Nachdem nun ein Diener das Spiel hereingebracht, und die beiden Kämpfer sich am Tische niedergelassen hatten, ward als Bedingung festgesetzt, daß derjenige, welcher den Gegner in drei Gängen nacheinander be-

siegen würde, einen beliebigen Preis von dem Andern fordern könne, den dieser ihm, so es in seinem Vermögen stehe, geben müsse.

Aber Ezo hatte schon bei sich bestimmt, welchen Preis er von dem Könige fordern wollte, im Falle er das Glück haben würde, Sieger zu sein. Er sah diesen Zufall als die größte Gunst Fortunens an, denn er hatte sogleich bei sich beschlossen, keinen andern Siegespreis zu heischen, als Mathilden. Deswegen zitterte er sichtlich, als der König das Spiel begann und er dagegen setzen mußte, denn wie leicht konnte er verlieren, und dann stürzte das Kartengebäude seines geträumten Himmelreichs in ein Nichts zusammen! Doch verlor er seine Geistesgegenwart nicht. In jeder Figur, womit er auf den Gegner anrückte, sah er seine Mathilde, dies machte ihn sehr vorsichtig, so daß Otto, der sich alle ersinnliche Mühe gab, ihn in die Enge zu treiben, trotz seinem kunstreichen Spiel ihm nichts anhaben konnte.

Das erste Spiel war beendigt, der König matt.

Ezo, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, dankte dem Himmel, aber er hatte noch die größte Gefahr zu bestehen, denn der König konnte jetzt seine Anstrengungen verdoppeln, um einer nochmaligen Niederlage zu entgehen. Das zweite Spiel begann. Otto, ärgerlich über seinen Verlust, spielte hitziger, und gab sich dadurch mehre Blößen, welche der Pfalzgraf benutzte, so gut er es vermochte. So ging es in einem fort, und am Schlusse des dritten Spiels war Ezo Sieger.

Der König war dreimal matt geworden.

Wer vermag zu beschreiben, was in Ezo's Gemüthe vorging! Es war jetzt an ihm, den Preis zu fordern. Mathildens Name schwebte ihm auf der Zunge, aber immer schwieg er wieder.

Wie leicht, dachte er, kann der König dir trotz seines gegebenen Wortes die Schwester abschlagen, und sich entschuldigen, daß es so nicht gemeint gewesen sey. Wie unglücklich wärest du dann, da du so alle Hoffnung verloren hättest, und beschämt vor dem ganzen Hofe abziehen müßtest. Die Anderen aber schauten verwundert auf den Pfalzgrafen, und erwarteten, daß er sich ein großes Geschenk in Gold und Silber, eine Stadt oder gar ein Herzogthum von dem Könige ausbitten würde. Endlich siegte das Vertrauen auf sich und Otto in des Pfalzgrafen Brust, entschlossen trat er zum harrenden König, und ließ sich auf ein Knie vor ihm nieder, aber nur mit leiser zitternder Stimme vermochte er die Worte hervorzubringen:

„Hoher Herr, gebet mir Mathilden, Eure Schwester, ich liebe sie schon lange, und Ihr macht dadurch zwei Herzen glücklich!"

Staunend sahen die Hofleute den Pfalzgrafen an, der sein Schicksal erwartend noch immer vor dem Könige das Knie beugte. Da trat Theofania in den Saal, und als man ihr auf ihre Frage wegen des sonderbaren Auftritts den Vorfall erzählte, beschloß sie sogleich sich des Pfalzgrafen anzunehmen. Darum trat sie zum Könige — der noch immer unentschlossen dastand, und nicht wußte was er thun sollte — und sprach zu ihm:

„Mein Sohn, Ihr müsset Euer Versprechen halten. Gebet dem Pfalzgrafen Mathilden, er hat sie um Euch und mich verdient. Mein mütterlicher Segen wird den Bund der Liebe krönen.“ — Und Otto, der Theofania als seine Mutter, seine Beschützerin und Rathgeberin über Alles achtete und liebte, stand keinen Augenblick an, ihrer Bitte Gewährung zu leisten, so daß es schien als habe er nur ihre Dazwischenkunft erwartet, um den Pfalzgrafen, den er schon lange als seinen treuesten Diener erkannt hatte, zu beglücken. „Nehmt sie denn hin,“ sprach er — Ezo liebevoll aufhebend — „und seyd glücklich. Bleibt Eurem König und Bruder treu, und er wird immer für Euch in Liebe sorgen.“

Ezo wußte sich vor Wonne nicht zu fassen. Er glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen, als er des Königs liebevolle Antwort vernahm und dankte Otto und Theofania tausendmal im seligsten Entzücken. Glückwünschend umringten ihn seine Freunde, und Alle waren höchlich erfreut, daß die Sache einen so guten Ausgang genommen, denn sie liebten und achteten Alle den Pfalzgrafen.

Und dieser begab sich mit einem Schreiben des Königs sogleich auf den Weg nach Essen, um seine liebliche Braut nach Aachen abzuholen.

Der Frühgottesdienst war vorbei, die Nonnen waren wieder zu ihren Zellen zurückgekehrt, als zwei Reiter auf dampfenden Rossen vor der äußern Pforte des Klosters hielten, und Einlaß begehrten. Das Thor

wurde geöffnet. Der vordere Reiter sprang ab und gab dem Diener das Roß zu halten, worauf er eintrat, und die Prinzessin Mathilde zu sprechen wünschte. Man führte ihn sogleich in das Sprechzimmer, wo die Prinzessin gleich darauf eintrat. Sie erröthete sanft, als sie den Pfalzgrafen erkannte, der sich ihr mit achtungsvollem Gruße näherte, und aus seinem Lederkoller einen Brief hervorzog, den er ihr überreichte. Der Inhalt des Briefes aber, den Mathilde aufschlug und las, war folgender:

„Geliebte Schwester!"

Begrüßet in dem Ueberbringer dieses Schreibens Unsern lieben und getreuen Pfalzgrafen, Herrn Ezo, Euren bestimmten Bräutigam, und kommt in seiner Gesellschaft so bald es Euch beliebet zu Uns und Eurer Mutter nach Aachen. Herr Ezo wird Euch den Hergang der Sache mündlich erzählen, und Euch der Zuneigung versichern, womit ich bin Euer Bruder

Otto.

In unserm Pallast zu Aachen,
am 22. des Wonnemondes.

Mit einem ungewissen Blick sah Mathilde auf. Sie wußte nicht ob es Traum, ob es Wirklichkeit war, sie sah noch immer in die Schrift, um sich zu überzeugen, daß es keine Täuschung sey, denn wer vermag sich im ersten Augenblicke eines niegeahnten Glücks von dem wirklichen Dasein desselben überzeugen: dann aber schaute sie mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe auf den Pfalzgrafen.

„Mathilde, meine Mathilde!“ jubelte Ezo auf und die höchste Seligkeit spiegelte sich in seinem Auge, er eilte auf die Geliebte zu, und drückte sie im Taumel des Entzückens an die klopfende Brust. Und der erste Kuß besiegelte den geschlossenen Bund.

Nun begaben sich die Liebenden zur Aebtissin. Als die Prinzessin dieser eröffnete, daß sie nach Aachen ziehen und sich mit dem Pfalzgrafen vermählen würde, äußerte sich der Unwille der geistlichen Frau, und der Pfalzgraf mußte manch hartes Wort von ihr hören, da sie durchaus nicht in Mathildens Entfernung willigen wollte, und doch noch immer den Glauben hegte, daß diese sich zum geistlichen Stande bequemen werde. Die Prinzessin aber stand mit niedergeschlagenen Augen, einem lieblichen Heiligenbildchen gleich, neben dem Geliebten, welcher die vielen Worte der Aebtissin ruhig und getrost anhörte, und nachdem sie geendet hatte, zu seiner einzigen Rechtfertigung den Brief des Königs aus Mathildens Händen nahm, und ihn der Aebtissin hinhielt. Nachdem diese nun Otto's Schreiben gelesen, vermochte sie freilich nichts mehr gegen die Heirath einzuwenden, und mußte schon ihre Einwilligung geben, was sie auch that.

Sie tröstete sich mit der Aussicht, daß eine oder die andere der kaiserlichen Prinzessinnen das, wie sie meinte, von Mathilden verscherzte Glück ergreifen würde, was auch wirklich geschah, indem Adelheid Aebtissin zu Quedlinburg und Sophia Aebtissin zu Gandersheim wurde.

Ezo und Mathilde reisten ab, nachdem sie ihren Segen erhalten. Die Fahrt nach Aachen ging rasch vor sich, und der versammelte Hof empfing die Liebenden, welche bald darauf zu Brauweiler unter Theofanias mütterlichem Segen, durch die Hand des Priesters auf ewig verbunden wurden.

Das ist die wunderbare aber wahrhafte Historie von dem Pfalzgrafen und der kaiserlichen Prinzessin, wie sie in Chroniken und Geschichtsbüchern der verflossenen Zeiten erzählt wird. Ezo und Mathilde lebten lange glücklich beisammen in gottgefälligem Ehebunde, und dienten dem Herrn, der Alles so glücklich und wohl gefügt hatte.

Der Hinzenthurm.

Im alten Limburger Lande, dort, wo die Emmaburg sich auf steilen Felsenmassen erhebt, gab es in den Felsen viele, jetzt meist verschüttete unterirdische Gänge, in denen ein Koboldgeschlecht sein Wesen trieb, welches das Volk die Hinzenmännchen nannte. Bei Tage ließen sie sich zwar nicht sehen, in der Nacht aber ging es desto toller zu. Denn so bald die Mitternachtstunde geschlagen, schwärmten sie weithin in der Umgegend herum, und machten ein solch Getöse und Geklapper an den verschlossenen Hausthüren, daß die Einwohner nicht anders vermeinten, als ziehe der leibhaftige Satan mit seinem wilden Heere durch Straßen und Flur. — Das dauerte dann eine gute Weile, bis endlich mit dem Glockenschlag Eins der Lärm sich allmählig nach den Felsenklüften zurückzog, und man daraus wohl schließen konnte, daß nun die Hinzenmännchen wieder nach Hause gekehrt. Dort fing alsdann ein lustiges Schmausen und Jubiliren an. In ihren Felsengängen ward's plötzlich helle, und manch verirrter Hirt und

Wanderer hat, von dem wundersamen Lichterschein gelockt, es staunend mit angesehen, wie das kleine Völkchen lustig und wohlgemuth um langgedeckte Tafeln gelagert, sich an den köstlichen Speisen und edelsten Weinen ergötzte. Ja einstens sogar erlauschte ein kecker Jägerbursche, der sich tiefer in die unwegsame Felsschlucht hineingewagt, folgenden Gesang, der leise und wunderbar durch die Gänge schallte:

In ödem Felsgestein
Um Mitternacht,
Beim hellen Ampelschein,
Wenn rings des Schlummers Macht
Die Menschen, die trägen, auf's Lager gestreckt,
Dann jubeln wir lustig, fröhlich und frei,
Und ehe der Hahn noch die Schläfer geweckt,
Ist schon unser ganzes Gelage vorbei.
Heisa, Juchhei!
Alles vorbei!

Dann aber sah der verwegene Geselle, wie drauf die lustigen Zecher mit den kleinen goldenen Bechern zusammenstießen, und fröhliches Rufen und Zureden in der Runde erging, bis endlich, als schon Morgenroth den Osten purpurn säumte, dies Zechlied den Schmaus beschloß:

Laßt die Becher kreisen,
Kling, Klang, Kling;
Laßt die Stund' uns preisen,
Ting, Tang, Ting;
Was des Tages Scheinen
Trennt, Klang, Kling,
Muß die Nacht vereinen,
Trinkt, Tang, Ting.

Und wie der letzte Klang verhallet, war auch Alles verschwunden. —

Doch theuer mußte der Lauscher seinen Vorwitz büßen, denn von dem Augenblicke an, da er den staunenden Nachbaren das Gesicht dieser Nacht erzählt, versiechte er sichtbar an Leib und Gemüth. Der Geisterlieder Weise lag ihm immerdar im irren Sinne, und als das nächste Zwielicht über das Gebirge heraufzog, da summte er noch einmal hell dessen Schlußreim vor sich hin, und eilte in wildem Sprung dem Felsgeklüfte zu. Nie hat eines Menschen Blick ihn jemals wiedergesehen. —

Der unausgesetzten Beunruhigung müde, sannen indeß die Bewohner der Umgegend allesammt, wie sie sich wohl vor dem Spuke der kleinen Koboldleutchen sichern und davon befreien könnten. Beschwörungen, die schon öfters aus Priestermunde über sie ergangen, richteten nicht viel aus, denn obschon die Hinzlein sich alsdann eine Zeitlang ruhig verhielten, so kehrten sie gleichsam dem heiligen Werke zum Trotze, bald wieder zurück, und trieben dann noch tolleren Unfug. Da vereinten sich endlich alle Bewohner des Gaues, auf gemeinsame Kosten eine Kapelle, und zwar dicht an dem Felsengrunde der Emmaburg, zu erbauen, und föderten rasch diesen Entschluß zur That. — Bald stand des heiligen Kreuzes Zierde auf dem neuen Gotteshause, und zur Stunde, als sein geweihetes Glöcklein die Gläubigen zur heiligen Messe gerufen, war auch der Hinzlein Spuk aus Felsen und Gegend fortgebannt.

Kaum aber hatten die erlösten Landleute dem hochweisen Magistrat der freien Reichs- und Krönungsstadt Aachen die Anzeige von der Hinzen Verschwinden aus der Felsgegend der Emmaburg gemacht, so ging in Aachen der Teufelsspektakel los.

An dem äußern Stadtwalle zwischen dem Sandkaul- und Kölner-Thore, stand ehemals ein hoher Mauerthurm, deß unterirdische Gänge weit hinaus ins Land führten. Niemand hatte bisher seine unerforschten Tiefen zu betreten gewagt, denn schaurige Sagen gingen von ihnen umher. Dort schlugen die Kobolde nunmehr ihren Wohnsitz auf, und trieben es eben so bunt, wie vormals in ihrem Felspallast. —

Vorzüglich wurden nun jedoch die Bewohner der Kölnerstraße von ihnen geplagt. Zu gewissen Zeiten des Jahres, welche durch mancherlei Vorzeichen, wie z. B. ein leises Pochen an der Hausthür, ein Picken und Knistern auf dem Heerd, oder ein Gerassel unter dem Küchengeschirre angekündigt wurden, hielten die Hinzen großes Fest, und die Einwohner waren alsdann genöthigt ein jeglicher Haushalt, ein kupfernes blankgescheuertes Geschirr dazu herzugeben, wenn sie sich den nächtlichen Frieden erkaufen wollten.

Denn in dem Hause, vor dessen Pforte um die zehnte Stunde ein solches Geschirre nicht stand, oder in welchem gar einer der Insassen sich eine Aeußerung des Unglaubens erlaubte, da konnte man drauf rechnen, that auch kein Christenmensch ein Auge zu.

Gepolter, Trepp auf und ab, Gezisch und Geheul in Rauchfang und Gängen, kurz ein wahrer Höllen-

spektakel verscheuchte den Schlummer aus seinen Wänden. Dem Spötter aber, o dem ergings erst aber noch viel jämmerlicher, der wurde von unsichtbaren Händen dermaßen auf seinem Lager herumgezaust und tormentirt, daß man ihn des Morgens wie halbtodt in seinem Bette wiederfand. Ja einmal hat es sich sogar begeben, daß zwei kühne Kriegsgesellen, die in dem Hause zum Wildenmann im Quartier gelegen, den Hausherrn weidlich ob dem vorerwähnten Kesselaussetzen aufgezogen, und sich vermessen, daß, statt blanker Geschirre, die Hinzlein ihre blanken Degen finden sollten. Weshalb sie denn auch nicht gezaudert, und sich, als die zehnte Stunde verschollen, mit gezogener Wehr vor die Hausthür gesetzt und wacker gezecht. Bald aber hat man nicht weiter ihr lustiges Singen gehört, sondern verwundernd wahrgenommen, wie sie in Zwist gerathen, und endlich gar als ein paar blutdürstige Raufbolde, einer dem andern unaufhörlich: Hinz! Hinz! zuschreiend, selbander zu Leibe gegangen, unter welchem Geschrei sie sich auch durch das Hinzengäßchen bis vor den alten Mauerthurm getrieben, an dessen Fuß man sie am folgenden Morgen, Einen von des Andern Schwerdte durchrannt, darnieder gestreckt gefunden.

Solche schreckenvolle Beispiele mußten die Bürger wohl sattsam vor ähnlichem Frevel warnen, deswegen blieb der Hinzlein Mahnung nie ohne Erfolg, und vor jeder Hausthür stand abendlich richtig ein kupfern oder irdenes Geschirr zu ihrem Gebrauch bereit. Kam nun die Mitternacht heran, dann zog ein lärmendes Getümmel durch das, noch bis auf heutige Stunde nach ihnen

benannte Gäßchen, bis gegen den Wildenmann in der Kölner Straße heran, hier aber theilte es sich rechts und links, und nachdem es trapp, trapp, trapp, durch das Stadtviertel die Runde gehalten, packte jedes Hinzlein seinen Kessel auf, und nun dem Thurme zu. Da aber wurde gejubelt, bis zum Sonnenaufgange, des andern Morgens aber fand jeder Eigenthümer sein Kochgeschirr wieder blank und sauber vor seiner Thür, diejenigen ausgenommen, welche ihre Kessel nicht vollends reinlich ihnen dargeboten hatten, denn solche fanden nicht allein diese, sondern auch ihr ganzes Haus über und über mit Koth und Schmutz beschmiert.

So trieben es denn die muthwilligen Kobolde wohl manches Menschenalter hindurch, und waren bereits seit langen Jahren heimisch geworden, als plötzlich die Weihung des Regulirherrn-Klosters sie auch aus diesem Aufenthalt scheuchte.

Seitdem hat nimmermehr etwas Weiteres von ihrem Treiben verlautet, doch ob auch schon Jahrhunderte zwischen ihrem Scheiden und der Gegenwart liegen, und lange auch der alte Thurm, worinnen sie gehaust, in seinem Schutte darnieder liegt, so ruft der Name Hinzengäßchen doch noch immer das Gedächtniß ihres früheren Daseins ins Leben zurück.

Drachenfels und Rolandseck.

Wer aus dem Norden den Strom hinaufzieht um das wunderherrliche Rheinthal zu besuchen, den begrüßen zuerst als mächtige Stromwächter auf dem rechten Ufer die luftigen Höhen des Siebengebirges, wie auf dem linken ihnen gegenüber, sich die Kuppel erhebt, die einst die stattliche Rolandsveste trug. Des Flachlandes Einerlei hört, wie durch Zauber, auf bei diesem gewaltigen Bergthore. Jedem wird lebendig, warum der Rhein der Sage und des Sanges Vater genannt wird, denn dem Gemüthe und der Phantasie erschließt sich eine neue, reiche Welt.

Schwimmt der Wanderer auf des Stromes grünen Wellen durch dies Paradies den nördlichen Rhein-ebenen entgegen, so winken ihm schon aus weiter Ferne die freundlichen Berge mit ihren Laubzimmern und

Burgtrümmern, ein wogendes Bergmeer, durch der Sonne Strahl in mannigfaltigem Farbenwechsel belebt und bewegt. Unwiderstehlich fühlt er sich nach den Sonnengipfeln hingezogen, und Jeder besucht wenigstens den Drachenfels, so heißt die ungeheure Felswand, welche auf dem rechten Ufer mit ihrem grausigen Geklüft steil aus dem Strome anbaut, und auf ihrer Krone noch die Trümmer einer alten Veste trägt. Gegen Norden lehnt sich an dieselbe das heitere Städtchen Königswinter, wie im Süden das freundliche Rhöndorf hinter der wilden Felswand Schutz sucht wider den Nordwind. Ueppiges Rebengelände und Baumgruppen schmücken des Berges Fuß und südlichen Saum.

In dem Felsengeklüft, das von des Berges südwestlichen Hange dem Wanderer entgegenstarrt, hauste in vorchristlicher Zeit, als das rechte Rheinufer noch im blinden Heidenthume seufzte, ein grimmiger Drache, dem die Bewohner des Berges göttliche Verehrung zollten, von dem auch der Berg den Namen Drachenfels führt.

Wild und grausam waren des Berges Anwohner, Krieg und Raub ihr Geschäft. So zogen sie auch einst aus auf Beute nach dem linken Ufer, wo schon des Christenthums Segen waltete, und Glück geleitete ihre Waffen, denn eine edle Christen-Jungfrau, hold und schön wie die Mainacht ihrer Gauen, ward ihre Beute.

Zwei der Heiden-Anführer, die Mächtigsten des Stammes, entbrannten in wilder Liebe für die züchtige Magd, aber weder der gewaltige Horsrik, noch der gelenke Rinbod, fand Erhörung. Beider Leidenschaft wuchs

aber desto mehr, je stärker der Widerstand, und mit ihr auch die gegenseitige Eifersucht. Was Flehen und Schwüre nicht vermochten, sollte Gewalt vollbringen; aber Keiner wollte dem Andern den anmuthigen Preis zugestehen. Jeder nannte sich Herr der Beute des Kampfes, und so entspann sich ein heftiger Streit zwischen Beiden, der selbst den ganzen Stamm in zwei kampfgierige Partheien theilte. Da sprachen die Aeltesten des Stammes: Es sey eine Schmach für das Volk, daß sich um eine Magd, die nicht einmal zu den Ihren gehöre, die Edelsten entzweiten, die Götter hätten daher die Jungfrau zu ihrer Beute erkoren, und mit nächster Frühe solle sie dem Drachen geopfert werden.

Die beiden Recken mußten sich in den Willen der Götter fügen.

In aller Frühe des Tages, als kaum das erste Roth erglomm, und die Nebelriesen ihre mächtigen Leiber aus dem Strome erhoben, um den alten Kampf mit der Tages-Königin zu beginnen, wurde die Jungfrau herausgeführt auf den Felsen über der Höhle, in welcher der grimme Drache wohnte, und hier angekettet, eine sichere Beute des Unthiers. Fromm ergeben in des Ewigen Willen, kam keine Klage über der Jungfrau Lippen, ihr Blick schaute auf zum Osten, der sich immer lieblicher röthete. Hoch auf der Platte des Berges harrte der ganze Stamm des Ausgangs. So wie die ersten Strahlen der Sonne über dem Berge leuchteten, wachte der Drache auf, und gierig nach Beute, wälzte er sich aus seiner Höhle, der Jungfrau entgegen.

Der Augenblick sicheren Verderbens rückte näher, je näher ihr das ungestaltete Ungethüm mit fürchterlich drohendem Rachen kam — schon wollte es losstürzen auf seine Beute, — da zog die Jungfrau ein Kreuzlein aus dem Busen und hielt es dem Lindwurm vor. Kaum ansichtig des Zeichens, vor dem selbst der Hölle finstre Schaaren erzittern, knäuelte sich der Drache zusammen, und stürzte, zerschellt an den Felsriffen, hinab in die Stromfluth, die ihn auf immer verschlang.

Staunen und Verwunderung erfaßte der Heiden Schaar ob dem Wunder, dem sie kaum zu glauben sich trauten. Aus der ersten Bestürzung erwacht, stand die Jungfrau auch schon in ihrer Mitte, denn Rinbod hatte sie der Fessel entledigt, und sie auf starkem Arme zu der Höhe getragen.

Der Unschuld Stimme fand bald Gehör in der Unbändigen Herzen, das Wort der Liebe ward vernommen und befolgt, der ganze Stamm bekannte sich alsobald zu der Lehre Christi und war hocherfreut, als die Jungfrau dem eifrigen Werber Rinbod ihre Hand als Gattin reichte.

Auf des Drachenberges Gipfel führten sie dem Paare eine Wohnung auf, die Drachenburg genannt. Die Trümmer, die jetzt des Berges Scheitel krönen, gehören zwar einer spätern Zeit an, doch besucht sie Jeder; denn nicht mit dem Worte zu schildern sind die Fernsichten von dieser Höhe, die herrlichsten des Rheins, so lohnend durch ihren Wechsel, wie erfreuend durch ihre Anmuth. Den südlichen Vorgrund der Landschaft bilden die aus dem hellen Wogenspiegel emportauchenden lieb-

lichen Eilande Grafen- und Nonnenwerth, aus dessen dichten Baumlauben und anmuthigen Blumengehegen die weißen Gebäulichkeiten eines ehemaligen Frauenklosters heraufschimmern. Dem Nonnenwerthe gegenüber erhebt sich auf dem linken Ufer steil, die dunkle Kuppel mit den gar spärlichen Resten der alten Rolandsburg.

Vor langen Jahren hauste auf dieser Veste ein junger Ritter. Geachtet und geliebt war Herr Roland im ganzen Gau und freundlicher Empfang ward ihm, wo er nur immer einsprach. Oft besuchte er den Ritter vom Drachenfels, und immer häufiger wurden seine Besuche, seit er des Grafen einzig Töchterlein Hildegunde gesehen hatte, um sie herzinnig zu minnen. Die Herzen verstanden sich bald, und mit Freude vernahm der alte Ritter vom Drachenfels von dem jungen Roland die Kunde, daß er Hildegunden liebe, und zum ehelichen Gemahl begehre.

Schon war der Tag des Beilagers festgesetzt, da rief ein Freund den Ritter Roland um Beistand an in arger Fehde, mit der er bedroht war. Roland folgte dem Rufe, wie es Ritterpflicht und Ehre gebot.

Eine Thräne zitterte in Hildegundens hellem Auge, als Roland den Abschiedkuß auf ihre Lippen drückte und baldige Heimkehr versprach. Der innern Wehmuth, der Angst, die ihre Seele füllte, konnte sie keinen Ausdruck geben, nie war es ihr aber so schwer geworden, sich von dem Geliebten zu trennen. Als Roland schon den Berg hinab ritt, rief Hildegunde ihn noch einmal zurück, und bat ihn sehnlichst, doch nicht zu ungestüm

des Kampfes Gefahr zu suchen, und ihrer zu gedenken, sich ihretwegen zu schonen.

Roland versprach, was die Geliebte von ihm heischte, und schied selbst mit wehmuthsvollem Herzen. Die Fehde rief ihn aber fern vom heimischen Gau, und erfocht noch sein Arm manch glänzenden Sieg, schützte ihn auch die Liebe im wildesten Getümmel, so zog sich der Kampf doch in die Länge, und drängte ihn seine Sehnsucht auch nach der Heimath, so wollte er doch dem Freunde das gegebene Wort treuritterlich halten.

Kaum war der Fehde Ende aber da, so eilte auch Roland, selbst des Freundes Dank nicht achtend, nach dem Rheine und ohne auch nur auf der eigenen Burg einzusprechen, war der Drachenfels seines Sehnens Ziel.

Am späten Abende kam er in die Nähe der Burg; dumpfes Waffengetön und Sturmruf ließ ihn das Roß noch immer mehr antreiben. Was er geahnet, war Wirklichkeit, die Burg war von einem Raubritter überfallen und erstürmt worden. Im innern Burghofe wüthete der Kampf, nahe der Entscheidung für des Feindes Waffen. Rasch wie der Blitz fuhr Roland unter die Streitenden, und seinem Schwerdt widerstand Keiner. Schon hatte er des Feindes Schaar aus dem äußern Beenge getrieben, sein Beispiel gab den Drachenfelsern von neuem Muth und Kraft. Rolands Schlachtruf hallte furchtbar durch das Gebirge, Keiner wagte es seinem Schwerdte zu stehen.

Da warf sich ein Ritter dem blind Kämpfenden entgegen, furchtbar tosten und dröhnten die Waffen

und Harnische, ein mächtiger Schwerdtstreich streckte den Gegner leblos zu Boden. Die Räuber flohen, der Sieg war den Drachenfelsern, ihr Siegesruf schallte durch die Nacht, und hallte jauchzend in den Bergen wieder. Roland folgte den Fliehenden, und als er zurückkehrte zur Burg, welch ein Anblick empfing ihn. Im stummen Schmerz standen des Drachenfels'Mannen, in schmerzlichen, herzzerreißenden Jammertönen beklagte Hildegunde den Tod des Vaters, über dessen Leiche hingeworfen, sie Alles um sich her vergaß. Roland drängte sich hinzu, um der Geliebten beizustehen und sie zu trösten, aber Todesschauer durchrieselte sein Gebein, als er beim Fackelscheine erkannte, daß der Ritter, den er erschlagen, Hildegundens Vater war.

„Ich bin sein Mörder!" rief er, „o Himmel vergib mir, Hildegunde, kannst Du dem Frevler verzeihen?" und stürzte nieder bei der Leiche. „Roland, Du — sein Mörder!" rief mit heftigem Schrei die Jungfrau, des Geliebten Stimme erkennend, und tiefe Ohnmacht raubte ihr die Besinnung.

Die schöne Beute sollte dem Tode noch nicht werden, Hildegunde erwachte wieder zum Leben, jedoch auch ihr unsäglicher Schmerz. Sie hatte den Vater, ihr Theuerstes auf Erden, verloren, und zwar durch des Geliebten Hand, durch den, welchen der Verblichene stolz seinen Sohn nannte. Thränen brachen des Schmerzes ungestüme Heftigkeit, und wie der stille Gram sich ihrer Seele bemächtigt, hatte sie auch den Vorsatz gefaßt, der Welt und ihren Freuden, selbst dem Geliebten, zu entsagen.

Roland hörte den Entschluß aus ihrem Munde, und es war sein Todesspruch, aber weder Bitten noch Flehen, nichts konnte Hildegunde von dem Entschlusse abbringen, in der stillen Freistatt des Nonnenwerthes Friede für ihre Seele, Trost für ihren Schmerz zu suchen.

„Im Gebete werde ich Dein gedenken, und vergessen, was Du mir warst,“ sprach Hildegunde gefaßt, als Roland kam, um noch einmal zu versuchen sie zu andern Gedanken zu vermögen. „Dort in der einsamen Zelle finde ich, was mir die Welt doch nicht mehr bieten kann. Beten will ich, daß Gott Dir verzeihe, was unwissend Du thatest. Ich habe Dir verziehen.“

Rolands Lebensblume war geknickt, seines Daseins höchste Wonne empfing des Klosters enge Zelle. Waffen und Waidgeräthe ruheten, Harm und Gram zogen nun in die sonst so fröhliche Rolandsburg. Von der rosigen Frühe bis zum goldenen Abende saß Roland an dem Erker der Burg, der hinausschaute nach der Wohnung des Friedens auf dem grünen Eilande; glücklich war er, wenn sein Auge nur die Geliebte erspähte, wenn er sie gewahrte, eine bleiche Lilie unter den Blumen des Klostergartens. So verstrichen Monde und wieder Monde — da ertönten eines Tages in der Frühe die Klosterglöcklein in feierlich abgemessenen Schlägen. Rolands Herz sagte ihm, wem der Trauerton galt, und die letzte Thräne trat in das schon trockne Auge, als er sah, wie die Hülle Hildegundens dem Mutter-Schooße übergeben wurde. Des stillen Grabes Hügel, den der Schwestern Liebe zu einem blühenden

Garten umschuf, denn er barg ja auch der Blumen holdeste, ließ er nicht aus dem Blicke, und so fand man ihn selig lächelnd, nach dem Eilande hinüberschauend, eines Morgens dem Herrn entschlafen.

Die Burgen Drachenfels und Rolandseck sind zwar längst gebrochen, nur ihre Trümmer sprechen von ihrem Dasein, und auf Rolandseck mahnt nur noch der von dunkelm Epheu wild üppig umrankte Fensterbogen, der auf das Eiland Nonnenwerth hinaussieht, wo Hildegunde schläft, Roland einst saß, aber immer und ewig sagen und singen die Sänger von Rolands treuer Liebe.

Die Stolzenburg.

Wenn der Waller das fruchtbare Urftthal von Call nach Dahbenden hinaufzieht, gewahrt er auf einer, aus schauerlichem, dichtem Gebüsche hervorragenden Felsen-Kuppe, halb verwittertes Mauerwerk und eingesunkene Räume, welche die Ueberreste einer Burg aus der Vorzeit sind, in der einst ein hartherziger Ritter zum Unheil der Umgegend und zum Schrecken der Reisenden hauste.

Sein Lebenszweck war Saufen, Rauben und Plündern, und seine größte Freude bestand im Unterdrücken der hartbedrängten Anwohner; darum war er von jedermänniglich gehaßt und gefürchtet; seine Raubgenossen selbst hegten einen geheimen Widerwillen gegen ihn und mochten es im Gemüthe nicht billigen, daß er den armen Leuten in verwerflichem Uebermuthe unnöthigen Druck aufbürdete, oder dem Armen, der um ein Stückchen Brod bat, um sich und die Seinigen vor grausem Hungertode zu retten, mit höhnischem Gelächter von

seinem Hofraume peitschen, oder ihn gar von der Rotte klaffender Hunde hinaushetzen ließ.

Der Stolzenburger, so hieß der Wütherich (denn bis zum 10. oder 12. Jahrhundert hinauf, pflegten die Ritter ihre Familiennamen von ihren Vesten herzuleiten), führte ein so arges Leben, daß mancher fromme Mann blutige Thränen darüber hätte weinen mögen. Von Geiz besessen und der daraus entspringenden Habsucht getrieben, sammelte er sich durch die himmelschreiendsten Mittel Schätze, nicht beherzigend den frommen Spruch seines Hausgeistlichen: „Unrecht Gut hilft nicht, nur Gerechtigkeit hilft am Tage des ewigen Zornes," vielmehr täglich fortschreitend auf der breiten Bahn des Bösen. Der Kaufherr zog darum auch mit Furcht und Zittern den einsamen Thalweg hinan längs dem Raubnest des goldgierigen Mannes, und nicht selten war es, daß er aus seinem wohlversteckten Hinterhalt, worin er mit seinen Reisigen aufzulauern pflegte, wenn er Kunde von einer bevorstehenden Beute erhalten, verderbend hevorbrach, den vorüberziehenden Wanderer aufhob, ihm seine Habseligkeiten raubte und ihn elend und blos dahinziehen ließ, oder ihm gar das Leben nahm. Heimgekehrt von Raub und Mord ergötzte er sich am Peinigen seiner Unterthanen, denen das wahrlich traurige Loos zu Theil geworden war, daß sie auf Gottes schöner Erde nichts ihr eigen nennen konnten, und selbst ihr elendes Leben von einem Winke des Zwingherrn abhing. Die Unschuld, die eheliche Treue war in seinen Augen leerer Tand, und die Diener des göttlichen Wortes schützte nicht ihr frommes

Leben, nicht ihr heiliges Gewand gegen seine ewigen Verfolgungen. Seine Hunde schätzte der Stolzenburger weit höher als Menschen, die nicht seines Gleichen waren, wähnend, daß sie nur darum da seyen, daß er an ihren Qualen sich erfreuen möge.

Nur wenige von den vielen Schauderthaten dieses Wütherichs hat die Sage uns aufbewahrt, doch reichen auch diese hin, gerechten Abscheu gegen den Urheber derselben zu erwecken, und es wird genügen, nur diejenigen aufzuzeichnen, die sich im Munde des Volkes am häufigsten wiederholt.

Der Stolzenburg gegenüber wohnte ein Ritter, der sich der Vielsteiner nannte; mit diesem wetteiferte er im Hohnsprechen gegen die Gottheit und Menschheit. Er erbaute, wie man sich erzählt, eine Brücke über das Urftthal, um darüber mit Brod Kegel zu schieben, wenn der Arme in Hungerqualen um eine Gabe flehte; seine Kinder ermunterte er, mit Wagen, die, statt der Räder, vermittelst großer Brode fortrollten, über die Brücke zu fahren, indeß die Kinder der Armen heißhungrig, zerlumpt, ihre gierigen Blicke auf das im Uebermuthe zertretene Brod richtend, seufzend herumirrten, indeß die Mutter ihren Säugling dahinsterben sah, weil es ihr an Nahrung gebrach. Mit Herzensfreude weidete der Unmensch seine Augen an den abgehärmten Gestalten, und ließ sie auspeitschen bis auf's Blut, wenn sie je ein Bischen zertretenes Brod erhaschten und es mit krampfhafter Begier verschlangen.

So verlebte der Stolzenburger seine Tage, so hauste er auf seinem Felsen-Neste, von Niemand geliebt, von

Allen verwünscht; so stürmte der Frevler, Unthat auf Unthat häufend, täglich reifer zum Untergang, Gottes Strafe tobend entgegen. Und sie erreichte ihn, ehe sein kräftiges Alter sich zum Grabe neigte; ihm war nicht vergönnt, im sanften Schlummer des edlen Greises hinüber zu gehen. Auf der Mitte seiner Laufbahn wurde er von hinnen genommen, um Rechenschaft abzugeben von seiner Thaten Frucht.

Eines Abends, nachdem er sich den Tag hindurch in Erfindungen mancherlei Art erschöpft hatte, die Einwohner zu quälen, saß der Wütherich bei Sauf und Schmaus, hohnlachend über die Menschenhunde, spottend der göttlichen Allmacht: und siehe da, auf einmal schwirrte mit gräßlichem Geschrei eine Rotte Nacht-Raben nahe an seinem Fenster vorbei, der Blick des schönen Silbermondes erlosch, eine schauerliche, tiefschwarze Dunkelheit verbreitete sich über die Gegend, die Menschen waren betäubt, die Thieren stöhnten aus Angst ob dem Gebrülle, das von allen Seiten stärker und immer stärker hervorrollte.

Der Stolzenburger entfärbte sich, denn er mochte wohl ahnen, daß das schreckliche Getöse der Natur für ihn, den Unnatürlichen, den Grabgesang bedeute; und er erhob sich, wollte beten, zum ersten Male beten in seinem Leben, da ertönte ein Krachen, daß die nahen Berggipfel ihre kahlen Häupter neigten — und die Stolzenburg war nicht mehr!

Frühe Morgens, als die Bewohner der Gegend sich vom Schrecken des übernatürlichen nächtlichen Ereignisses erholt hatten, eilten sie auf die Stolzenburg

zu, und fanden dort nur noch die Zinnen aus einem ungeheuren Schlunde spärlich hervorragen. Die Burg war mit Allem, was darauf gewesen war, in den Abgrund gesunken. Den Ritter hat man späterhin in verschiedenen trugvollen Gestalten herumschweben gesehen; am öftern erscheint er als schwarzer Hund und muß in den tiefen Gängen der Burg seine Schätze bewahren, die zu erheben sogar noch in neuerer Zeit Menschen aus fremden Landen gekommen, welche auch wieder mit der Erkenntniß abgezogen sind, daß Albernheit sie bethört hatte.

Die Gründung der Abtei Steinfeld.

Unter der Regierung Kaiser Heinrichs des Voglers lebte im Kölner Erzstift ein vornehmer und reicher Graf, mit Namen Sibodo von Hochsteden, Herr von Altenahr. Sein Stamm ward von Keinem an edler Herkunft übertroffen; er selbst that sich schon in seiner Jugend hervor durch christliche und ritterliche Tugenden, und erwarb sich viele Kenntnisse in gelehrten Dingen.

Es traf sich einmal, daß Sibodo bei der Taufe eines Kindes zugegen war und dieses mit dem Zeichen des Kreuzes segnen sah. Das fiel ihm auf und er forschte nach der Ursache und frug seinen Hofmeister: „Bin ich gleichfalls mit dem heiligen Kreuze bezeichnet worden, als man mich taufte?“ — „Freilich,“ erwiederte ihm dieser, „bist Du ebenso gesegnet worden.“ —

„Wenn das ist," versetzte drauf der Jüngling, „so sehe ich gar nicht ein, weßhalb ich mich selber noch immerfort segnen soll." Und von dieser Stunde an unterließ er den christlichen Gebrauch. Das merkte alsobald der Teufel und dachte bei sich: Ei, ei, der ist mir der rechte Geselle; bei einem solchen Herrn mag ich gerne Diener sein." Nicht lange währte es, so trat er vor den jungen Grafen hin, in der Gestalt und Kleidung eines Dieners. „Wer bist Du?" frug dieser ihn. „Mein Name ist Bonschariant," erwiederte der Arge; ich habe viele Länder kennen gelernt und wünsche jetzt in Euren Dienst zu treten." Dem Grafen war das ganz recht, denn er suchte eben einen Knappen, und der Fremde dünkte ihn gewandt und thätig. Er nahm ihn also zu sich auf sein Schloß zu Ahr, und bereute es nicht, denn niemals hatte er einen unermüdlichern und raschern Knecht gehabt. Dieser sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab und opferte ihm Tag und Nacht, wenn es darauf ankam, wußte ihn auch durch allerhand Kurzweil und gottlose Streiche zu belustigen.

Des Grafen Ruhm nahm zu mit seinen Jahren. Keiner übertraf ihn in ritterlicher Gewandtheit und er blieb Sieger auf allen Turnieren. Einstmals unternahmen fromme Ritter und Pilger einen Zug gegen die Ungläubigen. Sibodo schloß sich ihnen an, und überall blieb den Christen das Schlachtfeld, wo er sich bei ihnen befand. Der Diener begleitete ihn überall, und wurde ihm so lieb, daß er sich nicht von ihm trennen konnte. So geschah es auch einmal, daß am Rheine

ein Krieg ausbrach, und die Feinde in das Eifelland einfielen. Der Graf griff alsbald zu den Waffen: die Gegner wurden mit blutigen Köpfen heimgesandt und der Sieger zog mit den Seinen auf das jenseitige Ufer des Rheinstromes. Gegen Abend entfernte er sich lustwandelnd von seiner Schaar und setzte sich, vom raschen Ritt ermüdet, unter einen Baum, wo er einschlief. Dies war aber von den Feinden erspäht worden, und sie beschlossen ihn gefangen zu nehmen oder zu tödten. Schon waren sie dem Schlummernden ganz nahe, als Bonschariant, die Gefahr merkend, herbeieilte, den Grafen weckte und ihn im Nu auf den Rücken lud. Dies kam Herrn Sibodo ganz sonderbar vor, und er rief, halb verwundert, halb erschrocken: „Was willst Du Fant?" Aber in demselben Augenblick traf der Waffenlärm der Herbeieilenden sein Ohr, und er fühlte wie Bonschariant sich in die Luft erhob, höher und immer höher, bis er endlich im Mondlichte den Rhein wie ein breites Band unter sich erglänzen sah. Gott sei mir gnädig! bebte auf Sibodo's Lippen, aber in demselben Moment vernahm er seines Dieners fast unkenntlich gewordene Stimme, welche ihn rauh anfuhr: „Schweige mit Deinem Geplärr und halte Dich ruhig, oder ich werde Dir eine Taufe geben, daß Du für Dein Leben lang davon genug haben sollst!" Da wurde dem Grafen klar, mit wem er angebunden hatte; er sagte kein Wort mehr und vollendete, an die Schultern seines vermeintlichen Dieners geklammert, den luftigen Ritt, der ihn in Sicherheit zum andern Ufer brachte.

Auch nach dieser Begebenheit fuhr Bonschariant fort, im Schlosse zu Ahr zu verweilen. Sibodo hatte zwar nachgerade eine gewisse Scheu vor ihm bekommen, und die alte Herzlichkeit war verschwunden; aber da durch den langen Umgang mit dem Bösen seine Zweifelsucht und Ungläubigkeit immer zugenommen hatte und er an ihm stets einen treuen und gehorsamen Diener fand, so suchte er seine Gewissensbisse dadurch zu unterdrücken, daß er sich selber sagte: er habe doch mit dem Schwarzen nie einen Pakt abgeschlossen und dieser besitze keine Gewalt über ihn. Damit beruhigte er sich, und das Verhältniß blieb dasselbe. Auch that Bonschariant alles Mögliche, die Gunst seines Herrn zu bewahren. Es traf sich, daß Beide einmal nach Köln ritten und dort in eine Herberge einkehrten. Sibodo hatte sich schon längst zur Ruhe begeben, als sein Begleiter in seine Kammer stürzte und mit den Worten: „Steht auf, Herr, oder Ihr seid verloren!“ weckte. In großer Angst sprang der Graf vom Lager und hatte kaum Zeit seinen Mantel umzuwerfen und ins Freie zu laufen, als schon das ganze Haus zusammenstürzte und Alle, die es bewohnten, unter seinen Trümmern begrub.

Jahre waren unterdessen vergangen und Sibodo war in allen weltlichen Dingen glücklich gewesen, als seine Gattin schwer erkrankte. Die herbeigerufenen Aerzte machten ein düster Gesicht und sagten dem Grafen, er möge die Hoffnung aufgeben, sie genesen zu sehen. Da kam noch ein Anderer dazu und sprach: Eine Arznei weiß ich, welche die Kranke retten kann,

aber es wird unmöglich sein, sie zu erhalten. Es ist Milch von Löwinnen, mit Drachenblut vermischt. Als Sibodo das vernahm, ward er gar sehr betrübt, denn er hielt nun seine edle Hausfrau für verloren. Bonschariant aber tröstete den Grafen mit den Worten: „Wenn das die Gräfin retten kann, so verlasset Euch auf mich und sie soll genesen.“ Damit war er verschwunden: die andern Diener hatten ihn wegreiten gesehen. Nach zwei Stunden trat er wieder ins Zimmer mit der verlangten Arzenei, welche die Gräfin nahm, worauf sie sich bald, völlig hergestellt, vom Lager erhob. Wo Bonschariant gewesen war, erfuhr Niemand als sein Herr; unfehlbar war er nach der heißen Zone Aethiopiens geflogen, hatte dort eine säugende Löwin niedergeworfen und gemelkt, dann einen Drachen in seiner Höhle aufgespürt, mit seinem Schwerte verwundet und dessen Herzblut aufgefangen. So war das vom Arzte verordnete Tränklein herbeigeschafft worden.

Der edeln Gräfin war aber doch die Sache etwas verdächtig geworden, und sie lag ihrem Gemahl so lange an, bis er ihr entdeckte, was es mit dem angeblichen Diener für eine Bewandniß habe. Da erschrak die gottesfürchtige Frau sehr und drang in ihn, den gefährlichen Gast zu entfernen. Das aber wollte Sibodo durchaus nicht, und stellte ihr vor, wie pflichtvoll und dienstfertig Bonschariant sich immerfort gegen ihn benommen und wie er ihr und ihm das Leben gerettet habe. Alles was sie von ihm erlangen konnte, war, daß er versprach, dem Herrn eine Kirche und ein

Kloster zu weihen. Der größte Theil des Landes war damals von dichter Waldung bedeckt, die eine Fortsetzung der Ardennen war und auch so benannt wurde. In dieser Waldung lag eine öde Anhöhe, welche man das Steinfeld nannte, weil der Boden felsig war und nur weniges Gras und Gestrüpp fortkam. Diesen Ort wählte die Gräfin, um den Plan auszuführen, zu welchem sie ihren Gemahl vermocht hatte, und wodurch sie dessen Seele zu retten hoffte.

Der Ardenner Wald war ganz mit Wild gefüllt, und Sibodo pflegte dort oft zu jagen, denn er war ein großer Freund des edlen Waidwerks. Als er nun einmal auf einem solchen Streifzug sich befand, von Bonschariant begleitet, lenkte er sein Roß nach der Gegend des Steinfelds hin. Als sie des Ortes ansichtig wurden, begann er folgendermaßen: „Dieser Wald ist so weit entlegen von unserm Schlosse, daß die Jagd in demselben immer mit großer Beschwerde verbunden ist, weil es an Wohnungen fehlt, wo wir einkehren könnten. Ich habe also beschlossen, auf diesem Hügel, den wir vor uns sehen, ein Haus zu erbauen, das uns als Jagdschloß dienen soll, und in welchem wir fröhliche Gelage halten mögen. So beweise mir denn auch wieder Deinen guten Willen und helfe mir bei dem Werke."

Als der Teufel hörte, zu welchem Zwecke das Gebäude dienen sollte, war er sehr froh und allsogleich bereit, dabei thätig zu sein. Kalk und Steine waren bald herbeigeschafft und ein felsenfestes Fundament gelegt. Obgleich Bonschariant der einzige Baumeister

war, erhob sich die Mauer schnell zu einer großen Höhe. In kurzer Zeit stand ein stattliches Gebäude hoch, mit geräumigen Sälen und Gängen. Als nun nur wenig noch zur Vollendung fehlte, dachte der Graf: Nun kann ich meinen Vorsatz ausführen, und dem ohne Mühe und Kosten erbauten Hause seine wahre Bestimmung geben. Hiemit ging er hinauf zur höchsten Spitze und pflanzte dort ein Kreuz auf, welches er zu diesem Zwecke bereitet und verborgen gehalten hatte. Kaum war dies geschehen, so erschien der Teufel in der Luft, einen gewaltigen Stein tragend, den er in den Thurm einmauern wollte. Sogleich erblickte er das Kreuz, stieß eine laute Verwünschung aus, und schleuderte den Felsblock mit aller Macht von sich, damit er auf das Gebäude fiele. Aber dem war nicht so: der Stein nahm, von einer unsichtbaren Hand getragen, eine andre Richtung, rollte über den Boden weg, und blieb erst bei dem jetzigen Oertchen Dieffenbach liegen, wo man ihn noch unter dem Namen des Teufelsteins dem Fremden zeigt. Auf der Burg zu Ahr ließ sich von jenem Tage an der Diener nicht mehr blicken.

Das Kloster zu Steinfeld wurde bald vollendet und Sibodo schenkte dem Kölner Erzstift einen großen Theil seiner Güter, um die Nonnen des Benediktiner-Ordens, welche es bezogen, reich zu begaben. Im Schleidener Kreise des Eifellandes liegen auf einem Hügel die großartigen Gebäude, und überraschen auch noch in unsern Tagen durch ihren Umfang und ihre schöne Anlage, nachdem so manche Veränderungen

daselbst Statt gefunden haben, seitdem die Abtei, berühmt durch viele ausgezeichnete und fromme Geistliche, welche in ihr gelebt, aufgehoben und Privat=Eigenthum geworden ist.

Die Brüder.

Die längst in Trümmer gefallenen Burgen Sternfels und Liebenstein, auf schroffen Felsen liegend, die nur durch eine Kluft geschieden sind, gehörten vor Jahrhunderten dem edeln Geschlechte der Beyer von Boppart, dessen Namen man in der Geschichte des Rheinlandes so oft begegnet. Nicht immer indeß hatten die einander so nahe gelegenen Bergschlösser die nämlichen oder einander befreundete Besitzer.

Heinrich Beyer erzog neben seinen beiden Söhnen eine verwais'te junge Verwandte, Hildegard Brömser, aus der berühmten Familie von Rüdesheim. Selbst wenn sie weniger Liebreiz, weniger anmuthige Einfachheit zu eigen gehabt hätte, wenn sie weniger fromm und anspruchlos gewesen wäre, hätte doch das Zusammenleben mit ihr, auf der stillen Burg, die nur selten von Gästen besucht zu werden pflegte, allmählig ein

immer festeres Band um die Herzen der Jünglinge schlingen müssen. Wie viel mehr noch war dies jetzt der Fall, da beide sich gestehen mußten, daß Hildegard alle, die sie auf benachbarten Schlössern der Edelleute, oder in den Städtchen im Rheinthal kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, an Schönheit wie an mildem Sinne übertraf.

Ein Fremder würde Heinrich und Conrad kaum für Brüder gehalten haben, so unähnlich waren sie einander in Allem, ausgenommen in ihrer Vorliebe für ritterliche Uebungen und der Begierde nach Thätigkeit. Heinrich, der ältere, war ernst und verschlossen; je weniger er im ersten Moment blendete, desto fester zog er die an sich, welche sein edles Herz und seine Charakterstärke einmal erkannt hatten. Conrad war lebendiger, feuriger; er ließ sich leicht vom ersten Eindruck hinreißen, wie er auch auf Andere durch sein freundliches Entgegenkommen bald günstigen Eindruck machte. Seine Gesinnungen waren redlich, aber ihnen fehlte Beständigkeit.

Die Jahre der Kindheit waren vorüber — Hildegard zur blühenden Jungfrau herangewachsen, die Brüder um einige Jahre älter als sie. Das vertraute, geschwisterliche Verhältniß hatte unter ihnen fortgewährt, ohne daß einer andere Forderungen gemacht, oder auch nur die Natur der Empfindungen ihm klar geworden wäre. Aber so konnte es nicht bleiben. Heinrich fühlte immer mehr, wie der Eindruck, den die junge Verwandte in den Kinderspielen auf ihn gemacht hatte, tiefer und tiefer in seinem Herzen wurzelte, und wie ihr Bild

unzertrennlich war von seinen Träumen der Zukunft. Ein ruhiger aber scharfer Beobachter, konnte er nicht umhin zu erkennen, daß Conrads Blicke jedem Schritt Hildegards folgten, daß er, der Jugendfrohe, alle Gesellschaft mied, um in ihrer Gesellschaft zu sein; daß auch bei der Jungfrau manches Erröthen, mancher von ihr unbeachtet geglaubte Seufzer verkündete, sie kämpfe mit bisher ungekannten Gefühlen. Heinrich täuschte sich nicht; wenn Hildegard mit schwesterlicher Zuneigung an ihm hing, wenn sie in dem ernsten aber sanften Jünglinge einen Freund ehrte, einen Berather suchte, so gehörten seinem Bruder wärmere Empfindungen, welche sie sich selber kaum zu gestehen und deutlich zu machen wagte. Aber sie konnten jenem nicht entgehn, und ein seiner würdiger Entschluß stand in ihm fest, sobald er sich Gewißheit verschafft zu haben glaubte. Durch Verzichtung auf sein eigen Glück wollte er das Glück derer begründen helfen, die ihm am nächsten standen. Eine edle und großmüthige Entsagung übend, ehe sie von ihm gefordert wurde, sprach er erst mit Conrad, vermochte dann Hildegard, ihre jungfräuliche Schüchternheit besiegend, sich dem Bruderherzen zu eröffnen. Nicht schwer war es sodann, durch des Vaters Einwilligung die Seligkeit des liebenden Paares zu begründen. Familienverhältnisse veranlaßten indeß, die Verbindung noch auf einige Zeit hinauszuschieben.

Heinrich hatte nun einen schweren Sieg über sich selbst errungen: aber wenn er auch innerliche Befriedigung empfand, so konnte er doch keinen Trost finden, und er mußte sich selbst gestehn, daß für jetzt der fort-

gesetzte Aufenthalt auf der väterlichen Burg die Wunde seines Herzens immer tiefer machte, und daß die mühsam errungene Resignation am Ende weichen mußte vor dem Drang seiner nicht beruhigten Gefühle. Daher hielt er es für das Beste, sich zu entfernen, und in der Ferne im thätigen Leben Linderung zu suchen; willkommen war ihm der Aufruf, der an die Ritter der christlichen Welt erging, sich unter das Banner des Kreuzes zu stellen, und bald sah man ihn, nach wehmüthigem Abschiede, den steilen Burgpfad hinabziehn und mit wenigen Begleitern sich auf den Weg nach Frankfurt begeben, wohin die Gottesstreiter beschieden worden waren.

So vergingen mehre Monde — nur Tage schienen sie dem glücklichen Paare. Die Zeit der Vermählung sollte nun endlich bestimmt werden, als aus dem fernen Morgenlande Kunde von Heinrich und seinen ritterlichen Thaten anlangte. Da blitzte in des leicht erregten Conrads Seele ein Gedanke auf: der Gedanke, daß es ihm nicht zieme, daheim zu bleiben und die Jahre seiner Jugend in ruhmloser Unthätigkeit zuzubringen, während die edeln Söhne der nachbarlichen Burgen, während sein eigener Bruder im frommen Kampfe Lorbeeren errangen. Der liebenden Hildegard konnte es nicht entgehen, daß ein Geheimniß auf ihm laste; nachdem er endlich klar gemacht, was ihn drückte und bewegte, vermochten nicht die Thränen der Braut, nicht die ernsten Vorstellungen des kopfschüttelnden Vaters, der ihm vorhielt, wie verschieden im gegenwärtigen Augenblick seine Pflichten von denen seines Bruders seien, seinen Entschluß zu ändern. Nur noch wenige Male war die

Sonne aufgestiegen, und schon sah sie Conrad auf derselben Straße, welche vor ihm Heinrich gezogen war.

Nur seltene und unzuverlässige Nachrichten trafen von den Brüdern ein. Der alte Ritter starb, und doppelt einsam fühlte Hildegard sich auf Liebenstein. Sie blickte nicht freudig mehr in die Zukunft. War auch ihr Vertrauen zu der Liebe ihres Verlobten nicht wankend geworden, ließ sie auch seiner Begierde, nicht ruhmlos zu erscheinen unter Ruhmgekrönten, Gerechtigkeit widerfahren, so sah sie sich doch von ihm durch Berge und Meere getrennt, und nicht abzusehen war die Zeit ihrer Wiedervereinigung. So konnte sie sich trüber Gedanken und Ahnungen oft nicht erwehren. Eines Tages saß sie auch wieder, ihrer Gewohnheit nach, an einem Fenster der Burg, welches eine weite Aussicht über den tief unten strömenden Rhein und die felsigen Ufer gewährte, als sie sah, wie eine kleine Schaar von Bewaffneten den Weg zum Liebenstein herauftritt und ein ihr wohlbekanntes Banner, das der Beyer, wehen ließ. Es ist Conrad! war ihr erster Gedanke — nach wenigen Augenblicken trat ein Ritter in das Gemach, und Heinrich schloß sie, die unter Thränen lächelte beim unverhofften Wiedersehn, in seine Arme.

Ungenügend war die Kunde, die er ihr von ihrem Verlobten brachte, und hätte ein Verdacht in Hildegards argloser Seele aufsteigen können, sie hätte bemerken müssen, daß eine gewisse Verlegenheit ihn hinderte, sich frei über den Bruder auszusprechen. Nur so viel vernahm sie, daß Conrad nur kurze Zeit in Palästina geweilt und

bald zurückgekehrt sei in die griechische Kaiserstadt. Weiter vermochte der Bruder nichts über ihn zu berichten.

Als Geschwister, wie in vorigen Tagen, lebten Heinrich und Hildegard nun wieder auf dem einsamen Liebenstein, welches ersterm als Erbe zugefallen war, während Sternfels dem Jüngern gehören sollte. Nie stieg der Gedanke, die Jungfrau für sich zu gewinnen, in der Brust des Ritters auf: er sah in ihr nur die Braut des Bruders, er betrachtete sich nur als ihren Beschützer und Freund. Sein eigenes Glück hatte er längst zu Grabe getragen: das Immergrün der Seelenruhe, welche die Resignation edler Gemüther gewinnt, war daraus hervorgeblüht. Es waren nicht mehr die glücklichen frohen Tage der in Hoffnung und Träumen schwelgenden Jugend: es war die stille Heiterkeit, welche den Stürmen folgt. Tage folgten Tagen, und keine Kunde kam von Conrad. Aengstliche Besorgniß hatte schon lange Hildegards Frieden getrübt: tief empfundenes, aber standhaft getragenes Leid schien auf ihr zu lasten. Ihr Zustand konnte der besorgten Theilnahme des brüderlichen Freundes nicht entgehn, obschon keine Klage über ihre Lippen kam.

Da traf endlich Nachricht vom fernweilenden Ritter ein — aber welche! Er sei auf der Heimreise, hieß es, aber nicht allein: eine Gattin, griechischem Blute entsprossen, begleite ihn nebst prangendem Gefolge. Heinrich sah schmerzvoll seine schlimmsten Ahnungen erfüllt, welche die bisweilen zu ihm gelangte geheime Kunde von Conrads leichtfertigem Treiben unter dem sittenverderbten Volk der Griechen, mitten unter den berauschen-

den Genüssen der noch immer mächtigen und reichen Kaiserstadt in ihm erweckt hatten. Hildegard war die letzte, zu deren Ohr das Gerücht gelangte; sie war die einzige, die sich noch bestrebte, nicht daran zu glauben. Aber ihre freiwillige Täuschung sollte nicht lange mehr währen. An einem milden Sommer-Abende lustwandelte sie einsam im Gärtchen, das mühsam auf dem nackten Felsen, durch Schutzmauern gestützt, gebildet war, als lauter Jubel erklang und ein fröhlicher Troß die Höhe von Sternfels hinanzog. Ihr Blut erstarrte; um nicht zu sinken, mußte sie sich niedersetzen auf ein nahes Mauerstück. Doch vermochte sie den Blick nicht abzuwenden von dem, was sie so mit banger Ahnung und Schrecken erfüllte. Die Entfernung des Pfades zur nahen Burg war so gering, daß sie die Personen deutlich unterscheiden konnte, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Da sah sie Conrad, und neben ihm eine weibliche Gestalt, mit schwarzem Haar und brennendem Auge, das jenem freundlich entgegenlächelte. Einige Zeit darauf fand der Bruder, welcher vom Fenster seines Gemaches aus Zeuge der Heimkehr des Herrn von Sternfels gewesen war, und welcher Hildegard zu suchen gegangen, sie auf derselben Stelle. Ohne einen Laut folgte sie ihm in die Burg.

Als er am folgenden Morgen die Jungfrau wiedersah, war eine solche Veränderung mit ihr vorgegangen, daß er sie kaum erkannte. Auf sein eigenes Lebensglück hatte Heinrich großmüthig verzichtet, um das der Geliebten und des Bruders zu begründen, aber der lebhafteste Schmerz und gerechte Entrüstung ergriffen ihn,

als er die heiligsten Gefühle von ihm mit Füßen getreten sah. Die Zeit war rauh und wild: eine Herausforderung zum Zweikampfe mit dem beleidigten Bruder flog nach Sternfels. Bei dieser ernsten Mahnung mochte der Leichtsinnige wohl aufgeschreckt werden aus dem Sinnentaumel und sein Unrecht erkennen, aber Stolz und die Furcht, unmännlich zu erscheinen vor seiner schönen Gemahlin, bewogen ihn sich zu stellen. Am Fuße der Felsen, in der Nähe des Klosters Bornhofen, trafen die Brüder auf einander mit wenigen vertrauten Begleitern. Finsterer Ernst sprach aus des Aeltern Zügen; Conrad wagte kaum seinem Blick zu begegnen und machte sich mit den Seinigen zu schaffen, bis alles zum Kampfe geordnet war: sein besseres Gefühl war noch nicht untergegangen, wenn auch unterdrückt durch rasche Leidenschaftlichkeit. Endlich standen die, welche bei ihrem letzten Zusammensein mit Thränen einer an des andern Brust lagen, einander gegenüber und gekreuzt waren ihre Schwerter, als eine weißverschleierte Gestalt sich zwischen die Feindlichen warf. Heinrich, sprach Hildegard, nachdem sie sich in etwa gesammelt und mühsam Herrin ihrer Empfindungen geworden, willst du um meinetwegen zum Brudermörder werden? Conrad — und ihre Stimme zitterte — ist das Dein Willkommen nach der langen Entfernung? Ihr Raschen, bedenkt ihr die Folgen Eures Beginnens? Leget die Waffen nieder, schwöret mir, Ruhe zu halten und Frieden, jetzt wie künftig, wenn ich Euch ferne sein werde. Mein Entschluß steht fest: morgen nimmt mich das Kloster auf. Bewahret das Andenken einer Jugendfreundin, die nun

nicht mehr der Welt angehört. Versöhnet euch — und dies sei das letzte Werk, was ich hier vollbracht.

Die Schwerter der Streitenden hatten sich bei ihrem ersten Worte gesenkt; Conrad, von tausend Erinnerungen ergriffen und bestürmt bei dem Anblick, bei der Stimme, die sein Ohr traf, wagte das Auge nicht emporzuschlagen. Stumm legte er seine Hand in die dargebotene Rechte seines Bruders, dem jede Bitte Hildegard's ein Befehl war, wie viel mehr ihre ernsten, feierlichen Worte. Aber kein freundliches Wort begleitete das Zeichen der Versöhnung der Brüder.

Am folgenden Tage schon setzte die Jungfrau ins Werk, was sie beschlossen. Ueber den Rhein geleitete sie der brüderliche, geprüfte Freund; unter Thränen nahm sie Abschied von ihm auf immer. Im Kloster Marienberg bei Boppard entsagte sie der Welt, die ihr kein Glück zu bieten vermochte.

Tiefe Stille herrschte auf Liebenstein; lautes Leben auf Sternfels, wo die schöne Griechin nach Lust und Willkür schaltete und die ganze frohe Ritterschaft der Umgebungen in Saus und Braus um sich versammelte. Aber aus Conrads Seele war die Ruhe gewichen, und je weniger er bei seiner Gattin Antheil und entgegenkommendes Vertrauen fand, um so mehr empfand er, wie sehr er sich durch seine Leidenschaft und Unbeständigkeit hatte verlocken lassen vom Pfade der Pflicht. Er versank allmählig in düstere Träumereien und so konnte es nicht fehlen, daß diejenige, an die er sein Geschick gekettet, leicht erregbar wie der südliche Karakter ist, in der Gesellschaft Anderer sich mehr gefiel

als in der seinigen. Wenn er auch nicht an ihre Schuld glaubte, mußte er doch die Veränderung bemerken. Mit dem Bruder war er in keinen Verkehr getreten; nie hatte sich dieser blicken lassen auf Sternfels, wo bei ausgelassenen Gelagen nicht selten gespottet wurde über den mönchischen Burgherrn.

So war etwa ein Jahr vorübergegangen, als eines Morgens Conrad unerwartet in das Gemach trat, wo Heinrich saß. Der einst so lebensfrohe und freudige war bleich und voll trüben Ernstes. Ohne ein Wort zu reden, ergriff er die Hand des Bruder's, dann, nachdem er sich niedergesetzt, berichtete er ihm das Vorgefallene. Die Griechin war in der Nacht mit einem jungen Ritter entflohn. Ihre Liebeshändel waren nur für den Gatten ein Geheimniß gewesen.

Heinrich hatte kein Wort des Vorwurfs für den schon hart Gestraften. Er drückte ihn an seine Brust, er ging willig auf seine Bitte ein, ihm auf Liebenstein eine Stätte zu gewähren. Sternfels war und blieb verödet; nimmermehr kehrte der Besitzer in die leeren Hallen zurück. Auf der nachbarlichen Burg lebten in Eintracht und stiller Zurückgezogenheit die Brüder.

Sanct Goar.

Auf den reichbesetzten Tafeln des berühmten Gastronomen Lucullus hat der Rheinlachs gewiß nicht gefehlt. Wenn, woran nicht zu zweifeln ist, Lucca damals schon so kostbares Oel lieferte wie heutzutage, und Modena so vortrefflichen Essig, so mußte dieser Fisch im heißen Clima der römischen Campagna ein unersetzbares Labsal sein, und da es damals ein Leichtes war, in einer Woche von Babylon nach Constantinopel mit Postpferden zu gelangen, so kannte jener fantasiereiche und elegante Prasser ohne Zweifel ein Mittel, den Salm lebend in seine Küche zu schaffen. Da machte er denn wohl ebenso großes Glück wie Aeneas von Butter auf der Torte der Königin Dido.

Es ist ein betriebsames, aber im Allgemeinen armes Völkchen, welches sich mit dem Salmfang beschäftigt, von den steilen Felsenwänden umringt, zwischen denen

der Strom hindurchschießt, tosend, und wie ungehalten über den engen Raum, der ihm vergönnt ist. Das Tagewerk, mit dem sie sich heute abgeben, verschaffte ihnen schon im sechsten Jahrhundert nach des Heilands Geburt den Lebensunterhalt, als der fromme Einsiedler Goar sich bei ihnen niederließ. In Aquitanien von vornehmen Eltern geboren, hatte er früh schon seinen Beruf erkannt, das Wort Gottes auf Erden zu verbreiten. Durch Gallien ziehend, gelangte er, nach manchen Mühsalen und Entbehrungen, zu den Ufern des Rheines, wo er ein armes, aber fleißiges und gutgesittetes Volk fand, das seiner Lehre ein williges Ohr lieh. Hier beschloß er zu verweilen: eine niedere Zelle bot ihm Obdach neben den Hütten der Fischer, für deren Wohnungen der Raum so beengt war, daß sie zum Theil dicht an die Felsenwand sich anlehnten. Nicht selten nahm er an den Arbeiten der Einwohner Theil, und wenn das Tagewerk vollbracht war, lagerten sie sich um ihn mit Weibern und Kindern, und er verkündigte ihnen die Worte und die Thaten des Erlösers. Eine Menge Leute aus der Umgebung wurde durch den Ruf des gottesfürchtigen Mannes herbeigezogen, und bald entstand eine kleine Ortschaft auf dem linken Flußufer, am Fuße der gewaltigen Felsenmasse, welche gegenwärtig die durch Brand und Menschenhand verwüsteten Mauern der einst starken Veste Rheinfels trägt. Doch auch der fromme Goar wurde vom bösen Leumund nicht verschont, und der Bischof von Trier, der ihm feindlich gesinnt war, betrübte ihn durch Verfolgungen aller Art, bis der fränkische König Siegbert

von der Sache vernahm, und den Siedler zu sich beschied. Seine Unschuld und sein tugendhaftes Leben wurden hier klar erwiesen, und der König wollte ihn, an seines Gegners Stelle, auf den bischöflichen Stuhl ererheben. Aber Goar, in seiner Einfalt und Bescheidenheit, wünschte nichts sehnlicher als zu seinem frühern stillen Wohnort zurückkehren zu können. Dies gestattete ihm denn auch Siegbert, und von seinen alten Freunden und Schülern umgeben, entschlief er nach schweren Prüfungen im Juli des Jahres 575.

Wo Goars Zelle gestanden, errichtete die Frömmigkeit jener Zeiten ein Kirchlein, das viel besucht und reich beschenkt ward, und sich in späteren Jahrhunderten der besondern Gunst der fränkischen Könige zu erfreuen hatte. Das reiche Kloster, welches sich bei der Kirche erhob, und zu dem viele Pilger aus der Nähe und Ferne zogen, nachdem Goar in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden war, übte dagegen willige Gastfreundschaft, und von seiner Wein- und Wassertaufe und seinen gefüllten Fässern wird noch manche lustige Geschichte erzählt. Der Ort, welcher sich nach dem Siedler nennt, vergrößerte sich rasch, und wurde zu dem durch Mauern und Thürme beschützten Städtchen, das seine Einwohner gut nährt und von Fremden gerne besucht wird. Des Heiligen Name lebt auch fort in dem gegenüber liegenden St. Goarshausen, über welchem die Ruinen eines Schlosses thronen, das nach seinen Erbauern Neu-Katzenellenbogen, beim Volke indeß gewöhnlich die Katze heißt.

Lore-Ley.

(Hierzu das Bild IV., erfunden von A. Rethel, gestochen von X. Steifensand.)

Wild braust der Rhein zwischen Wesel und St. Goar über Klippen und Sandbänke, gleichsam zürnend der ungeheuern Felsen, die hier einander immer näher und näher rücken, seinen Lauf zu hemmen scheinen, und durch welche er mit stürmischer Hast seine Bahn bricht. Nicht ohne Grauen wagt sich selbst der geübteste Schiffer in diese Schlucht des Strombettes, wo ihm am schroffen Steine und auf Untiefen des Untergangs Gefahr droht. Naht er sich dieser Stelle, so faltet er inbrünstig die Hände zum Gebet, auf daß ihn der Herr der Stürme schütze und bewahre. Der Reisende, den des Dampfschiffs Kiel in dieses wüste Gewirre trägt, in dem plötzlich alle Vegetation aufzuhören scheint, schaudert unwillkührlich zusammen, beim Anblick der gewaltigen, nackten Felsmassen, die sich wild übereinander, dem Laufe des beflügelten Schiffes entgegenthürmen.

Von einer der grausigsten steilen Wände tönt seine Stimme in tausendfachem Wiederhalle neckend, zurück, denn hoch auf demselben thront die Nixe Lore, die jetzt zwar sich nicht mehr in ihrer Alles bezaubern-

IV



A. Rethel inv. X. Steifensand i. D'dorf sc.

Druck der Schulgen-Bettendorffschen Kupferdruckerei in Bonn

den Schönheit zeigt, wenn auch der Ton ihrer süßlocken-den Stimme im Lauf der Zeiten schon viele Opfer in die schwindelnde Tiefe des Stroms herabzog. Unter dem Schutze des steilangehenden Ley bergen sich jetzt einzelne Fischerkähne, die hier im Mondscheine des Salmenfangs warten und immer reicher Beute froh werden. Erzählen sie auch noch zuweilen von der wunderschönen Jungfrau Lore, wie sie sich hoch auf dem Ley im Mondscheine zeige, und durch ihren Wundersang schon manchem lüsternen Jünglinge den Untergang bereitet habe, so hat sie doch noch Niemand gesehen, denn schon seit langen Jahren ist sie in den Rhein gebannt, weil sie den Geliebten, den sie sich erkor, in den Fluten gefunden hat.

Der Pfalzgraf bei Rhein sah seiner Jugend schöne Zeit wieder neu aufblühen in seinem einzigen Sohne, einem der kräftigsten und stattlichsten unter den Jünglingen des Rheingau's. Ihn hatte die Nixe gesehen, als er an einem lauen Sommer-Abende, unter Anleitung seines Waffenmeisters, Walter, unterhalb des Felsens, der einen Vorsprung bildet, badete, und mit kräftigem Arm die im lichten Scheine des Mondes tausendfältig schillernden Fluten durchschnitt. Schon wollte sie ihren Zaubersang anstimmen, und sich dem in den Fluten spielenden Jünglinge in ihrer blendenden Schönheit zeigen; doch rührte Mitleid ihr Herz, wenn sie den liebreizenden Mann auch gern ganz ihr eigen genannt hätte.

Lange Zeit hörte man Nichts mehr von der Wasserjungfrau. Ohne Gefahr zeigten sich der Fischer

Kähne, selbst unter dem Felsen, wo ihre Netze immer den reichsten Fang thaten, und die Nixe mit allen Fahrnissen waren vergessen, des Pfalzgrafen Sohn aber schien in Allem, was er unternahm, das Glück zu verfolgen. Die unbändigsten Rosse, die Niemand zwingen konnte, folgten wie die Lämmer seiner Faust, und trugen ihn über Steinklüfte, wohin auch der kühnste Reiter sich nicht wagte. Seine Bolzen erreichten den Steinadler in den höchsten Lüften, die Falken die er abrichtete, waren die gewandtesten, raschesten und treuesten. Keines Wildes Fährte entging seinen Hunden, und wenn er in der Gegend des Felsens, auf dem die Nixe ihren Wohnsitz aufgeschlagen, jagte, lohnte ihm immer die reichste Beute die Mühen des Waidwerks. Wenn er oft stundenlang in den Felsenschlünden des Ley, wohin man über Dörrscheid gelangt, ohne Beute umhergestrichen, lockten ihn plötzlich gar wunderliebliche Töne, und diesen folgend, stieß er gewöhnlich auf irgend ein Wild, das nie seinem Wurfgeschoß oder seiner Armbrust entging.

War er ganz erschöpft von der Jagd, so sprudelte plötzlich zu seinen Füßen, wo er es gar nicht erwartete, ein heller Quell, dessen Wasser ihn gar wundersam stärkte, oder ein reiches Erdbeerenbeet duftete ihm lieblich entgegen, wo sonst nur dürres Haidekraut spärlich fortgewuchert. Nicht selten bot ihm auch, wenn er ganz erhitzt und ermattet, eine anmuthige Felsengrotte, wo er sie früher nie bemerkt, Kühlung und ein weiches Lager zum Ausruhen, und immer glaubte er dann ein gar süßes Singen und Klingen zu hören, welches ihn in den sanftesten Schlaf lullte.

Als der Junker eines Tages sehr emsig des Waidwerks gepflogen und sich erst am späten Abend zur Heimkehr anschickte, ging er auf der sonst ihm ganz vertrauten Bahn irre. Wie er auch auf dem Felsen umher kletterte, um zu des Stromes Ufern zu gelangen, er schien sich immer weiter davon zu entfernen. Bald glaubte er das Brausen und Sausen der Wogen zu hören, bald klang es wie fernes Saitenspiel in sein Ohr. Die Töne seines Hüfthorns, mit dem er seinen Jagd=Gesellen rief, hallten wie neckender Hohn von dem Felsen wieder. Mit Mühe kletterte er eine Wand empor, um sich eine Aussicht auf den Strom zu verschaffen; auf der Felsenkuppe angekommen, stand er auf einmal geblendet, denn wie glühender Frührothschein strahlte es in sein Auge, und was sah er, als sich der Blick einigermaßen an die Helle gewöhnt — eine Jungfrau so liebreizend und hold, wie sein Auge noch nie etwas Irdisches gesehen. Dem Mondhimmel gleich, an dem die Sterne milde funkeln, umwob ein lichter Schleier ihr Antlitz, aus dem ein Paradies voll Seligkeiten zu ihm hinüberlächelte. Schon wollte er auf die schöne Jungfrau zuschreiten, als der Gedanke an die Nixe Lore durch seine Seele fuhr und er, sich andächtig bekreuzend, zurückschreckte. Die Helle war plötzlich verschwunden, und wie aus einem verwirrenden Traume erwachend, fand er sich auf dem rechten Wege wieder, der hinab zur Straße führte.

Seit diesem Abentheuer konnte sich der Junker des Gedankens an die holde Jungfrau nicht mehr erwehren. Wachend und träumend lebte das zauberische

Bild in seiner Seele, und so oft er konnte, besuchte er die Stelle, um der schönen Gestalt nur noch einmal ansichtig zu werden. Aber umsonst. Der wonnige Anblick, das Ziel seiner Sehnsucht, wurde ihm nicht mehr zu Theil. Zwar klang noch zuweilen der oft vernommene Sang in sein Ohr, und wenn er ihm lauschend folgte, führte er ihn nur auf die Spur eines Wildes, dessen Fährte er aber nicht mehr verfolgte, denn er dachte nur der liebreizenden Jungfrau, die seine Seele gefesselt hielt.

Sein treuer Waffenmeister Walter ward auch der Vertraute seines Sehnens und kopfschüttelnd mahnte der Alte den Jüngling an die Gefahren, die ihm drohten, wenn er dem Trugbilde traute, und unerschöpflich war der Alte an Mähren von Jünglingen und Männern, welche der Nixe Lore Liebreiz und Lied schon ins Verderben gelockt. Aus des Junkers Seele war aber das Zauber-Bild nicht zu bannen, und sein ganzes Sinnen ging nur dahin, sie noch einmal in ihrer Schönheit zu sehen.

Freudig vernahm es der alte Walter, daß sein Zögling bald an des Kaisers Hof ziehen sollte, um sich hier den goldenen Sporn zu verdienen. Wie froh der Junker auch sonst diesem Augenblick entgegengesehen, der alle seine Jugend-Wünsche krönen sollte, gern hätte er ihn jetzt noch fern gewünscht; der Tag des Scheidens war aber schon bestimmt, und voller Freude theilte ihm Walter die ihm so erwünschte Kunde mit, denn er sollte seinen Zögling an des Kaisers Hof begleiten, und war schon entzückt in dem Gedanken an das Lob und die Ehre,

die sein junger Herr vor den übrigen Hofjunkern einärndten würde. Je näher der Abschied kam, um so beklommener wurde des Jünglings Herz, denn er sollte scheiden, ohne die Holde noch einmal gesehen zu haben.

Fleißiger denn je übte er jetzt in den letzten Tagen das Waidwerk, aber auf seiner Wünsche, seiner Sehnsucht Ziel, harrte er vergebens. Walter sah mit innerm Schmerz des Jünglings Kummer, dessen Ursache ihm allein bekannt war, und den er trotz aller Bemühungen nicht zu verscheuchen im Stande war. Als der Junker ihn daher am Abende vor ihrer Abreise bat, noch einmal mit ihm hinaus zum Rheine zu ziehen, um ihr Glück im Fischfange zu versuchen, konnte er die Bitte nicht abschlagen, obwohl es ihm im Innersten grauste vor dem Gedanken an die Nixe.

Es war ein milder Mai=Abend, die Erde lag im frischen Brautschmuck, wie sehnsuchtsvoll den Bräutigam erwartend; wie Seufzer der Liebe strichen die Weste über des Rheines Spiegel. — Alles hauchte rings Anmuth und Wonne; des Himmels Pracht schien zu verschmelzen mit dem lebendigen Schmucke, den der Frühling über Berg und Thal gebreitet. Selbst die stummen Bewohner der Tiefe vergaßen im Wonnegefühl der Natur die Gefahren des ihrer harrenden Netzes, und die reichste Beute ward unsern Fischern. Der Junker lenkte den Kahn nahe am Ufer hin, doch immer näher dem gefährlichen Felsen zusteuernd, ohne daß Walter, des glücklichen Fangs sich freuend, es zu bemerken schien. Als endlich der Mond in seiner ganzen Pracht hinter dem Ley emportauchte und sein freundliches Licht

auf den Höhen und in den murmelnden Wellen zitterte, so daß die Fische in wohliger Lust aufsprangen, da gewahrte Walter, wo sie sich befanden und mit den Worten: „Junker, seht ihr dort den Ley" entsank das eben zum Wurfe ausgebreitete Netz seinen Händen. „O laßt uns ans Ufer hinsteuern, bat Walter; der Junker schien aber kein Ohr zu haben, sein Blick war fest auf die Felsenplatte gerichtet, über welche der Mond sein ganzes Lichtmeer ausgoß. Horch! es rauschten und murmelten die Wellen wie zum Gruße, und hoch auf der Platte erschien in vollem Zauberreize die Jungfrau, welche der Junker schon einmal gesehen. Die ganze Natur schien sich rings in himmlischen Wohllaut aufzulösen, als die Nixe ihren Gesang anstimmte und die Arme ausbreitete, als wolle sie den Gegenstand ihrer Liebe brünstig umfangen. Dem Jüngling entsank das Steuer, sein Auge sah nur sie, Walter's Odem stockte, kein Wort, keine Silbe kam über seine Lippen. Immer näher der Klippe glitt der Kahn, dem brausenden Gewirre der Wasser zu, die sich wildstürmend an dem Ley brachen und, auf einmal sich hoch anthürmend, den Kahn und seine Führer verschlangen, welche von dem süßen Zauberton befangen, in den reizenden Anblick verloren, die Gefahr nicht ahnten.

Eine mächtige Woge trug Waltern an das jenseitige Ufer, und als das Bewußtsein ihm wiederkehrte, wähnte er aus einem Traume zu erwachen. Laut rief er des Junkers Namen, der von den Bergen wieder zu ihm herüberklang, aber vergebens harrte er einer Antwort. Was ihm schreckender Traum geschienen,

war also schmerzliche Gewißheit. Thränen traten in des Alten Augen, er mußte der Trauerbote seyn, welcher dem unglücklichen Vater den Tod des geliebten Sohnes verkünden sollte. Hätten ihn doch lieber die Wellen auch verschlungen, — dies war sein einziger Wunsch. Aber männlich gefaßt trat er vor den alten Pfalzgrafen, und brachte ihm die Kunde des Vorfalls. Des Vaters Schmerz hatte keine Worte, keine Thränen. Nach einigen Augenblicken fuhr er auf: „Wer mir die gottverfluchte Fee todt oder lebendig bringt, ihn will ich königlich belohnen."

„Laßt mir Herr, den Trost" sprach Walter „dieses Wagniß zu bestehen; mag mich denn auch der Tod in den Wellen finden."

Der Pfalzgraf winkte, ihn allein zu lassen.

Als am andern Abend der Mond aufstieg, zogen des Pfalzgrafen Reisige aus, Walter an ihrer Spitze, um die Nixe zu fahen. Das ganze Ley wurde umstellt, und Walter mit den Beherztesten hatten sich auf der Kuppe des Ley selbst gelagert. Als der Mond nun hoch über dem Felsen stand, erschien auch die Wasserjungfrau wieder, lieblich wie die Mainacht.—

Mir nach, rief Walter, in Gottes Namen, und die Zauberin kann Euch nichts anhaben. Die jüngern Kriegsknechte waren aber bei dem Anblicke der Jungfrau ganz verwirrt. „Wen suchet ihr?" fragte die Nixe.

„Dich, böse Hexe" fuhr sie Walter an, und sich mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnend, schritt er mit den Worten: „Wo ist der Junker?" auf sie zu.

Die Nixe deutete auf den Strom, dessen Wasser, wie vom Sturme gepeitscht, am Felsen emporgischte.

Wetterwolken verhüllten Mond und Sterne, nur sie stand hellleuchtend in dunkler Nacht, wie ein erhabenes Sternbild. Ungestüm brauste der Wind über die Felsen, aus tiefstem Grunde die Wellen aufwühlend.

Auch Walter schreckte zurück.

Ihren schimmernden Halsschmuck warf die Nixe in die Flut, die sich alsobald besänftigte. Wie ein riesiger Perlenkranz schwammen die einzelnen Perlen auf dem ruhigen Spiegel. Die Jungfrau breitete ihren Schleier in die Luft aus, reich blitzend wie Sternenschein, und mit anmuthiger Stimme sang sie ihre Weise, in der sie die Gewässer beschwor.

Alsobald rauschten aus der Mitte des Perlenkranzes zwei ungeheuere Wogenberge empor, sie warf ihren Schleier von sich und trat singend auf die Fluthen, die sie sanft in die Tiefe hinabtrugen. — Langsam senkte sich der Schleier ihr nach und ergoß noch lange ein mildes Licht über den ganzen Strom, bis auch dies verschwunden.

Walter glaubte in den Wogen das Antlitz des Junkers gesehen zu haben, er glaubte bemerkt zu haben, wie er die hinabsinkende Nixe Lore umfing, und mit ihr in den Wellen des Stromes verschwand.

Kein sterblich Auge hat seit diesem Augenblicke die Nixe Lore mehr gesehen, aber noch naht kein Schiffer dem Felsen, den sie bewohnt, ohne Furcht und Graus.

Die sieben Jungfrauen.

Bei dem Städtchen Oberwesel liegen auf einem Hügel die Ruinen von Schönberg, auch Schomberg genannt. Das Schloß gehörte einst der berühmten Familie, deren Namen jetzt mit dem der Grafen von Degenfeld verbunden ist, während im Neckarlande, bei Eppingen, ein zweites Schomberg, in unsern Tagen entstanden, von einer Anhöhe auf das grüne Land herabschaut.

Es ging einmal lustig zu auf Schönberg. Sieben schöne adlige Fräulein, die Töchter des Grafen Ludwig von Arnstein, waren zum Besuche angelangt, wie sie denn oft auf den Rheinburgen in dieser Gegend zu verweilen pflegten. Bald schaarten sich vornehme Jünglinge in Menge um sie herum — denn die Schwestern waren schön, liebenswürdig und reich. Aber so freundlich sie auch gegen Alle thaten, so konnte doch keiner der anwesenden Ritter sich einer besondern Gunstbezeu-

gung rühmen; ja, jede ernstere Bewerbung und Aufmerksamkeit wurde mit einem gewissen Kaltsinn aufgenommen, welcher auch dem Kühnsten wenig Muth machte. Ob es den Schönen damit Ernst war, oder ob sie nur die Gesinnungen der Ritter ergründen wollten, wußte Niemand, gegen Adel und Familie der Freier konnten sie nichts einzuwenden haben, denn unter ihnen befanden sich Jünglinge aus den ersten Geschlechtern des Rheinlandes und des fernen Ungarns, und der Wettstreit, in dem sie hier gleichsam auftraten, spornte sie an, ihre Talente der Unterhaltung wie ihre ritterliche Gewandtheit in vollstem Glanze zu zeigen.

Es konnte also nicht fehlen, daß das Leben auf der Burg und im nahen Städtchen Wesel viele Annehmlichkeit und Vergnügen darbot. Da wurde geritten, da wurde gefochten, da vernahm man Lautenspiel und Gesang, und heitere Erzählungen. Jeder that sein Möglichstes, eine gute Meinung von sich zu erwecken. Mancher, der sonst eben nicht gesprächig gewesen, wurde in kurzer Zeit beredt, ohne die strenge Schule eines Demosthenes durchmachen zu müssen. Der Eine fühlte, daß sein Arm von Tage zu Tage erstarkte, der Andere, daß Auge und Hand ihm immer sicherer wurden. Es ließ sich nicht leugnen, die liebenswürdigen Gräfinnen waren gute Genien, so oft auch dieser oder jener, der sich in seiner Hoffnung, Eindruck auf das Herz einer derselben zu machen, getäuscht sah, das Gegentheil glauben und behaupten mochte.

Als an einem Abend eine Menge Geschichten vorgetragen worden, wie oft zu geschehn pflegte, und dabei

die Reihe auch an die theils heiteren, theils schreckhaften Sagen gekommen war, die sich an den Namen und die Entstehung fast jeden Schlosses, jeden Oertchens am Rheine knüpfen, frug auf einmal der Graf von Nassau, welcher in seinen Bemühungen zu gefallen gerade an diesem Tage sehr geringen Erfolg gehabt zu haben wähnte: Habt ihr denn schon die Geschichte von den sieben Jungfrauen gehört?

Freilich wohl, sagten die Einen; Nein, die Andern. Erzählt sie uns, wenn's Euch gefällig ist, fiel die Mehrzahl ein. Nun wohl, fuhr der Nassauer fort, ich bin gerne bereit dazu, wenn nicht irgend ein besserer Erzähler sich findet — wollt Ihr nicht, Graf Isenburg? — Nicht doch, wie sollte ich die Mähren aus Eurer Großmutter Tagen kennen! erwiederte der Gefragte, welcher den ganzen Tag nicht von der Seite der blonden Bertha gewichen war, und mehr Lust hatte, sich im Anschauen ihrer schelmischen Augen als im Berichten alter Kunden zu vertiefen. — So sei es denn, nahm der erstere wieder das Wort: im Voraus muß ich aber versichern, daß jedes Wörtchen Wahrheit ist, was ihr vernehmen werdet.

Auf der Burg, wo wir uns gegenwärtig befinden, lebten vor vielen Jahren sieben wunderschöne Schwestern. Eine Schilderung ihrer Reize und Vorzüge will ich nicht unternehmen, ob ich gleich nie treffendere Vorbilder dazu finden könnte, als in diesem Augenblick. Aber so schön sie waren, so Felsenhart waren ihre Herzen. Sie schienen nicht zu wissen, was Liebe heißt; Jagd und Spiele waren ihre Vergnügungen; erklangen

ihre Zithern, so war es nur von ritterlichen Thaten oder von den Geschichten alter Frauenkraft und Hoheit. Vergebens, daß die ganze junge Ritterschaft des Landes wetteiferte, sie zu gewinnen: Schönheit, Tapferkeit, Jugend, Kenntnisse — alles war für sie wie nicht vorhanden. Sie achteten auf nichts, oder sie ließen ihrer muthwilligen Laune auf Kosten der Freier ungestörten Lauf; sie schienen heute gerührt, um morgen mit doppelter Härte und Grausamkeit zurückzustoßen. So geschah es denn, daß gar mancher sich verletzt und zürnend wegwandte und die Schlimmen auf ewig zu fliehn beschloß — aber seine Stelle blieb nicht lange leer; bald war ein Andrer da, um dieselben Erfahrungen zu machen, und mit blutendem Herzen das böse Geschick zu verwünschen, das ihn, Ruf und Warnung zum Trotz, in den gefährlichen Kreis geführt hatte. Als nun aber endlich die Herren die Geduld verloren und die Schwestern anlagen, sie möchten sich erklären: so schienen diese sich zu besinnen, und bald wurde den Harrenden die Antwort ertheilt, sie würden eine bestimmte Auskunft erhalten, wenn sie sich am folgenden Morgen im großen Saale einfinden wollten. Die, welche sich für am meisten begünstigt hielten, konnten kaum die Nacht erwarten, und am andern Tage waren Alle im schönsten Putze, und goldene Ketten, glänzende Waffen, prächtige Reiherfedern, kurz alles was ins Auge fiel, wurde hervorgenommen und angelegt. Die Thüren des Saales wurden endlich geöffnet, die Ritter traten ein, und es war lustig anzusehn, wie sie sich Alle in die malerischsten Stellungen zu bringen suchten, um die Blicke auf

sich zu ziehn. Es währte so eine Weile—die Ersehnten erschienen immer noch nicht — und schon begannen der Eine und Andere unruhig zu werden, als auf einmal lautes Gelächter von den Fenstern des Saales erscholl. Alle stürzten hinzu — in demselben Augenblicke stieß ein Kahn vom Ufer, und in ihm saßen die sieben Schönen, welche sich spöttisch gegen die Freier verneigten und ihnen ein Lebewohl zuriefen.

Was für Gesichter die Gefoppten schnitten, und wie sie laut und heimlich die Spröden verwünschten, will ich gar nicht beschreiben. Aber dabei blieb es nicht — sie wurden gerächt, ehe sie es vermutheten. Während noch Alle hinausblickten, ereignete sich plötzlich eine schreckliche Szene: der Kahn stieß unversehens auf einen Felsen und sank. Wehegeschrei trat einen Augenblick lang an die Stelle der freudigen Töne — weiße Gewänder schwammen noch einige Sekunden auf der Oberfläche — dann war Alles verschwunden. Bleiches Entsetzen im Gesicht, blickten die Zurückgebliebenen einander an, und ein: Herr Jesus Christ! bebte auf mancher Lippe. Von dieser Zeit an bemerkten die Schiffer bei niedrigem Wasserstande auf dem Fleck, wo dieser Vorfall sich zutrug, sieben Felsenspitzen, an denen die Welle sich brach. Sorgfältig mieden sie die Klippen, welche sie die sieben Jungfrauen nannten, aber noch macher Nachen soll dort den Untergang gefunden haben, wenn die Fluth hoch ging und der Schiffer des Weges nicht durchaus kundig war.

Hiermit endigte der Graf von Nassau seine Geschichte. Wir wissen nicht, welchen Eindruck sie auf

seine schönen Zuhörerinnen machte, aber wir haben in Chroniken gelesen, daß die reizenden Gräfinnen von Arnstein in der Blüthe ihrer Jahre glänzende Ehebündnisse eingingen. Pfalzgräfin von Tübingen wurde die Eine, Gräfin von Isenburg die Andere, nach Ungerland zogen zweie. Auch Burg Nassau, die von waldiger Höhe auf das freundliche Thal herabblickt, durch welches die Lahn sich windet, sah bald eine junge Gebieterin innerhalb ihrer stattlichen Mauern.

Der Pfalzgrafenstein.

Ehe der Orleanssche Erbfolgekrieg das ganze Rheinland schonungslos verwüstete, und die Uebel, welche der dreißigjährige Krieg herbeigeführt hatte, die unglücklichen Bewohner in verdoppeltem Maße empfinden ließ, war Stahleck eine ansehnliche Burg und Bacharach eine wohlbefestigte Stadt. Größtentheils in Trümmern liegen jetzt die 16 hohen Thürme, welche die Mauer beschützten, die von der Stadt aus, welche sie auf der Flußseite umgab, sich zum Schlosse hinanzog; auf dem Abhange des Hügels sieht man noch jetzt das halbzerstörte Gemäuer der Wernerskirche, mit schönen gothischen Fensterbogen, aber ohne Dach und dem unvermeidlichen Untergange rasch entgegengehend. Sie wurde zum Andenken an einen Knaben Werner, aus dem Oertchen Warmsrode gebürtig, erbaut, welcher zu Ende des achten Jahrhunderts von den in dem be-

nachbarten Oberwesel wohnenden Juden geraubt und gemartert, und dann an dieser Stelle begraben wurde.

Auf der Burg Stahleck, von wo man auf Stadt und Strom und auf die vielen Weinberge, welche Bacharachs Namen berühmt gemacht haben, hinabblickt, pflegten die rheinischen Pfalzgrafen öfters ihre Zeit zu verbringen. So that auch Conrad von Hohenstaufen, der Halbbruder Kaiser Friedrich des Rothbarts, welcher dem kinderlos gestorbenen Herrmann von Stahleck in der Pfalzgrafenwürde folgte und zu deren nachmaliger Bedeutung den eigentlichen Grund legte. Dem um diese Zeit mächtigsten und blühendsten deutschen Fürstenhause angehörend, reich und angesehn, schien er fast keinen Wunsch hegen zu können, dessen Erfüllung sich nicht hoffen ließe. Eines aber fehlte an seinem Glück: er sah keine Söhne um sich emporblühen; die beiden, welche seine Gemahlin Irmengard von Henneberg ihm geschenkt, waren in der Kindheit verstorben, und nur eine Tochter, Agnes mit Namen, ihm geblieben, die nun die Erbin seiner meisten Besitzungen werden sollte.

Als Agnes heranwuchs, war es natürlich, daß viele vornehme Herren und Fürsten sich um ihre Hand bewarben. Unter diesen war auch Heinrich von Braunschweig, Heinrich des Löwen Sohn, und zu einer Zeit, als der alten Feindschaft zwischen Hohenstaufen und Welfen durch Bündniß und Verschwägerung ein Ende gemacht schien, wurde die Verbindung des jungen Paares beschlossen. Aber ehe der Zeitpunkt herankam, den man bestimmt hatte, traten neue Umstände und Mißverhältnisse ein, welche den frühern Plan aufgeben

ließen, umsomehr, da andere Aussichten sich darboten, welche dem Ehrgeize des Pfalzgrafen mehr zusagten und schmeichelten.

Der König von Frankreich, Philipp August, welcher den Kreuzzug nach dem gelobten Lande gemacht hatte, hielt um Agnesens Hand an. So willkommen nun dieser Antrag dem Vater war, so wenig behagte er der Tochter: sie hatte den Braunschweiger liebgewonnen und wünschte keinen andern zum Gatten zu haben, als ihn, der ihr durch der Eltern Willen bestimmt gewesen war. Heinrich, der sich im Lager des Kaisers befand, wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, um von dem, was auf Stahleck vorging, Nachricht zu erhalten: eine Vertraute hatten die Liebenden an der Pfalzgräfin, welche der Heirath mit dem französischen Könige nicht hold war, und die Wünsche des Welfenherzogs begünstigte, wodurch sie das Glück ihres einzigen Kindes zu begründen hoffte.

Um diese Zeit traf es sich, das der Pfalzgraf sich veranlaßt sah, die Burg auf einige Tage zu verlassen. Irmengard, nachdem sie noch einmal die Gesinnung ihrer Tochter erhorscht und diese fest und entschlossen befunden, benutzte die Gelegenheit; nach Stahleck im Geheimen beschieden, war der glückliche Heinrich bald in der Nähe seiner Geliebten. Der Burgpfaff, von der Pfalzgräfin aufgefordert, legte noch an demselben Tage die Hände des jungen Paares ineinander. In größter Stille wurde die Hochzeitfeier begangen, aber desto inniger war die Seligkeit der Stunden und Tage, die sie nun mit einander verlebten.

Es währte nicht lange, so kehrte der Pfalzgraf zurück. Irmengard, auf einen ernsten Auftritt gefaßt, ging ihm entgegen. Herr, sprach sie, ein Falke kam hergeflogen, mit braunem Haupt und weißer Kehle. Gut gekrümmt zu mächtigem Fange sind ihm Klauen und Schnabel, und die Schwungfedern reichen so weit, daß man wohl sieht, sein Vater habe ihn auf hohem Horst erzogen. Diesen Vogel, nie saht ihr einen schönern, habe ich gefangen und behalten. Und mit diesen Worten führte sie ihn in das Gemach, wo Heinrich und Agnes sich befanden. Beide warfen sich ihm zu Füßen. Conrads Zorn kannte Anfangs keine Grenzen, doch behauptete er dem Welfen gegenüber scheinbare Ruhe und Hoffnung. Mit wenigen Worten kündigte er ihm an, er möge sofort die Burg verlassen: die Verbindung sei ohne seine Einwilligung geschehen, er möge nicht erwarten, eine abgenöthigte Zustimmung zu erlangen. Bitten und Thränen der Gattin und Tochter vermochten nichts über ihn, der junge Herzog war trostlos, sich von Agnesen trennen zu müssen, und das unter solchen Verhältnissen! Aber er beruhigte sich allmählig mit dem Gedanken, daß die Erbitterung des Vaters nachlassen, und dieser ihn doch als Eidam aufnehmen werde. Irmengard war nahe daran, sich Vorwürfe zu machen, daß sie selbst die Sache auf diesen Punkt gebracht, denn sie besorgte, der Pfalzgraf werde um Trennung der Ehe nachsuchen. Trübe Stille herrschte auf Stahleck. Heinrich war weggezogen, die Frauen überließen sich ihrem Gram, Conrad beobachtete strenges Stillschweigen und ließ sich nur beim Mittagsmahl blicken.

Während den andern Stunden sah man ihn häufig ausreiten.

Eine kleine Strecke unterhalb Bacharach, der Stadt Caub gegenüber, ragt aus dem Strome eine Felsenplatte hervor, welche ein sonderbar gestaltetes Gebäude trägt, das dem Schiffenden auf den es umspülenden Fluten zu schwimmen scheint. — Breit ist die Basis, vielseitig der Bau, massiv das Mauerwerk, klein und niedrig die Thüre, zu welcher einige Stufen führen. Eine Menge viereckiger, spitzer Thürmchen, zum Theil auf Vorsprüngen ruhend und mit kleinen Fenstern versehen, umgeben den in der Mitte emporsteigenden Hauptthurm, dessen kuppelförmiges Dach eine Leuchte ziert. Von diesem Thurme herab erklang in früheren Tagen der Ton der Glocken, welche das Herannahen von Schiffen verkündeten, die hier den Rheinzoll zu erlegen hatten. Ein tiefer Brunnen gibt gutes Wasser; mehre kleine Gemächer und Gewölbe befinden sich im Innern dieses sonderbaren, auch jetzt noch gut erhaltenen Schlosses. Es ist der Pfalzgrafenstein, kurzweg auch die Pfalz genannt.

Vor diesem Gebäude lag eines Morgens das Schifflein Conrads von Hohenstaufen. Er hatte seine Tochter Agnes dahingeführt und ihr mit wenigen Worten angekündigt: die Stromveste werde ihr Wohnsitz sein, bis er weiteres über sie beschlossen. Mit Gelassenheit ergab sie sich in ihr Schicksal. An dem Fenster des niedrigen Kämmerleins sitzend, das für sie bestimmt war, blickte sie hinaus über den Wasserspiegel und auf die Hügelketten des Ufers, und dachte an ihren fernen

Gatten. Nur selten durfte Irmengard die Einsame besuchen. Einst kam sie wieder, aber nicht allein — als Pilger gekleidet trat Herzog Heinrich hinter ihr ein. Trauer und Entbehrung vergangener Tage waren in diesem einen Momente vergessen. Aber nur auf kurze Zeit onnten sie das Glück der Wiedervereinigung genießen.

Der Pfalzgraf war unterdessen auf andere Gesinnungen gekommen. Am Hofe des Kaisers durch diesen selbst gedrängt, Heinrichs Ehe mit Agnesen für nichtig erklären zu lassen, erwachte sein Vatergefühl und er konnte es nicht über sich gewinnen, sein einziges Kind unglücklich zu machen. Die Erwägung der Nachtheile, welche durch eine so heftige neue Verfeindung mit dem Hause der Welfen entstehen könnten, legte auch ein Gewicht in die Wagschale. Noch aber hatte er sich über nichts gegen Irmengard geäußert, als diese ihm die Nachricht brachte, Agnes hoffe Mutter zu werden. Damit war die Versöhnung besiegelt. Aber nur mit einem Erben auf dem Arme wollte er die Tochter wieder einziehn sehn auf Stahleck — diese blieb auf ihrer Felseninsel, aber nicht mehr einsam und traurig, denn nun brauchte der Welfenherzog nicht mehr in der Verkleidung zu ihr zu schleichen. Heinrich von Braunschweig, der Lange genannt, folgte Conrad von Hohenstaufen in der Pfalzgrafenwürde, die nach ihm auf seinen gleichnamigen Sohn überging. Von der Zeit der schönen Agnes her, soll sich die Sitte erhalten haben, daß die rheinischen Pfalgräfinnen ihr Wochenbett in dem kleinen Schlosse halten mußten. Manche bezweifeln jedoch, daß Letzteres geschehen sei: nur die Sage bewahrt die Erinnerung.

Die Teufelsleiter.

Unter den edeln Geschlechtern, deren Namen man in der mittelalterlichen Geschichte des Rheingaues findet, war das der Gilgen von Lorch eines der angesehensten. Einer aus dieser Familie hatte während der Zeit, wo der ganze deutsche Adel zu den Kreuzzügen entboten ward, ebenfalls Theilnahme angelobt; aber er that es nur nach langer Ueberredung und wider Willen, und mehr weil er die Unehre scheute, welche durch eine Weigerung sich an seinen ritterlichen Namen geheftet haben würde, als aus Frömmigkeit und Herzensdrang. Ja, sein Herz war es eben, was ihn zurückhielt. Seit kurzem mit einem schönen und edeln Fräulein verlobt, konnte er es nicht über sich gewinnen, sich von ihr loszureißen. Als er endlich dennoch das Kreuz nahm, zweifelte Mancher an der Aufrichtigkeit seines Entschlusses.

Und was man vorausgesehn hatte, geschah. Noch hatte das Heer der Gottesstreiter die Gauen Deutschlands nicht verlassen, als Gilgen unter dem Vorwande von Krankheit zurückblieb. Wenn auch sein Gewissen ihm Vorwürfe machte: Leidenschaft überstäubte sie. Der Drang, die Geliebte wiederzusehn, schien während der kurzen Abwesenheit so heftig geworden zu sein, daß Pflichtgefühl und Furcht vor Schande ihn nicht zu überwinden vermochten.

Aber schlimme Kunde harrte des ungeduldig Eilenden bei der Heimkehr. Diejenige, um derentwillen er den guten Ruf aufs Spiel gesetzt, die er freudig in die Arme zu schließen glaubte, war verschwunden. Nach der steilen Felswand des Kedrich, der sich über Lorch erhebt und auf dessen Spitze eine unzugängliche Burg stand, wiesen Alle, die er, athemlos und verzweifelnd, nach der Verlornen frug. Ein wüster Geselle, der in jenem Neste hauste, und dessen Bewerbungen um Gertruden zurückgewiesen worden war, hatte auf den Augenblick gewartet, wo der Schutz ihres Verlobten ihr fehlen würde: ein wohlberechneter und raschausgeführter Ueberfall brachte sie in seine Gewalt, und als Lärm entstand um die Geraubte, sahen die bestürzten Dorfbewohner schon oben auf den Felsen ihr flatterndes Kleid, während der Entführer und ein Paar seiner Gehülfen die machtlos Ringende mit sich fortführten zu dem sichern Schlupfwinkel.

Wie ein Wahnsinniger durchirrte Gilgen während den nächsten Tagen die Gegend. Viele sprach er um Beistand an gegen den Räuber, aber sie machten ihm

begreiflich, wie wenig Menschenkraft und Menschenwille hier vermöchten, und wie er nichts anders thun könne, als sich in Geduld fassen, um zu sehn, ob die Standhaftigkeit der Gefangenen den Räuber, der jeglicher Aufforderung spottete, endlich auf andere Gedanken bringen werde. Aber, Geduld und Ergebung, wo sollte Gilgen die hernehmen? Der Umstand, daß man ihm merken ließ, wie man den ganzen Vorfall als eine Strafe des Himmels für die Verletzung seines Gelübdes betrachte, so allgemein auch Gertrudens Geschick betrauert ward, trug nur dazu bei, seine Erbitterung und seinen Groll zu mehren, statt ihn zu reuigem Insichgehn zu vermögen.

In dieser Stimmung befand er sich, als er eines Abends von einem Ritt durch die sich kreuzenden und verschlingenden Thäler zurückkehrend, welche bei Lorch münden, nahe bei den Felsen des Kedrich hielt. Indem er mehre Minuten lang die steile Höhe hinaufblickte und mit jedem Augenblicke die Unmöglichkeit irgend eines Anschlags zur Befreiung der Geliebten klarer vor ihm stand, durchzuckten blitzähnlich seine Seele Empfindungen, welche den Christen des Namens, den er führt, unwürdig machen. Einen gräßlichen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, wandte er sein Roß, um den Heimweg anzutreten, als ein Unbekannter ihm auf dem schmalen Pfade entgegentrat. Gilgen schauderte zusammen, denn er hatte eine Ahnung, wem dies verzerrte Gesicht angehören könne. Von einer plötzlichen dumpfen Furcht ergriffen, wollte er vorbeireiten, aber der Andere ließ ihn nicht unangeredet vorüber, und wie gebannt blieb das Pferd auf der Stelle stehn.

Ritter, sprach eine tonlose Stimme, kann ich euch helfen? Keine Antwort erfolgte. Ich weiß, was ihr begehret, was ihr wünschet, fuhr jener fort; aber schaut auf! Versucht's, reitet die Klippen hinauf: einem tapfern Ritter wie ihr seid, kann ja nichts unerreichbar scheinen.

Kehre zur Hölle zurück, du Hund! schrie Gilgen ergrimmt über den Hohn, und ein gewaltiger Schwerthieb schien das Haupt des Unbekannten zu spalten — aber ein heiseres Lachen ließ sich vernehmen, und die dünne Gestalt stand auf dem vordersten Felsen. Nehmt Vernunft an, hieß es weiter; ich allein kann euch zu dem verhelfen, was ihr verlanget, vertrauet euch mir an, und heute noch ist die schöne Gefangene die eure.

Wie Espenlaub erbebte der Ritter bei dem Gedanken, daß er an der Schwelle des ewigen Unterganges stehe; er schwankte und wollte dem Rosse die Sporen geben, um dem Versucher zu entfliehn. Da krächzte die Stimme: Morgen ist die Braut für euch verloren! Jetzt noch könnt ihr sie gewinnen! Tobende Leidenschaft erfüllte Gilgens Gemüth: der Pakt mit dem Fremden war geschlossen. Der Mond trat hervor und goß sein Licht über die zackigen Felsenmassen aus. Frisch auf, du kühner Reiter! rief die Stimme — Gilgen sah sich allein, der Sturmwind heulte und peitschte zerrissene Wolken über den schwarzblauen Sternenhimmel. Laut auf wieherte das Roß, als es den Sporn fühlte und war mit einem Satze auf dem schwindelnden Pfade. Mit der einen Hand hielt der Ritter den Zügel straff gespannt, mit der andern hatte er das Schwert gezogen. Eine Windsbraut schien das Thier emporzutragen:

auf Stellen, nur für der Gemse Tritt gemacht, haftete sein Huf; unerschrocken saß Gilgen im Sattel, wenn er auch rücklings hinabzustürzen drohte. Der Lärm hatte die Wenigen, die sich auf der Burg befanden, auf die Mauer gerufen: starr vor Schrecken blickten sie hin und wagten ihren Augen nicht zu trauen, als der wilde Reiter, durch Ruf und Ferse das Thier ermunternd, sich gespensterhaft zu ihnen heraufarbeitete. Der Augenblick war da: auf dem Thurme erblickte Gilgen die weiße Gestalt Gertrudens — noch ein Sprung, die letzte, toddrohende Klippe hinan, und die Spitze war erreicht — das Thor erstürmt und der Räuber lag, eine blutende Leiche, vor des Rächers Füßen am Boden. Eine Minute später, und Gilgen hielt Gertruden in seinem Armen.

Aber sein Glück, das frevelhaft erkaufte, sollte nicht von Dauer sein. Kaum war er wiedervereinigt mit ihr, um die er irdischen Ruhm darangesetzt und ewige Seligkeit, so welkte sie dahin, wie eine Blüte beim Wehen des Wüstenwindes. Nach ihrem Tode machte Gilgen durch eigne Hand seinem Leben ein Ende. — Die Bewohner Lorchs zeigen noch mit Grausen auf den fast unersteigbaren Pfad, der von jenem Ereignisse den Namen der Teufelsleiter führt, und bewahren auf ihrem Rathhause den Zaum des muthigen Rosses.

Das Wisperthal.

Hinter Lorch liegt ein wildes, einsames Thal, mit einigen armen Hütten. Lange war es unbewohnt, denn Viele, die es betreten hatten, wurden auf mancherlei Weise geneckt und geängstigt und einige kamen auch gar nicht wieder zum Vorschein. Vor mehrern Jahrhunderten begab sich's, daß drei kecke junge Gesellen in der Rheingegend lustreisten. Es waren Söhne reicher Kaufherren aus Nürnberg. In der Herberge zu Lorch hörten sie von dem wunderlichen Thale, und faßten alsbald den Entschluß, dasselbe zu besuchen. Muthig arbeiteten sie sich durch die Wildniß, und gelangten, nach einer halben Stunde, zu einer ungeheuern Felsenmasse, welche fast die Gestalt eines Schlosses hatte. Auch waren oben schmale, spitzzulaufende Fenster eingehauen, wie die Fenster eines Doms.

Aus einem der Fenster schauten, neben und übereinander, drei wunderschöne weibliche Köpfe. Sie riefen den Jünglingen ein wiederholtes „Bst!" zu, und diese sagten untereinander: „Das sieht nicht so grausig aus, wie man uns gesagt hat. Die schönen Jungfrauen mögen wohl Langeweile haben, wir wollen hinauf, und ihnen die Zeit verkürzen." Der Fels hatte zur Seite eine schmale Thüre. Die drei Gesellen gingen hinein, und kamen durch einen langen dunkeln Gang an eine Treppe. Diese führte in eine geräumige Vorhalle. Aber die Finsterniß war hier so groß, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Nach langem Herumtappen gerieth einer der Wandrer an eine Thüre, und öffnete sie. Ein Glanz von tausend Kerzen flimmerte ihnen entgegen, und blendete ihr Gesicht. Sie befanden sich am Eingang einer weiten Halle, deren Wände von oben bis unten mit großen Spiegeln bedeckt waren. Zwischen den Spiegeln waren unzählige Leuchter mit brennenden Kerzen. „Seyd uns willkommen", riefen die drei Jungfrauen und reichten ihnen die Hände entgegen, aber die Gesellen waren in großer Verlegenheit, denn statt der drei sahen sie mehr als hundert schöne Mädchengestalten; aus jedem Spiegel schauten welche hervor, und boten den Fremden die Hände zum Gruß und lachten ob ihrer Verdutztheit. Jetzt öffnete sich in einer Nische der Halle eine Spiegelthüre, und ein hochgestalteter Greis trat heraus, in schwarzem Gewand, und mit kreideweißem Bart. Er ging auf die Jünglinge zu, und sagte: „Ihr seyd wohl gekommen, meine Töchter zu freyen? Ich will

nicht knickern, denn ich bin kein Kaufherr, und einem jeden von Euch tausend Pfund Goldes zur Aussteuer geben. — Da lachten die Mädchen noch mehr, und die jungen Leute wußten nicht, was sie denken oder sagen sollten. „Nun so nehme sich ein jeder die Seinige!“ rief endlich der Alte mit donnernder Stimme.

Zitternd ging jeder der Jünglinge auf eines der Mädchen zu, und indem er ihr die Hand zu geben meinte, berührte er einen Spiegel. Da fing auch der Greis zu lachen an und sagte: „Ich will's Euch bequemer machen.“ Er führte jetzt einem jeden eine der Jungfrauen zu, und wie unheimlich es auch den Gesellen um's Herz sein mochte, so siegte doch der Zauber der Schönheit über die Furcht, und sie entbrannten alle drei in verderblicher Glut zu den Töchtern des Alten. „Ich erlaube Euch, Eure Bräute zu küssen, sagte dieser.“ Sie ließen sich das nicht zweimal sagen, aber die Küsse bethörten ihnen Herz und Sinne noch mehr. „Jetzt müßt Ihr aber auch eine Probe Eurer Liebe geben,“ fing der Greis wieder an. Meine Töchter haben seit gestern Abend ihre drei Schoosthiere verloren; das eine ist ein Staar, das andere ein Rabe, das dritte eine Elster. Wahrscheinlich sitzen sie draußen im Walde. Ihr möget sie daran kennen, daß der Staar ein Räthsel weiß, der Rabe ein Liedlein, die Elster aber die Geschichte ihrer Großmutter erzählt, sobald sie darum gefragt wird. — Geht nun, Ihr wackern Freyer, und holt die lieben Thierchen, die fromm sind, und sich gern fangen lassen.“

Die drei Gesellen thaten nach den Worten des Greises. Ungefähr eine Viertelstunde von der Felsenburg fanden sie die drei Vögel nebeneinander auf dem Ast einer abgestorbenen Eiche sitzen.

„Staarmatz, sag' uns dein Räthsel," rief einer der Gesellen. Der Staar flog herab, ihm auf die Schulter, und sagte:

„Sprich, was sitzt Dir im Gesicht,
Und Du siehst's im Spiegel nicht?"

„Rabe, Rabe, sing dein Liedlein," rief der Zweite. Der Rabe sang, mit etwas heiserem Ton:

1.

„Einst in's Schlaraffenland zogen
Drei Pfaffen auf einem Gaul;
Da kamen die Vögel geflogen
Gebraten jedem vor's Maul;
Doch keiner kam in ein Maul hinein,
Die Vögel waren groß, die Mäuler klein."

2.

„Gar hungrig kehren die Pfaffen
Wieder um in's Vaterland,
Und schwören: Bei den Schlaraffen
Sey doch kein Funke Verstand,
Sonst müßten die gebratenen Vögel klein,
Die Mäuler aber viel größer sein."

Kaum hatte der Vogel sein Liedlein vollendet, als er gleichfalls vom Baum herab flatterte, und sich dem zweiten Gesellen auf den Kopf setzte. — Elster, Elster, erzähl' mir die Geschichte von Deiner Großmutter," rief jetzt der Dritte. Die Elster warf sich in die Brust

und erzählte: Meine Großmutter war eine Elster, und legte Eyer, und daraus wurden wieder Elstern, und wenn sie nicht gestorben wäre, so lebte sie noch. — Mit diesen Worten schlug sie ihre Fittige und flog dem dritten Jüngling auf die Hand.

Die jungen Kaufherren waren nicht wenig erfreut, die Probe so leicht bestanden zu haben, und sie eilten Hals über Kopf der Felsenburg zu — welche sie auch mit einbrechender Nacht erreichten.

Als sie aber in die Halle traten, war nichts mehr von der Pracht der Spiegelwände zu sehen, und eben so wenig von den schönen Jungfrauen. Die grauen Wände und Pfeiler des weiten Gewölbes hatten keine Bekleidung, und in drei Nischen standen drei Tische, mit Wein und Speisen besetzt. Drei uralte, zahnlose Mütterchen wackelten den Jünglingen entgegen, und reichten ihnen die welken Hände zum Gruß. „Ach, unsere lieben Freier,“ krähten sie, wie aus einem Munde und umarmten die betroffenen Jünglinge so herzlich, daß es diese kalt und warm überlief. Nun fingen die Mütterchen an, durcheinander zu schnattern und zu klappern, der Staar sagte sein Räthsel her, der Rabe sang sein Liedlein und die Elster erzählte die Geschichte von ihrer Großmutter. Kurz es war ein Gequiek und Gepiep, daß Niemand ein Wörtchen verstehen mochte.

Jedes Mütterlein ergriff jetzt seinen Auserwählten beim Arm, führte ihn an einen der drei Tische, und sprach mit ihm von den goldenen Tagen, die sie mit einander verleben wollten auf der Felsenburg.

Auch die drei Vögel sangen und schwatzten in einem fort. Die Gesellen fühlten weder Hunger noch Durst, doch ließ sich jeder einen Becher köstlichen Weins aufnöthigen, und kaum hatten sie den geleert, als ein tiefer Schlaf sich ihrer bemächtigte.

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als sie erwachten. Sie lagen im dichten Gestrüpp, am Fuß einer wildzerrissenen Felsenwand, und hatten Mühe, auf die Beine zu kommen und sich ins Freie zu arbeiten. Voll Scham und Aerger nahmen sie den Weg durch das Thal zurück, aber von allen Seiten tönte aus den Bäumen das verwünschte Bst, Bst, herab, und es kam ihnen vor, als ob aus jedem Wipfel der Kopf eines alten Mütterchen's ihnen zuwinke. Am Ausgange aus dem Thal in die Ebene saßen die drei Vögel auf einer alten Ulme, und der Rabe sang sein Lied, und der Staar sagte sein Räthsel, und die Elster erzählte ihre Geschichte. Einer der Gesellen, der nun wieder keck wurde, weil er freies Feld vor sich sah, fragte einen Bauersmann, der eben vorüberging: „Guter Freund, kannst Du uns wohl sagen, was diese verwünschten Vögel eigentlich meinen?" — „Wenn Ihr mir's nicht übel nehmen wollt," antwortete der Bauer, „so deute ich Euch den Scherz. Das Räthsel des Staar's geht auf eine Nase, wie sie wohl Mancher schon bekommen hat, die aber, zum Glück, Niemand sehen kann. Der Rabe mit seinem Lied will sagen, man soll die gebratenen Vögel lieber mit der Hand fangen, als mit dem Maul, und die Elster erzählte eine Geschichte, die Eure Enkel vielleicht auch einmal von Euch erzählen

werden. — Die drei Gesellen sahen sich einander fast etwas einfältig an, und vermaßen sich hoch und theuer, nie auf ein Bst zu hören, und wenn es aus dem schönsten Munde kommen sollte.



Sonderland del. Eduard Schuler sculp.

Carlsruhe Kunst-Verlag

Die Braut vom Rheinstein.

(Hierzu das Bild V, erfunden von Sonderland, gestochen von Ed. Schuler.)

Es ist nicht ein öder Trümmerhaufen, eine halbzerstörte, einsame Warte, ein Brandgeschwärzter Steinrest, der uns diesmal eine Sage zuruft aus jenen Tagen, wo die feste Burg stattlich prangte und der Stolz und Schutz ihrer ritterlichen Insassen war; ihr schauet vielmehr verwundert hinauf an die hohen Steinmassen, auf denen eine zierliche und mächtige Feste thront, ihr glaubet, die Wellen des Rheins haben euch zurückgespült in jene Zeit, wo jede Felsenspitze eine Ritterburg trug, wo in jedem schattigen Thale ein Kloster stand, von frommen Mönchen oder jungfräulichen Nonnen bewohnt, wo jede Bergeshöle einen ehrwürdigen Klausner beherbergte, und wo in stillen Gründen die Elfen und Kobolde beim Mondesglanz den luftigen Reigen tanzten.

Es ist die alte Burg Rheinstein, die ihr erblicket. Aus den Trümmern, in welche die Gewalt der Zeit und die Zerstörungswuth der Menschen sie verwandelt, ist sie herrlich und mächtig wieder erstanden. Von der hohen Warte weht stolz herab das Banner des königlichen Hauses, aus welchem der edle, fürstliche Besitzer und Wiederhersteller der Burg entsprossen. Und nicht Verderbendräuende Wurfgeschosse, noch geschwungene Flamberge, noch gesenkte Hellbarden wehren euch den Eingang, wenn ihr beschauen wollet die Zellen und Gemächer der Burg; die Fallbrücke senkt sich und die eichene Pforte öffnet sich gastlich eurem Eintritt, der greise Pförtner hat Pickelhaube und Panzer abgelegt und geleitet euch gern durch die alterthümlichen Räume bis hinauf auf die Zinne, wo euren staunenden Augen das herrliche Rheinthal mit seiner grünen Gegenwart und seiner in grauen Ruinen nachlebenden Vergangenheit sich ausbreitet.

Die Sage erzählt uns, daß vor langen Zeiten, in den ersten Jahren des vierzehnten Säkulums, ein Ritter Sifrid von Rheinstein auf der Burg hauste, der in seiner Jugend ein gar wildes und wüstes Leben geführt, auf einem seiner häufigen Raubzüge auch ein wunderschönes Mägdlein aus dem Frankenlande seinen Eltern entführt und dasselbe mit anderer reichen Beute auf seine starke und wohlverwahrte Veste gebracht habe. Nach dieser Zeit aber habe der wilde Waffenlärm, welcher sonst ohne Aufhör in der Burg getobt, urplötzlich ein Ende genommen, viele Mannen und Knechte hätten die Dienste des Ritters verlassen, weil dieser

beschlossen habe, hinführo keine Raubzüge mehr zu thun, sondern in Frieden daheim zu bleiben und den Rest seiner Jahre zuzubringen in Ruhe und gemächlichem Leben. Dem war's auch so, und es hatte die Liebe zu der schönen Jungfrau dies alles in Sifriden bewirkt. Er ehelichte sie auch bald nach diesem und sie führten ein stilles und zufriedenes Leben.

Es dauerte aber nicht lang, daß Freude und Trauer zugleich auf die Burg hereinbrachen, denn die schöne Jutta schenkte ihrem Gemahle ein Mägdlein, gesegnete aber wenige Stunden darauf das Zeitliche. Der Ritter Sifrid war außer sich vor Betrübniß und Schmerz und ward von dieser Zeit an ganz finster und menschenscheu, so daß bald alle Gäste die Burg mieden und des Thurmwarts Horn einrostete. Sifrid aber lebte fortan nur dem Andenken an seine heimgegangene Gattin und der Erziehung seines einzigen Töchterleins, das er wie seinen Augapfel liebte und in Zucht und Frömmigkeit auferzog, auch in allen weiblichen Künsten unterweisen ließ.

Darüber verstrichen Jahre und Gerda war zur Freude ihres alternden Vaters herangewachsen, nnd einer zarten Blume zu vergleichen an Lieblichkeit und Tugend. Und Pilger, die auf ihren Zügen wohl hin und wieder in einer unfreundlichen Nacht, Herberge heischend und erhaltend, in die Burg einkehrten, verbreiteten in allen Gauen ringsumher die Kunde von der Annuth und Holdseligkeit des Burgfräuleins auf dem Rheinstein, betheuernd, daß keine schönere Jungfrau zu finden sey im ganzen Rheingau. Solche Kunde

aber regte in manchem jungen Ritter und Edelknecht die Lust auf, das holde Mägdlein zu schauen und zu minnen, und war ein lustiges Rennen und Reiten nach dem Rheinstein, und war schier, als ob dem alten Sifrid Fehde angesagt worden wäre, so zogen die Ritter in Schaaren, mit glänzenden Rüstungen und wehenden Helmbüschen angethan, dem Rheinsteine zu. Aber dem alten Ritter ward bange ob des Heranstürmens so vieler Freyer, und er runzelte die Stirn und ließ den stattlichen Herren sammt und sonders sagen, sie möchten nur wieder heimziehen und sich einstellen auf dem großen Turnier, welches der Bischof von Mainz hatte ansagen lassen, und er wolle auch daselbst sein mit seiner Tochter und sie werde dann wählen, wer sich am tapfersten und männlichsten auswiese.

Nicht gar lange Zeit nachher fand auch das besagte Turnier statt und waren dazu viele Ritter und schöne Frauen von nah und fern nach Mainz gekommen, und auch der Ritter Sifrid hatte sich, seinem Versprechen getreu, mit seiner Tochter Gerda daselbst eingefunden.

Und es erwies sich, was die Pilger von ihr verkündigt hatten, daß sie den Preis der Schönheit davon trug, über alle die Frauen und Jungfrauen, und Aller Augen hafteten auf ihrem Antlitz und alle Zungen priesen ihre Anmuth.

Es waren aber vornemlich zwei Ritter, welche von des Mägdleins Liebreiz dermaßen entzückt waren, daß sie sich hoch und theuer vermaßen, es zu erkämpfen, und schwuren, Gut und Blut daran zu setzen. Es

waren dieses der junge Kuno von Reichenstein, hochgeschätzt von Fürsten und Rittern wegen seiner Tapferkeit und adlichen Sitten, und Kurt von Ehrenfels, älter als Jener, ebenfalls ein tapferer Degen, aber mehr gefürchtet als geliebt wegen seiner rauhen und finsteren Gemüthsart, die ihm auch den Zunamen des Bösen erworben hatte. Beide waren übrigens dem Ritter vom Rheinstein verwandt und hatten die schöne Base bei ihrer Ankunft in Mainz begrüßt und eifriges Bemühen gezeigt, ihre Gunst zu erwerben. Doch haftete Gerda's Blick lieber auf dem offenen, heitern Antlitz Kuno's, als auf dem rauhen, sonnverbrannten und bereits was weniges durchfurchten seines Nebenbuhlers. Ihr Vater mochte auch wohl ihre Herzensmeinung errathen, denn er sagte ihr mit freundlichen Worten, daß er dem wackersten von beiden Freyern gestatten wolle, um sie zu minnen.

Es geschah aber ein großer Jammer, denn Gerda's brünstige Gebete, auf daß Kuno obsiegen möchte, wurden nicht erhört, vielmehr mußte derselbe, nachdem er sich mit Ruhm und Tapferkeit auf dem Plan herumgetummelt und viele Gegner in den Sand gestreckt hatte, der größeren Körperstärke Kurt's des Bösen unterliegen. Dieser stand nun nicht an, seine Bewerbung beim Ritter Sifrid zu machen, welcher ihn auch alsogleich der Tochter zuführte, erklärend, daß er ihm als Eidam genehm und willkommen sey. Schön-Gerda war durchaus nicht dieser Meinung, und obwohl sie dem Willen ihres Vaters nicht zu widerstreben wagte, so rief sie doch im einsamen Kämmerlein unter heißen Thränen ihre

Schutzheilige um Befreiung von dem unerwünschten Bräutigam an, gleichzeitig bittend, daß dessen Stelle durch den geliebten Kuno besetzt werden möchte.

Dieses Mal schien das Gebet der frommen Jungfrau ein geneigteres Gehör zu finden, indem sich folgende, wunderbare Geschichte begab, welche die Wünsche der liebenden Gerda auf eine unerwartete Weise krönte.

Nachdem nämlich der Ritter Kurt von Ehrenfels nach kurzer Bewerbung das freiwillige Jawort Sifrids und das gezwungene seiner Tochter erhalten hatte, nachdem auch der arme Kuno, an seinem Glücke verzweifelnd, den Entschluß gefaßt hatte, sich einem von mehreren Fürsten und Herren beschlossenen Zuge nach dem heiligen Lande anzuschließen, in der Hoffnung, im Sarazenenblute die qualvolle Erinnerung an sein verlornes Lieb zu ertränken, war endlich der Tag herangekommen, der zu Gerda's Vermählung mit dem von Ehrenfels bestimmt worden war. Schon stand das holde Mägdlein, bräutlich geschmückt, doch nicht bräutlichen Antlitzes, in dem Rittersaale des Rheinsteins; bleich war ihre Wange und thränenmüde senkten sich ihre Augenlider zu Boden. Der Myrthenkranz in ihren braunen Locken schien dem Jammer der Trägerin Hohn zu sprechen und das reichdurchwirkte seidene Gewand, wie die blitzenden Edelsteine an Hals und Armen, sahen aus wie der Schmuck eines Opferlammes, das man zum Altare führen will.

Schon hörte man das Geräusch von dem Anzuge des Bräutigams, der mit einem glänzenden Gefolge

von Rittern und Knappen am Fuße des Felsens angekommen war, da entfloh Gerda, unfähig dem übermächtigen Drang ihrer Gefühle zu widerstehen, dem Kreise ihrer Zofen und Gespielinnen und eilte hinaus auf den Söller, von welchem sie so oft die sehnsüchtigen Blicke nach dem Reichenstein ausgesendet hatte.

Hier sank sie halb bewußtlos, fast ohnmächtig nieder, heiße Thränen überströmten Wange und Busen, die flehend ausgestreckten Hände hoben sich bald zum Himmel, der in seiner ruhigen Heiterkeit ihrer nicht zu achten schien, bald gegen den Reichenstein hin, auf dessen Zinne ein Verzweifelnder stand, der nicht ihr, nicht sich zu helfen wußte. Da that sich die Thür des Söllers auf, und heraustrat der finstere Kurt, dessen Antlitz noch viel düsterer wurde, als er die Braut einem Andern zugewandt sah, als er drüben auf der nahen Burg die Gestalt des gehaßten Nebenbuhlers erblickte, und drohend streckte er die geballte Faust dem Reichensteiner entgegen, während er mit der andern das verzagende Mägdlein ergriff, es emporriß und, einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, es eilig davonschleppte.

Wenig Minuten darauf mußte der von Schmerz und Wuth erfüllte Kuno sehen, wie die unglückliche Gerda auf ein Roß gehoben ward, und von ihrem Bräutigam und ihrem Vater geleitet, von einem Haufen von Reisigen umgeben, der Kapelle des heiligen Clemens zuritt, welche zwischen beiden Burgen am Ufer liegt und worin bereits der Priester harrte, um das Brautpaar einzusegnen und zu verbinden auf ewig.

Kuno, seiner nicht mehr mächtig, stürzt hinunter zum Burgthor, mit dem Schwert in der Faust will er sich die Geliebte erkämpfen, oder den Tod finden; schon öffnet sich ihm das Thor; den Blick zur Geliebten hingewendet, ist er im Begriff sein Pferd zu besteigen, — Da hemmt ein wunderbarer Anblick sein Beginnen, regungslos bleibt er stehen, den Ausgang der seltsamen Szene vor ihm in sprachlosem Staunen erwartend.

Denn sehet, — das Roß, welches die Braut trägt, wild und ungestüm erhebt es sich, Feuer sprüht aus den aufgesperrten Nüstern, und mit kräftigem Hufe zur Rechten und Linken ausschlagend und Ritter und Knappen niederwerfend, sprengt es in blitzschnellem Laufe voran, die erschrockenen Begleiter weit hinter sich lassend, der Kapelle vorbei, die von Furcht und Hoffnung bebende und sich um den Hals des errettenden Thieres festanschmiegende Gerda dem Geliebten entgegentragend. Schneller als er den Fuß aus dem Steigbügel heben kann, ist sie bei ihm angelangt, in unbeschreiblichem Entzücken eilt er auf sie zu, hebt sie mit kräftigen Armen vom schäumenden Rosse, und trägt sie jubelnd in die Burg, eine heißersehnte, beglückende und beglückte Beute. —

Mit Mühe hatte sich der von so außerordentlichem Ereigniß überraschte Sifrid von dem Boden erhoben, auf den er so unsanft geworfen worden war; der vom heftigeren Sturze schwerverwundete Ritter von Ehrenfels wurde von seinen Knappen wehklagend zurückgetragen, und bald sah man einen Nachen langsam über den Rhein fahren, der einen Sterbenden trug.

Der alte Sifrid aber erkannte in dem wunderbaren Begebniß den Willen des Himmels, und er sandte hinüber auf den Reichenstein und ließ Kuno sagen, daß er zu ihm kommen möge mit seiner Tochter, und daß er ihn annehmen wolle zum Eidam, dieweil es der Himmel also wolle.

Nicht gar lange Zeit nach dieser Begebenheit sah man wiederum zwei festliche Züge nach der Clemenskapelle wallen, und dasselbe muthige Roß, das früher eine trostlose Braut trug, brachte diesmal, still und fromm einhergehend, eine hochbeseligte Jungfrau zu der Pforte des Kirchleins, aus welchem sie, einen klaren Liebeshimmel auf dem Antlitz und im Herzen, an der Hand des glücklichen Kuno von Reichenstein hervortrat, der die junge Gattinn mit klopfendem Herzen in die Hallen seiner Väter einführte.

Sanct Rupert.

Unter der Regierung Karls des Großen oder Ludwigs des Milden lebte ein mächtiger Herzog am Rhein, welcher das ganze Land zwischen der Selz, der Blies, der Simmer und der Heimbach von Bingen bis nach Lothringen beherrschte. Er hatte eine gar schöne und sittsame Tochter, Bertha mit Namen. Diese vermählte er an den zwar tapfern, aber noch wilden Fürsten Roland oder Robolaus, in der Hoffnung, ihn durch diese Verbindung zur christlichen Religion zu bringen. Der jungen Fürstin Reize fesselten auch eine Zeitlang den unbändigen Krieger, allein bald trieb ihn die wilde Lust zum Kampfe und zu andern Weibern, und Bertha mußte von ihm alle nur möglichen Unbilden eines rohen Gemüthes ertragen. Dem ohngeachtet zog sie sich duldend in stille Einsamkeit zurück, und klagte nur dem Himmel ihre Noth. In der Bitterkeit ihres Kummers.

rief sie öfters aus: „Ach Gott! Wann werde ich einmal von der Tyrannei dieses Unholds befreit werden!“ Da aber die Unarten des Gatten durch ihre Zurückhaltung eher zu- als abnahmen, gelobte sie das Kind, das sie von ihm unter dem gepreßten Herzen trug, dem himmlischen Vater, und gab ihm, als es zur Welt kam, den Namen Rupert oder Ruhwert.

Von nun an hing Bertha mit ganzer Seele an ihrem Söhnlein, und suchte ihn zu einem frommen christlichen Helden zu erziehen. Da sie die rohe Kriegslust ihres Gatten als die Hauptursache ihres erduldeten Unglücks ansah, so flößte sie dem kleinen Rupert mehr die Tugenden der christlichen Sanftmuth und Liebe, als die des alten heidnischen Heldenthums ein. Dadurch machte sie aber das Herz ihres Gatten sich und ihrem Kinde mehr abhold, als geneigt. Er verhöhnte die Erziehung, welche sie ihrem Sohne gab, weil er sie für weibisch hielt, und warf sich desto frecher in den Armen seiner Buhldirnen und Kebsweiber herum. Er lag von nun an beständig zu Felde in heimischen und fremden Fehden, und blieb endlich in einer Schlacht, vom Feinde erschlagen.

Nach seinem Tode verließ Bertha das Schloß Laubenheim an der Nahe, wo sie bisher so viel Kummer ertragen mußte. Sie nahm ihren geliebten Sohn Rupert in die Arme und zog mit ihm nach Bingen, um von aller Welt entfernt, in der Einsamkeit zu leben. Kaum wurde dieser Entschluß in dem Lande bekannt, als sogleich eine Menge von fürstlichen und ritterlichen Freyern zu ihrem Schlosse ritten, um das Herz und

die Hand einer eben so schönen als reichen Wittwe zu erhalten. Allein Bertha verwarf alle Anträge, so vortheilhaft und lockend sie auch für eine junge Frau gewesen sein mögen, und widmete ihr Leben nur dem Dienste Gottes und der Erziehung ihres Sohnes. Dieser wurde auch so mächtig von der mütterlichen Lehre ergiffen, daß er sogar die üblichen Ritterspiele seiner Zeit hintansetzte, und nur der Wohlthäter armer Kinder seyn wollte. Wenn er einen Haufen solcher leidenden Knaben zusammengebracht hatte, führte er sie vor Bertha und sagte: „Siehe, Mutter, Deine Kinder!" Diese antwortete hierauf, die Gesinnungen des jungen Heiligen billigend, „Mein lieber Sohn, es sind auch Deine Brüder!" Seine Sorge für die Armen ging so weit, daß, als die fürstliche Wittwe sich in ihrem Schlosse eine Hauskapelle erbauen lassen wollte, er auf die Armen deutete, mit den Worten des Evangeliums: „Brich erst den Hungrigen Dein Brod, bedecke erst die Nackenden mit Deinen Kleidern, und führe die verlassenen Fremdlinge in Dein Haus, denn diese sind die lebendigen Tempel des heiligen Geistes!"

So sehr er sich nun durch diese guten Werke die Liebe der Armen und des frommen Volkes erworben hatte, so verächtlich wurde er dadurch dem Adel und den fürstlichen Leuten des Landes. Die jungen Edelknaben, welche ihn häufig besuchten, wollten fast nicht mehr mit ihm umgehen. Sie gaben ihm zu verstehen: „daß es seinem hohen Stande angemessener wäre, sich mit ihnen in Ritterspielen zu üben, als sich durch den Umgang mit solchen Bettelbuben zu entehren." Allein

alle diese Spottreden der Edelknaben konnten den jungen Fürsten nicht abhalten, seine bisherige Lebensart fortzusetzen und den armen Kindern seine Wohlthaten angedeihen zu lassen.

Nur von himmlischen Seligkeiten und Kronen entzückt, wandte er seine Blicke von dem irdischen Glanze seiner fürstlichen Hoheit und richtete sie nach dem Himmel.

Unter so frommen Gedanken schlief er eines Abends auf einem bemoosten Felsen am Ufer des Rheines ein, und ihm erschien im Traume folgendes Gesicht: Er sahe an dem Ufer einen ehrwürdigen Greis, aber mit einem gar freundlich-schönen Angesicht stehen, und um ihn her sprangen viele muntere Knaben ins helle Wasser des Rheins. Der Alte wusch einen jeden ganz rein, und so kam er in einer schönern Gestalt aus den Fluten hervor. Als Rupert eine Zeitlang dieser Handlung zugesehen hatte, erhob sich aus dem Flusse eine gar reizende Aue. Sie war mit den schönsten Blumen und Kräutern besetzt und aus ihnen duftete ein köstlicher Wohlgeruch, welcher die ganze Gegend umher erfüllte. Am Rande war die Aue mit mancherlei Bäumen und Gebüschen umgeben und an denselben prangten die köstlichsten Früchte. Auf den Aesten, mit weißer und röthlicher Blüthe geschmückt, flatterten muntere Vögelein herum, in den schönsten Farben glänzend, und in dem Gebüsche sangen andere, süßer als die Lerchen und Nachtigallen. Als nun der Alte die Knaben alle gewaschen hatte, führte er sie über den Rhein auf das

schöne Eiland, bekleidete sie mit weißen Gewändern und wies ihnen die Blumen und die Früchte zum Genusse an. Rupert, von dem schönen Schauspiele hingerissen, wandte sich bittend zu dem Greise und sagte: „O laß mich doch auch mit den Kindern auf dieser schönen Aue weilen!“ Dieser aber antwortete: „Hier ist deine Bleibensstatt nicht; Du hast Dir durch Deine guten Werke eine Brücke zum Himmel gebaut, wo Du unter Engeln wohnen wirst. Das Brod, welches du bisher den Armen gegeben, wird Dir dort ein Himmelsbrod, und die Kleider, womit Du sie bedeckt hast, ein Kleid der Unschuld werden.“

Unter diesen Worten des Alten sah der heilige Rupert aus den blühenden Bäumen der Insel einen glänzenden vielfarbigen Regenbogen von einer Seite bis zur andern sich zum Himmel wölben. Auf ihm flatterten tausend und tausend schöne, liebliche Engelein mit goldenen Fittigen auf und ab. Ganz oben saß in einer Lichtwolke, mit Strahlen umgeben, das Christkindlein und vor ihm knieete ehrerbietig der kleine Johannes, ihm ein zartes, reines Lämmlein vorführend, womit sie spielten. Hierauf kamen zwei Engel geflogen, und brachte dem kleinen Christ das Kleid, was kurz zuvor der heilige Rupert einem armen Knaben geschenkt hatte. Er ließ sich damit von den Engeln bekleiden, und als er es ganz angezogen hatte, sagte er: „Sehet, dies ist das Kleid, welches mir der kleine Rupert geschenkt hat; dafür will ich ihn auch dereinst mit dem Glanze der Heiligkeit umgeben.“ Im höchsten Gefühle der Andacht und Wonne wollte der heilige

Knabe seine Hände nach dem Christ-Kindlein ausstrecken; allein die Erscheinung verschwand, er erwachte, und vor ihm knieete der arme Knabe, um ihm für das geschenkte Kleid zu danken.

Als Rupert also erwacht war, nahm er den Knaben mit sich und erzählte seiner Mutter den Traum. Diese freute sich sehr des heiligen Gesichts, er aber faßte von nun an den Entschluß, nach Rom zu dem Grabe der heiligen Apostelfürsten zu wallen, und dort sein Leben dem Himmel zu weihen. Da Bertha merkte, daß ihr Sohn entschlossen sey, sie zu verlassen, um in seinem noch zarten Alter eine so weite Reise vorzunehmen, wurde sie sehr betrübt und sagte ihm mit vielen Thränen: „Bedenke doch, mein liebster Sohn, daß ich dich mit Schmerzen geboren habe, und auf dir die Erhaltung unseres edlen Fürstenstammes beruht. Wie will ich ohne Dich die Einsamkeit meines Wittwenstandes ertragen? Ich habe Dir für Arme und Nothleidende unsere Schätze willig hergegeben, wie kannst Du Gott besser und nützlicher dienen, als durch Wohlthaten und Almosen? Bleibe doch bei deiner Mutter, und erhalte mir meine Hoffnung und die Hoffnung unseres fürstlichen Geschlechtes!“ Durch diese mütterlichen Vorstellungen wurde Rupert gerührt, und er versprach der betrübten Bertha, sie nicht zu verlassen.

Indeß hatte er bereits das Alter erreicht, wo in dem jugendlichen Herzen die ersten Gefühle der Liebe und Mannbarkeit erwachen, und Bertha schmeichelte sich, bald in ihm den frommen Stammvater eines großen

Fürstenhauses und den christlichen Helden gegen die Ungläubigen zu finden. Sie umgab ihn daher mit edlen Jünglingen und Fräulein, um ihn durch deren Umgang an ritterliche Thaten und fürstliche Gesinnungen zu gewöhnen. Diese ermahnten ihn auch: „daß er als Erbe eines Herzogthums und großer Reichthümer sein Leben nicht durch niedere Beschäftigung mit Bettlern und Landstreichern verächtlich machen dürfe. Sie sagten ihm: daß es nun Zeit sey, durch Uebung in Waffen und edlen Sitten den Preis der Ehre und der Minne zu erkämpfen.“ So wollten die fürstlichen Jünglinge seinen Ehrgeiz reizen; die Fräulein aber warfen nicht ungern ihre Augen auf einen Prinzen, welcher Ansprüche auf eine so hohe Würde und große Güter und Reichthümer hatte. Dieses alles aber, ohne den geistlichen Helden zu reizen, bestimmte ihn viel fester in dem Vorsatze, seine Wallfahrt nach Rom zu beschleunigen, um dadurch, wie er glaubte, diesen Fallstricken des Teufels zu entgehen. Statt des stolzen Fürstenmantels zog er ein einfaches Pilgerkleid an und statt der gepriesenen Waffen ergriff er einen Pilgerstab und wallte zu der heiligen Stadt, wo er am Grabe der Apostelfürsten das Gelübde ablegte, sein Herzogthum zu verlassen und seine Güter unter die Armen zu vertheilen.

Nachdem er in Rom das Grab der heiligen Apostelfürsten geküßt hatte, kam er, durch schlechte Speisen und eine ermüdende Reise geschwächt, in die Arme seiner traurigen Mutter zurück, stiftete neue Krankenhäuser, die er selbst bediente, und lebte mehr wie ein Einsiedler, als ein Fürst. Diese anstrengenden Beschäfti-

gungen untergruben seine ohnedies schon geschwächte Körperkraft. Er wurde von einer zehrenden Krankheit befallen, und starb bald nach seiner Zurückkunft schon im zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Körper wurde zu Bingen begraben, seine Herrschaften und Güter kamen an Fremde oder seine Verwandte.

Die heilige Hildegard.

Auf dem linken Ufer der Nahe, zu welchem von dem Städtchen Bingen aus die Drusus-Brücke über den Strom führt, erhebt sich der Rupertsberg. Hier soll, so berichtet die Legende, der h. Rupert, gottesfürchtig, ernst und wohlthätig schon im jugendlichen Alter, mit seiner Mutter Bertha eine Kirche gebaut und in ihr die letzte Ruhestätte gefunden haben, als er erst zwanzig Jahre alt, von dieser Welt abgerufen ward. Von ihm erhielt der Berg seinen Namen, und lag, nachdem das Land durch die Einfälle der räuberischen Normannen entvölkert worden, lange Zeit wüst und öde.

Es war im Jahre 1089, als einem frommen, edeln Paar, Hildebert und Mathilde von Bökelheim, die auf der Burg Sponheim, nicht ferne von Kreuznach lebten, eine Tochter geboren wurde, welcher sie den Namen

Hildegard gaben. Der Graf Meinhard von Sponheim hatte ein Kind, Hiltrude, mit jener fast von gleichem Alter; sie wuchsen zusammen auf, Gespielinnen in den Kinderjahren, Novizen im Benedictiner-Kloster Dissibodenberg, dessen Aebtissin Jutta, des Grafen Schwester, war. Von der Welt hatten sie nichts anders gesehn, als das Vaterhaus und die stillen Klostermauern: es kostete sie daher weder Kampf noch Entsagung, dem Beispiel der frommen Jutta zu folgen und im zarten Jugendalter den Schleier zu nehmen.

Hier lebte, abgeschieden von allen äußern Einflüssen, nur den gottesdienstlichen Uebungen und wohlthätigen Werken hingegeben, Hildegard viele Jahre lang. Sie hatte wenig Unterricht genossen, wie die Mehrzahl ihres Geschlechts, selbst die Kunst des Schreibens war ihr fremde und sie wußte nichts von dem was vorging außer ihrer Zelle, der Kirche und dem Garten, von wo sie vielleicht ohne Sehnsucht das malerische Thal und die waldigen Hügel anblickte. Aber frühe schon war ihr Geist thätig, und, sei es daß eine von Natur lebendige Fantasie in dem ruhigen, betrachtenden Leben Nahrung fand und, Wirklichkeit und Dichtung verbindend, Bau auf Bau emporthürmte, oder daß der Herr, zu warnen und zu lehren in unruhvollen, bedrängten Zeiten, in ihr die Sehkraft der Propheten des alten Bundes wieder aufleben ließ: in der ungestörten Einsamkeit offenbarten sich ihr geistliche und weltliche Dinge, wie sie waren und noch geschehn sollten, und sie hatte nicht Rast noch Ruhe vor den Bildern, die ihre Seele erfüllten.

Anfangs wagte sie nicht kundwerden zu lassen, was in ihr vorging. Wenn auch geängstigt durch die sich immer wiederholenden Gesichte, durch die Stimmen, welche mächtig in ihrem Innern wiederhallten, suchte sie doch mit jungfräulicher Scheu und Zaghaftigkeit ihre gewaltige Aufregung zurückzudrängen, sich einzulullen in eine künstliche Ruhe. Aber der Geist in ihr war stärker als sie. Der fieberhafte Zustand, in dem sie sich fortwährend befand, zehrte ihr Kräfte auf; ihre Empfänglichkeit für alle äußeren Eindrücke wurde krankhaft gesteigert, und endlich sank sie, schwerleidend, auf das Lager hin, das sie in angsterfüllten Nächten mit heißen Thränen benetzte. Da konnte sie dem Drange ihrer Seele nicht widerstehen und entdeckte ihrem Beichvater den Zustand ihres Innern. Sie fühlte damit eine Centnerlast von sich abgewälzt: ihre Krankheit ließ nach, ihre Kräfte kehrten, wenn auch langsam, zurück. Noch während der Genesung theilte sie ihren Umgebungen einen Theil der Offenbarungen mit, die ihr gemacht worden waren und die wichtigsten Angelegenheiten in Gegenwart wie Zukunft von Kirche und Reich betrafen.

Der Ruf dieser Vorgänge verbreitete sich bald. Die Weissagungen der kranken Nonne, von der Niemand zuvor etwas wußte und die nicht über die Schwelle des abgeschieden liegenden Klosters hinausgekommen war, erregten überall das größte Erstaunen, um so mehr da man vernahm, wie fromm und heilig sie lebte. Aber auch damals schon fehlte es nicht an solchen, welche sie und ihre Aussprüche verlachten und Alles für die Ausgeburt einer überreizten Einbildungskraft und leere

Traumbilder ausgaben. Unterdessen war die Aebtissin Jutta gestorben, und Hildegard ward an deren Stelle gewählt. Die Menge der Novizen, welche auf dem Dissibodenberge in ihrer Nähe zu weilen verlangten, nahm so zu, daß bald kein Raum mehr vorhanden war, die Ankommenden aufzunehmen. Da faßte Hildegard den Entschluß, ein neues, großes Kloster zu bauen, und als sie darüber nachsann, welchen Ort sie zur Ausführung dieses Vorhabens wählen solle, gab ihr Gott den Gedanken ein, sich niederzulassen auf dem Rupertsberge bei Bingen. Sie gehorchte. Im Jahre des Heils 1148 stand ein stattliches Kloster auf der erkornen Stelle, durch die freundliche Theilnahme ihrer Verwandten und der ganzen Umgegend rasch gefördert. Dahin begab sie sich mit einem Theil der bei ihr lebenden gottgeweihten Jungfrauen.

Der Geist der sie erfüllte, fuhr fort zu ihr zu reden und ihr in einem mystischen Spiegel zu zeigen, was ihre leiblichen Augen nicht sehen konnten. Da wurde sie die Zerwürfnisse gewahr, welche, zwischen Papst und Kaiser entstanden, das römische Reich an den Rand des Abgrundes brachten. Sie verkündigte, wie Macht und Ehre sich mindern würden, Gehorsam und Unterthanentreue auflösen, Frömmigkeit und Zucht verschwinden. Die Kaiser würden mehr auf eigenen Vortheil bedacht sein als auf das Wohl des Ganzen, deßhalb würde das Volk sich abwenden und von ihnen trennen, Zwietracht würde entstehn und Frieden und Blüthe verderben, die guten Sitten würden untergehn in der allgemeinen Zerstörung, wobei auch die Kirche und der Glaube ver-

lieren müßten, und Alles leiden in einem unseligen Chaos. Des hohenstaufischen Hauses ganze traurige Geschichte stand vor Hildegard's prophetischem Geiste in Flammenzügen geschrieben.

Der unselige Streit, welcher damals die durch Schismen getheilte Macht der Kirche schwächte, verhinderte nicht, daß in der Christenheit Gedanke und Plan eines neuen Kreuzzugs sich entwickelten, Hülfe zu leisten den bedrängten Brüdern im gelobten Lande. Mancher mochte vielleicht in der Theilnahme an einem solchen Unternehmen Trost suchen für die Wehen der Zeit. Papst Eugen III., aus dem Orden der Cistercienser, hielt 1148 eine Kirchen-Versammlung in der alten Stadt Trier. Ihn begleitete sein Lehrer, Bernhard, Abt von Clairvaux, damals schon im Rufe der Heiligkeit stehend, welche später allgemein anerkannt ward. Die Welt hatte keinen begeistertern Gottesstreiter, keinen eifrigern Verfechter der Reinheit der Christuslehre: die Reinheit seiner Grundsätze und seines Wandels war männiglich bekannt, drum entschied sein Wort in den wichtigsten Angelegenheiten, welche Kirche und Staat betrafen. So lenkte er, in das Rheinland gekommen, auch diese Versammlung, an der eine Menge frommer und gelehrter Männer Theil nahmen.

Es war hier, wo die Weissagungen der Aebtissin vom Rupertsberg zur Sprache kamen. Ihre Schriften, welche sie ihren Mitschwestern dictirt, wurden geprüft; Abgeordnete wurden nach dem Kloster gesandt, um sich von der Wahrheit an Ort und Stelle zu überzeugen. Das Lob der Seherin war das einstimmige

Ergebniß und Urtheil. Der Papst, Bernhards Ermunterung folgend, schrieb ihr einen liebevollen Brief, in welchem er seine höchste Verwunderung über das Ereigniß ausdrückt, wie Gott in diesen Tagen neue Wunder geschehn lasse und so seinen Geist über sie ergossen habe, daß sie Geheimnißvolles sehe, begreife und verkünde, wie er von den glaubenswürdigsten Personen und aus ihren eignen Schriften vernommen. Er pries sie glücklich und ermahnte sie, die Gnade die in ihr sei, durch Demuth zu bewahren, weil der Herr den Stolzen entgegen, den Demüthigen aber geneigt sei, und fortzufahren, mit ihren Schwestern fromm zu leben nach der Regel des h. Benedictus.

Der Abt von Clairvaux begab sich nun selbst nach dem Rupertsberge. Von ihm erhielt Hildegard ein Gebetbuch, ein Messer und einen Ring mit der Umschrift: „Ich leide gern.“ Willig folgte sie den Eingebungen des heiligen Mannes. Ihr stilles Kloster verlassend, predigte sie in den Städten des Rheinlandes, in den Kirchen wie auf den öffentlichen Plätzen vor dem Volke, es ermahnend und ermunternd zur Theilnahme am Zuge nach Jerusalem. So gelangte sie nach dem Elsaß, nach Frankreich, selbst über die Alpen. Die, welche eben noch war wie das Kind, welches nie das Vaterhaus verlassen, fühlte nun den Muth in sich, aufzutreten als Mahnerin zu Buße und zum frommen Werke fremden Völkern.

Braucht es wohl gesagt zu werden, wie sehr mit jedem Tage Hildegards Ruhm wuchs, auch nachdem sie zurückgekehrt war in ihre enge Zelle; wie tausende von

Mächtigen wie Kinder ihren Rath und Beistand begehrten, wie man ihrem Wort und ihrer Lehre folgte in Dingen von der höchsten Wichtigkeit? Auf dem Rupertsberge fuhr sie fort, die ihr anvertraute Gemeinde zu leiten in gottseligem Wandel, während sie ihre Visionen und Offenbarungen, das Buch von der Erkenntniß des Weges zum Heil, vom Leben der Verdienste von den göttlichen Werken, ihre Gesänge und Homilien aufzeichnen und Sendschreiben an Friedrich Barbarossa und Papst Eugen, an Erzbischöfe, Prälaten und Gemeinden erließ. Und hier, ihre ächte, kindliche Gottesfurcht bewahrend, lebte und wirkte sie bis zu einem hohen Alter, als Mutter geliebt, als Lehrerin befolgt, als Heilige verehrt.

Der 17te September des Jahres 1179 war der Tag, an welchem die von Gott geliebte Frau diese Erde verließ. Tausende und wieder Tausende strömten herbei, die Leiche zu sehn. Sie ward in der Klosterkirche zur Ruhe bestattet. Nachdem im dreißigjährigen Kriege auch dies Gebäude wie so viele andere in Trümmer gesunken war (die Schweden verbrannten es im J. 1632) wurden Hildegards sterbliche Reste nach dem Kloster Eibingen gebracht, wo auf Veranstaltung des Kurfürsten von Mainz die Benedictinerinnen vom Rupertsberge eine Zuflucht fanden.

Der Mäusethurm.

Da wo, aus dem Strome unterhalb Bingen eine Reihe weißer Klippen gefahrdrohend emporragt, nur einen schmalen Raum, das sogenannte Binger-Loch, der Durchfahrt vorsichtiger Schiffer gestattend, wo von dem einen Ufer die Ruine Ehrenfels herüberschaut und unweit, auf dem andern, der schöne Rheinstein den Schiffer grüßt, erhebt sich inmitten der schäumenden Fluthen ein finsteres, halbzertrümmertes Gemäuer. Es ist der Hatto's-Thurm. Wie das Haus eines Bösen, wie das Denkmal eines ungeheuern Frevels erscheint er dem ergriffenen Beschauer, und wie rächende Geister, entsendet von der strengwaltenden Nemesis, umflattern zahllose Schaaren von Eulen und Fledermäusen die einsame Warte.

Mäusethurm nennt die Sage jenes Gemäuer, von welchem der Schiffer mit Grauen das Gesicht abwendet und betend hinüberlenkt, wo aus der Felswand des Ufers ihm, im heiligen Bilde der Noth-Gottes, Rath und Tröstung zuwinkt.

Einst lebte zu Mainz ein Erzbischof, Namens Hatto, dessen Herz rauh und hart war und unempfänglich gegen die Noth der Bedrängten. Um diese Zeit entstand am Rhein und rings in der Gegend eine große Hungersnoth, dergestalt, daß viele Menschen umkamen in solchem Jammer. Der Bischof aber, dessen Speicher gefüllt waren mit brodgebendem Korn, öffnete dieselben dem Wucher, aber nicht dem Bedürfniß der Armen seines weiten Sprengels.

Als nun die Noth seiner Unterthanen größer und größer wurde, liefen sie in Schaaren zusammen und flehten den gefühllosen Mann an um Erbarmen und Nahrung, und als dies umsonst war, murrten sie und stießen in ohnmächtiger Wuth Flüche aus über den Tyrannen. Und ob sein Herz nicht rege wurde von Mitleid, wurde es doch rege von Zorn, und er ergrimmte und schickte seine Schergen aus, die Murrenden zu fangen und sperrte sie in eine große Scheuer und ließ Feuer daran legen. Und als das Feuer die Unglücklichen ergriff und ihr Todesgeschrei herantönte an den Pallast, herauf an die Ohren des Unmenschen und derer, die mit ihm saßen an der üppigen Tafel, rief er in teuflichem Hohne: Hört ihr die Kornmäuslein pfeifen da unten?

Aber stille ward es unten und der Zorn Gottes glimmte auf aus der Asche der rauchenden Gebeine seiner gemordeten Kinder. Und die Sonne verhüllte ihr Antlitz, dunkel ward es im Saale und die entzündeten Kerzen vermochten die Dämmerung nicht zu verscheuchen, welche den finstern Mann von nun an umlagerte. Und siehe, es fing an sich zu regen im Saale, und aus allen Winkeln und aus den Ritzen des Fußbodens und zu den Fenstern herein und von der Decke herab krochen und liefen zahllose Schaaren nagender Mäuse und erfüllten alsbald alle Gemächer des Pallastes, und ohne Scheu sprangen sie auf die Tische und benagten die Speisen vor den Augen der erstaunten Versammlung. Und immer neue kamen hinzu, und die schnell getödtete Anzahl verdoppelte sich im Augenblick, und nicht die Brosamen blieben verschont auf der Tafel und nicht der Bissen, der zum Munde geführt wurde.

Da ergriff Furcht und Entsetzen Alle die dieses sahen, und alle Freunde und Anhänger, und seine Knechte und Mägde flohen die Nähe des Gottgeächteten.

Der Bischof aber, dem Zorne des beleidigten Himmels zu entrinnen wähnend, bestieg ein Schiff und fuhr den Rhein hinab bis zu jenem Thurme, welcher rings von den Wellen des Stroms bespült wird, wo er sich sicher wähnte vor seinen unersättlichen Peinigern. Aber Tausende krochen aus allen Wänden mit Gepfeife hervor; vergebens erstieg er, bebend vor Angst, stumm vor Entsetzen, die höchste Warte; — auch dahin folgten sie ihm und heißhungrig fielen sie den unmenschlichen Spötter an.

Blutige Spuren waren bald Alles, was von ihm geblieben, den der göttliche Zorn gerichtet.

Dieses ist die Sage von jenem einsamen Thurme mitten im Rheine.

Die sieben Wächter.

Kriegessturm tobte um den Rhein. Die Windsbraut hatte die schwarze Wolke, welche sich verderben-schwanger zuerst über den Wyschehrad gelagert, von Böhmens Fluren über Deutschlands gesegnete Auen gepeitscht; eingeäscherte Städte, verlassene Burgen, Trümmerstätten, wo Dörfer, Oeden wo blühende Felder gewesen, zeigten nach Osten und Westen, nach Norden und Süden den Pfad, den das Ungewitter, seiner Blitze sich entladend, in allen Richtungen kreuzend, genommen. Da war nichts als Zerstörung und Elend, als Brand und Verödung, als Todesfurcht und Glaubenshaß.

Wer hat nicht, aus dem milden, paradisischen Rheingau kommend, an Bingen vorüberfahrend, dessen Wohnungen und Thürme sich in Rhein und Nahe spiegeln,

den Mäusethurm bemerkt, von dem die Sage Erzbischof Hatto's grausige Geschichte berichtet? Einsam hebt sich die verlassene, kleine Veste aus der sie umtosenden Brandung, da wo der Strom von seinen grauen Felsenufern enger eingeschlossen wird, rechts, auf Klippen sich nistend, Burg Ehrenfels, links die Trümmer des Vautsbergs, den unsere Tage in mittelalterlichen Formen wiedererstehn sahen.

Ueber verderbendrohend Gestein hinweg wälzt sich die Fluth in ihrem geschmälerten Bette; vorsichtig lenkt der Schiffer den Nachen, um dem Strudel zu entgehen; kreischend schwirret ein Heer von Vögeln um den alten, verwitternden Thurm, den jede Welle wegzuspülen droht, der aber Jahrhunderte hindurch allen Trotz geboten hat.

Es war das Jahr 1639. Die Hälfte der Einwohner Bingens war geflohen oder vernichtet; von Klopp, der starken Burg, vom Ehrenfels wehte das Banner mit den drei Kronen des Nordlands, welches die Schaaren Herzogs Bernhards von Weimar dort aufgepflanzt hatten. Nur auf der Spitze des Mäusethurms flatterten noch die Kur-Mainzischen Zeichen. Sieben Krieger waren als Besatzung zurückgelassen worden: die Gefahr eines Angriffs, die isolirte Lage des Thurmes, sicherten sie eine Zeitlang, während die Burgen umher und die Städtchen in des Feindes Gewalt geriethen. Aber der Schwede konnte es nicht ertragen, sich von dem verächtlichen Rattennest, wie man's nannte, lange trotzen zu lassen.

Auf der damals noch mit Zinnen umgegebenen Warte saßen zwei der Wächter. Es waren alte, versuchte Krieger, rauh wie das Handwerk, in dem sie ergraut, gewöhnt an den Anblick des Blutes wie der Flamme: fest wie der Stein, welcher den Thurm trägt, und treu ergeben dem Herrn, der sie zu dessen Vertheidigung gesandt.

Vom Rheine war der eine, aus des Frankenlands grünen Ebenen der andere. Sonderbar hatte der Zufall auch die übrigen fünf zusammengewürfelt: jeder wußte eine andere Heimath zu nennen, aber eines großen Feldherrn Fahne hatte sie in wenigen Jahren vereinigt und durch des Krieges Wechselfälle waren sie endlich hiehergeführt worden. Als die Beiden da oben saßen und über die Wasserfläche hinwegschauten, und vom Tilly und Friedländer, von Magdeburgs Plünderung und der Lützener und Nördlinger Schlacht oft wiederholte Geschichten wieder erzählten, sahen sie's am Strande bei Bingen sich regen und bewegen.

Lanzen und Hellebarden schimmerten, Böte wurden gelöst, bewaffnet Volk stieg in sie hinein. Drei Fahrzeuge mit Kriegern gefüllt trieben den Rhein herab, indem sie das blau und gelbe Banner im Winde wehen ließen.

Der Führer der kleinen Schaar eilte, auf den Ruf der Beiden, die Wendeltreppe hinauf. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß es auf ihn abgesehen sei. Rasch ertheilte er seine Befehle. Die niedere, eisenbeschlagene Thür, welche in das Erdgeschoß führte, war immer verschlossen: sie wurde mit allem, was sich

auffinden ließ, von innen verrammelt. Drei der Wächter blieben unten, die vier übrigen besetzten die Platform. Die Fahrzeuge kamen heran; aus dem vordersten erscholl die Aufforderung, sich zu ergeben: ein Hagel von Steinen und Kugeln war die Antwort. Schon hatte man zwei der Böte befestigt; schon war ein Theil der Mannschaft auf die kleine Felseninsel gesprungen, welche den Thurm trägt.

Die Feldschlangen, welche die Schiffe mit sich führten, unterhielten ein fortwährendes Feuer gegen die Mauern. Donnernd fuhren Kolben- und Balkenstöße wider die Pforte an, mancher von den Angreifenden wurde durch die sicher berechneten Schüsse niedergestreckt, welche aus den Mauerpforten hervor, von den Zinnen herabpfiffen; manchen trafen die Steine, welche das eigene Geschütz losriß. Aber die feindliche Macht war zu überlegen; ein Theil des obern Geschosses stürzte in Trümmern herab, während das Gebälk zu brennen anfing; die Thüre konnte nicht länger widerstehen — sie erbebte, sie krachte, sie stürzte, und in wenigen Augenblicken lagen die Braven, die unten gestanden, blutend am Boden.

Wilder und heftiger noch entbraunte nun der Kampf im Innern. Der Raum war eng, schmal und steil die Treppe: mehr als ein Schwede büßte den Angriff mit dem Leben. Aber ein zweiter und dritter trat an die Stelle des Fallenden — die vier Krieger im Thurm hatten keine Verstärkung zu erwarten. Ihre Kraft schwand, ihre Wunden bluteten. Einer sank nach dem Andern: nur der Letzte stand noch, ein grauer Wallen-

steinischer Fußknecht. Wie Wetterleuchten fuhr sein Schwert im Kreise; über Feindes- und Freundesleichen hinweg gelang es ihm das Freie zu gewinnen.

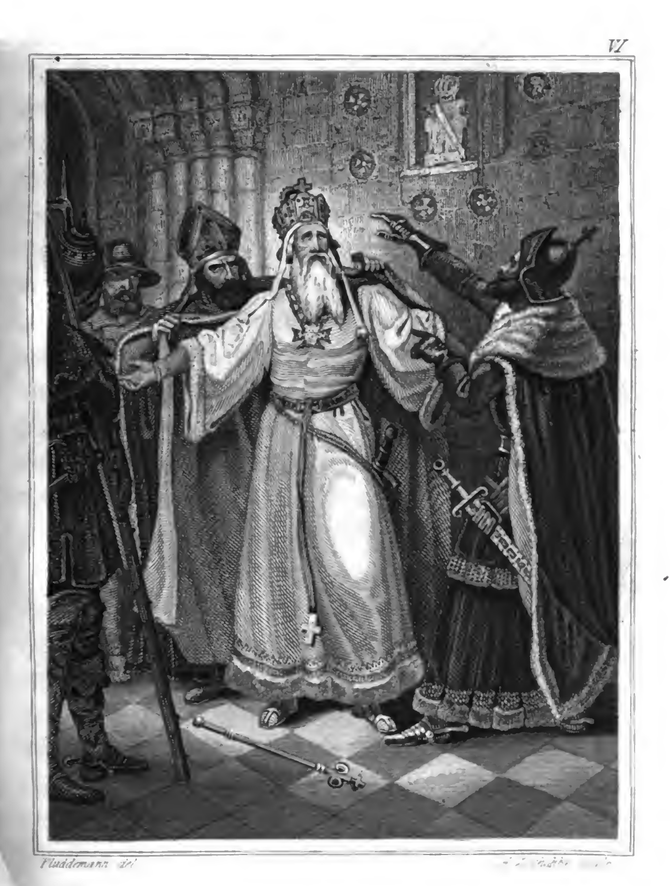
Nur eine Handbreit Felsenufer trennte ihn von der weißschäumenden Fluth. Drohend war sein Stahl noch den Feinden entgegengestreckt, welche einen Augenblick inne hielten, staunend über seine Tapferkeit, nicht wissend, was er zu beginnen denke. „Dein Leben ist gesichert!“ rief die Stimme des Führers. „Ergib dich.“ — Nichts von Ergebung! „war die Antwort.“ „Treu bleib' ich meinem Herrn und meinem Glauben.“ Und ehe sie noch den Angriff auf den Einzelnen erneuern konnten, warf er sich mit erhobenem Schwerte in die Fluth, und rauschend schlugen die Wellen über den Untersinkenden zusammen.

Heinrich IV. auf Klopp.

(Hierzu das Bild VI, erfunden von H. Plüddemann, gestochen von A. Zschokke.)

Wer hat nicht, in den Geschichten des deutschen Volks lesend, das trübe Schicksal Heinrichs des Vierten beklagt, das tausendfache Unheil beweint, welches er fast immer zur Unzeit hartnäckig oder nachgiebig, gutmüthig oder schwach, über sein Land, seine Anhänger und sich selbst heraufbeschwor? Von Jugend an irregeleitet und schlechtberathen, herrisch und unvorsichtig, zu seinem Unglücke einem Manne gegenübergestellt, dessen Charakter alle Eigenschaften vereinigte, welche dem Kaiser abgingen, war seine ganze Regierung eine ununterbrochene Kette von momentanem Sieg und fast anhaltender bittrer Demüthigung, von Kampf und Empörung, von Leiden und verrätherischem Undank von Seiten derjenigen, welche ihm vor allen Treue schuldeten.

VI



Plüddemann del.

Carlsruhe artist. Kunst-Verlag

Die unerhörte Schmach, welche der stolze Gregor seinem Gegner in der Burg zu Kanossa zugefügt hatte, wenn auch gerächt durch des Papstes nachmalige Niederlage, war nicht abgewaschen, nicht vergessen. Achtung und Vertrauen waren verloren, und schwer wiederzugewinnen. Am kaiserlichen Hofe selbst herrschte böser Unfriede, der älteste Prinz war von des Vaters Feinden gewonnen worden, als Gegner standen Beide sich gegenüber, bis den gedemüthigten Sohn ein früher Tod in der Stadt Florenz abrief. Da reizten sie auch Heinrich, den andern Prinzen, an dem der Kaiser stets mit der zärtlichsten Liebe gehangen, und den er im Dome zu Aachen hatte krönen lassen. Als er Alles versucht, den Bethörten zu Reue und Pflicht zurückzuführen, bot er den Heerbann gegen den Empörer auf, mit dem die Mehrzahl der geistlichen Fürsten und ein starker Anhang waren. Bei Regensburg, wo es zur Entscheidung kommen sollte, machte der Kaiser eine neue Erfahrung vom Unbestand der Menschen. Schnöde verließen ihn die Meisten der Seinen, und er sah nur in der Flucht sein Heil. Da traten die Fürsten als Vermittler des Streites auf, und sammelten sich in Mainz zu einem Reichstag, die Mehrzahl heimlich entschlossen, den alten Kaiser zur Abdankung zu nöthigen. Aber nun schien der junge Heinrich sein unchristliches Betragen zu bereuen. Als er vernahm, daß der Vater mit den Seinen am Rheine harrte, ging er ihm entgegen. In Coblenz trafen beide zusammen; sie umarmten sich und weinten, einander Vergessen und Gehorsam gelobend. Und so ritten sie vereint auf Bingen zu, wo

der Kaiser die Vorbereitungen zu seinem Einzuge in Mainz treffen sollte.

Auf einem Hügel dicht hinter Bingen auf dem Dreieck, das Rhein und Nahe bilden, liegt die einst sehr starke Burg Klopp, aus einem Römercastell entstanden, welches Drusus Germanius zum Schutze des Grenzstromes anlegte. Mauer und Thürme sind nun in Trümmer gesunken, ein freundlicher Garten umgibt die einmal für unüberwindlich gehaltene Veste, zu welcher der Wanderer hinansteigt, sich an der herrlichen Aussicht über den anmuthigen Rheingau und das düster pittoreske Rheinthal, über das alte Bingen und die fruchtbare Niederung zu ergötzen, durch welche die Nahe von Kreuznach herbeiströmt.

Das nämliche wundervolle Rundgemälde, statt der moosbedeckten Ruinen unsrer Tage auf fernen und nahen Hügeln mit zinnenbewehrten Thürmen und hohen Mauren geschmückt, lag am Weihnachtstage im Jahre des Herrn 1105 vor einem Manne ausgebreitet, der aus dem schmalen spitzbogigen Fenster eines Gemaches auf Klopp über Stadt und Strom hinwegschaute, unempfindlich für den Reichthum und die Schönheit der ihn umgebenden Natur, die jetzt, ernst und düster in ihrem Winterkleide mit der Farbe seines Gemüths übereinstimmte. Leiden und Mühseligkeiten schienen mehr denn das Alter sein Haar gebleicht zu haben, gebeugt aber noch imponirend war seine Gestalt; noch nicht erloschen der Glanz des kühnen Auges. Aber dies Auge war

nun durch bittre Thränen verdunkelt. Es war Heinrich der Vierte. Statt in Mainz auf dem Reichstage zu sein, saß er auf Klopp: die Stimme der Natur im rauhen Busen unterdrückend, hatte sein Sohn ihn dort verrätherisch eingeschlossen, fürchtend, die Mainzer würden sich zu Gunsten des alten Kaisers erklären, welchem sie immer mit Liebe angehangen hatten, und das Werk des Kronenraubs hindern, das er im Sinne trug. Durch List hatte er, Reue heuchelnd, den Vater auf die Burg gelockt. Die kummervollen, strafenden Worte, mit welchen dieser ihn beim Scheiden angeredet, blieben ohne Eindruck; die wenigen treuen Gefährten, welche ihrem Herrn gefolgt waren und sich der unnatürlichen That widersetzen wollten, ließ er vor seinen Augen durch die Ueberzahl der Seinigen gewaltsam zu Boden werfen, fesseln und mißhandeln, und in das Burgverließ bringen. —

Nicht lange hatte der Kaiser so gesessen, seinen trüben Gedanken hingegeben, so vernahm er Trompetenklänge und Roßgewieher in den engen Gassen des zu seinen Füßen liegenden Städtchens, es regte und rührte sich unten von Rittern und Reisigen, und Alles schien auf die Ankunft hoher Gäste zu deuten. In diesem Augenblick ging die Pforte des Gemaches auf, und der an derselben Wache haltende Krieger trat leise ein, scheu nach allen Seiten sich umsehend. Was willst Du? frug Heinrich; „Was soll das Getöse bedeuten, das ich da unten im Orte vernehme? — Die geistlichen Fürsten sind's, Herr Kaiser, man sagt, sie seien gekommen, Euch zu nöthigen, die Krone niederzulegen,

auf daß Euer Sohn sie trage. Verrathet mich nicht, Herr, ich kann Euch einen Weg zur Flucht zeigen, der Euch sicher aus der Burg hinweg führen wird."

Das Gefühl seiner Würde erwachte von Neuem in dem mishandelten Herrscher. „Ich fliehe nicht," sagte er, entschlossen sich erhebend. Sie mögen kommen, sie werden's nicht wagen, die Räuberhände an ihren Kaiser und Herrn zu legen, — aber wer bist Du, welcher da, wo ich es am wenigsten erwartete, sich als Helfer und Retter dem anbietet, welchen alle Welt verläßt?

„Noch ein Jüngling, war ich zu Worms gegenwärtig, als man vor vielen Jahren Euch das Ritterschwert umhing, und damals gelobte ich mir, Euch zu folgen auf Euren Lebenspfaden, wie es mir auch immer ergehen möchte. Als gemeiner Fußknecht diente ich unter dem Zähringer, als ihr vor den empörten Sachsen aus der Harzburg flohet. Ich schlug mit Euch die Merseburger Schlacht gegen den Pfaffenkönig, da nahmen sie mich gefangen, und nach langen Drangsalen war ich genöthigt, mich vom Mainzer anwerben zu lassen. Aber ich halte doch fest an der dem rechtmäßigen Kaiser gelobten Treue."

Eine Thräne benetzte das Auge des Greises, an welchem diejenigen meineidig geworden, welche ihm zunächst standen, welche durch Bande des Blutes an ihn gefesselt waren. „Ich danke dir," sagte er nach einigem Besinnen, „bewahre mir deine Ergebenheit, vielleicht kommt sie mir noch zu gute in diesen Nöthen." Mit diesen Worten trat er in ein Nebengemach, dessen Thüre er verschloß. Bald darauf hatte der Burghof

sich mit Volk angefüllt, schwere Schritte und Sporngeklirr erschollen auf der steinernen Treppe. Von ihren Räthen und mehrern Rittern begleitet, traten die Erzbischöfe von Mainz und Köln in den Saal, sie hielten es nicht für nöthig Einlaß zu begehren bei dem, dessen einst heilig geachteter Würde Hohn zu sprechen sie gekommen waren. Sie sahen sich um. Heinrich war nicht zugegen. Da ging die Nebenthür auf und vor ihnen stand der, welchen sie suchten. Der Kaisermantel wallte von seinen Schultern herab, die Krone Carls des Großen schmückte sein greises Haupt, seine Rechte hielt das goldene Zepter des Reichs, um seine Lenden war das schwere Kaiserschwert gegürtet, mit entschlossener Haltung und Miene trat er den Ankömmlingen entgegen, die im ersten Moment der Ueberraschung scheu vor des Kaisers Majestät zurückwichen.

„Was willst Du hier, Ruthard von Mainz, — was kommst Du zu suchen, Erzbischof von Köln? frug Heinrich die Eingetretenen. Betroffen schwiegen sie einen Augenblick, aber der Mainzer, allen Groll zusammenfassend, welchen er Jahrelang gegen den getragen, welchem er nun gegenüberstand, und zu dessen Verderben, wie des Sohnes Empörung er das Hauptwerkzeug gewesen, sammelte sich bald. Wir sind gekommen, Euch abzufordern, was Euch nicht mehr gehört. Heinrich der Fünfte ist unser König durch Recht und Wahl, ihm legten wir den Eid der Pflicht ab. Erstattet ihm, was ihr nicht ferner tragen dürft, ihr, den die Kirche aus ihrer Gemeinschaft gestoßen."

Bei diesen Worten streckte er die freche Hand nach dem Mantel aus, der von des Kaisers Schulter herabsank, während die am Eingang des Saales und auf der Treppe stehenden Ritter den Ruf: „Es lebe unser König, Heinrich der Fünfte" erschallen ließen, welches aus dem Burghofe hundertstimmig wiederholt wurde. Da verließ den mißhandelten Greis die Entschlossenheit, die er eben noch mühsam gemustert; stumm und ohne Klage ließ er es geschehen, daß man ihn der Insignien der Reichswürde beraubte, daß die Diener der Kirche frevelnd die Hand an ihn legten." —

Bald nach diesem unwürdigen Auftritt, welchen die Geschichte gerne mit dem Schleier des Vergessens bedecken möchte, ward der willenlose Monarch nach dem nahen Ingelheim abgeführt und die prächtige Pfalz Carls des Großen sah das traurige Schauspiel der Erniederung dessen, welcher auf dem Throne jenes Starken und Mächtigen gesessen. Als Heinrich auf dem Wege dahin sich einmal umsah nach denen, welche ihn begleiteten, bemerkte er unter ihnen auch den Reisigen, der Wache gehalten an seiner Thür zu Klopp. Als er nicht lange darauf noch einmal Deutschland aufrief zu seinem Beistand gegen den unnatürlichen Sohn, begleitete dieser ihn auf der Flucht vom Orte seiner Gefangenschaft.

Brömser und Gisela.

Kein Ort des Rheingau's vereint die Reize der malerischen Lage mit den redenden Zeugen einer thatenkräftigen Vorzeit, wie Rüdesheim. An den Berg gelehnt, welchen Carl der Große zu Ingelheim, sein Frühlingslager haltend, mit Frankreichs Reben bepflanzte, und von dessen Gipfeln der Blick ein Panorama umfaßt, das italisch-germanischen Charakter an sich trägt, prangt es noch mit seinen vier Burgen und seinem fränkischen Saalhof, und erinnert, nicht blos durch Sage und Namen, sondern durch Denkmale vergangener Jahrhunderte, an jene Familie der Brömser, die aus dem Lilienzweige der Herren von Rüdesheim entsprang. Geschichte und Tradition scheinen sich das Wort gegeben zu haben, schwesterlich zum Ruhme dieses Namens beizutragen.

Es war die Zeit, als zu Speyer Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte; viele Ritter und Volk gehorchten den Worten des frommen Mannes, und waren bereit, ihr Leben und Gut zur Befreiung der heiligen Erde aufzuopfern, wo der Erlöser gewandelt und das herrliche Werk der Erlösung vollbracht hatte. Hans Brömser war einer der ersten unter denen, welche das rothe Kreuz auf ihren Mantel hefteten. Schmerzlich war ihm der Abschied von seiner lieben Tochter, — sein Weib hatte er schon verloren — aber ihn ermunterte der Gedanke, daß er für die Ehre des christlichen Glaubens streite. Manch Abentheuer wurde erlebt, ehe der Fuß der kriegerischen Pilger den heiligen Boden Palästina's berührte; bald mußten die Sarazenen die kräftigen Schläge der Deutschen empfinden; aber vor Allen zeichnete sich Brömser durch Tapferkeit aus, und sein Name ward unter den Franken geehrt, und gefürchtet von den Ungläubigen.

Nahe bei dem Lager der Christen lag eine Felsenhöhle. In ihr sprudelte eine kühle Quelle, welche die Krieger mit frischem Wasser versah. In dieser Höhle hatte sich aber seit einiger Zeit ein Lindwurm gelagert, Jedem Tod drohend, der dem Borne nahete, um sich an seinem Strahl zu laben. Niemand wollte ferner zur Quelle hingehen, und ein drückender Wassermangel trat im Lager ein. Der Herr von Rüdesheim sah die Noth der Seinen und erbarmte sich ihrer; in Stahl gehüllt schritt er in Christi Namen zur gefürchteten Höhle. Kaum ward der Wurm einen Menschen gewahr, so erhob er sich mit Zischen und fuhr mit weit geöffnetem

Rachen auf den Ritter zu, um ihn zu packen. Doch Brömser war des Angriffs gewärtig: im Augenblick saß die Klinge dem Unthier im Nacken, und als es heulend zurücktaumelte, da stieß er ihm sein Schwert in die Weichen; zwei Streiche, und das Lager war von seinem Schrecken befreit: zuckend lag der Drache in seinem Blute. Kaum aber hatte der Tapfere sein Schwert gereinigt, da überfiel ihn, aus einem Hinterhalte hervordringend, ein Haufen Ungläubiger. Der vorderste, der auf Brömser eindrang, stürzte sogleich, von seinem Stahl getroffen, zu Boden, und schon war das Schwert gegen einen andern gehoben, als er von hinten mit einer Schlinge niedergerissen, geknebelt und im Triumphe einem nahen Schlosse zugeführt ward, auf dessen Zinnen der Halbmond den Kreuzherren Trotz bot.

Da saß nun der Held in Ketten, in seinem traurigen Kerker, mußte den aus der Ferne zu ihm dringenden muthigen Schlachtruf seiner Freunde hören, und hier in unthätiger Ruhe durch das Gitterfenster den Tapferen zusehen, an deren Spitze er zu streiten gewohnt war. Unmuthig und seufzend wandte er sich ab und empfand um so lebhafter alles Elend der Gefangenschaft, je glühender in ihm der Durst nach Thätigkeit war. Er streckte sich auf sein hartes Lager hin, um im Schlafe Ruhe für sein unruhig pochendes Herz zu finden: es ward ihm gewährt, aber nur noch mehr regten ihn Traumbilder auf. Gisela, seine heimgelassene Tochter, stand vor ihm, hob die frommen, blauen Augen bittend zum Himmel, und streckte sehnsüchtig die Arme nach dem geliebten Vater aus. Brömser erwachte, aber mit

ihm auch die Sehnsucht nach dem theuren Heimath-strande, und in heißer Aufwallung that er das Gelübde, dem Himmel seine einzige Tochter zu weihen, wofern ihn Gott aus dieser Noth befreite und ihn an den schönen Rhein zurückführte. Und Gott erhörte ihn. Mit dem Dämmern des jungen Tages erstürmte das Christenheer das stolze Schloß und Brömser war gerettet.

Wer ist der Pilger, mit Stab und Muschelhut, der betend und singend, rüstigen Schrittes vorwärts schreitet, der die lombardische Ebene schon hinter sich gelassen hat, und von ewigem Eise umringt den Saumpfad herabsteigt, welcher über des Gotthard's Höhen ins Schweizerland führt? Gesenkt ist sein Haupt, aber nicht vom Alter, — lebendig ist das Auge, dunkelgefärbt Antlitz und Hände, wie bei Einem, der lange unter des Südens Sonnenstrahlen gewandelt. Hans Brömser ist's. Sehnsucht hat ihn nicht länger im Morgenlande gelassen — an der Alpen Schnee erkannte er die Heimath wieder, und bald begrüßte er an des Breisgau's Grenze den Rhein, an den die Erinnerungen eines ganzen Lebens ihn fesselten. Und als er am stolzfluthenden Strome die Burg seiner Väter erblickte, da wallte sein Herz über, er sank an's Ufer hin und benetzte es mit heißen Thränen, und dankte Gott mit vollem Herzen, daß er ihn wieder zur Heimath geführt. Der Drang der Gefühle ließ ihn nicht rasten: er stand auf und näherte sich seiner Burg, und gewahrte auf dem Söller eine Jungfrau, welche über den Strom und die im duftigen Gold der Abendsonne schimmernde Land-

schaft hinblickte; ihr weiches, blondes Haar ward vom kosenden West gewiegt, der mit ihrem weißen Schleier spielte. Es war Gisela: die Knospe hatte sich zur blühenden Rose entfaltet. Der Pilger trat in den Burghof: man erkannte ihn nicht, denn sein tief auf die Brauen gedrückter, breitgeränderter Hut und sein langer Bart veränderten ihn, und mancher Frühling war seit seinem Scheiden verflossen; er verlangte zum Schloßherrn geführt zu werden — man erwiderte ihm, der sei zum heiligen Grabe gewallt und Niemand daheim, als dessen einzige Tochter. Vom Hausmeister geleitet, stieg er die hohe steinerne Treppe hinan, schritt durch den Saal, den die Rüstungen und Kampfpreise seiner Väter füllten und sah bald sein Kind vor sich. Im Augenblicke, wo sie sich nach dem Kommenden umwandte, riß er seinen Hut ab — „Gisela!" — ein Schrei — und sie lagen sich in den Armen.

Der erste Rausch, die erste Wonne des Wiedersehns war vorüber. Der Ritter eilte durch alle Gemächer seiner Burg, freute sich beim Wiederbegrüßen der treuen Diener, die er in ihr zurückgelassen, beim Wiedersehen der Gegenden und Orte, deren Bild unvergänglich seiner Erinnerung eingeprägt blieb. Erst jetzt konnte er die nöthige Ruhe gewinnen, die stürmischen Gefühle meistern, um sich mit seinem Kinde zu besprechen, von Allem, was sich während der langen Trennung mit ihr, mit ihm ereignet hatte. Aber auf beiden Seiten schien ein gewisser Zwang die willige Hingebung, das rückhaltlose Vertrauen zwischen Vater und Tochter zu hindern. War es das Fremdwerden

das jahrelange Abwesenheit selbst befreundete, liebende Herzen im Augenblick des Wiedersehens empfinden läßt — entsprang es aus andern Gründen — ein Etwas schien bei Beiden den vollen Erguß ihrer Empfindungen störend zu hemmen.

Als sie so da saßen, auf das Treiben der Bewohner des noch ärmlichen Städchens, auf die Nachen und Frachtschiffe blickend, welche am Hatto's Thurme den Zoll für die Rheinfahrt entrichteten, welchen zu jenen Zeiten jeder Herr einer Handbreit Landes verlangte, bog plötzlich in scharfem Trabe ein Roß um die Ecke der Burgmauer; im innern Hofe angelangt, schwang sich ein junger Ritter aus dem Sattel und war bald auf dem Erker, wo die Beiden sich befanden. Er wollte auf Gisela zueilen — ihre zaghafte Verwirrung, der drohende Blick des Mannes, der neben ihr saß und in demselben Moment aufstand, fesselten seinen Fuß an den Eingang. Gisela faßte sich. „Es ist der Ritter von Falkenstein, mein Vater" sagte sie, während der betroffene Jüngling näher trat. Brömser empfing ihn kalt — er ahnte, was ihn herführe, er sah Gisela's Erröthen, und die Erinnerung an das, was er in der Stunde der Trübsal dem Himmel gelobt hatte, stand lebhaft vor seiner Seele. Nicht minder überrascht und geängstigt war der Falkensteiner, der nichts von des Alten Rückkehr wußte; — nur kurze Zeit währte die Unterhaltung, das Mädchen getraute sich keine Silbe an ihn, er keine an sie zu richten — und wortkarg und unfreundlich entließ Brömser den unwillkommenen Besucher.

„Gisela," begann ernst der Vater, nachdem der letzte Hufschlag des sich entfernenden Rosses verklungen war, „was wollte der Ritter hier?" Sie antwortete nicht. „War er häufig auf der Burg? — Gisela, mein Kind," sagte er milder, ihre Hand nehmend, „fasse Vertrauen zu deinem Vater und gib Antwort auf seine Fragen. Wie konntest Du, wie konnte die Pflegerin deiner Jugend, der ich dich bei der Abreise anvertraut, dies gestatten?" Da ermannte sie sich und beschloß die Wahrheit zu gestehen. „Zürnet mir nicht, Vater," sprach sie. „Alles will ich euch bekennen. Oft sah ich Otto, als ich noch halb Kind war — er ist edel und ritterlich. Alle wollen ihm wohl: sollte ich's nicht —" fügte sie erröthend hinzu, „wenn ich aus eines Jeden Munde sein Lob vernehme?"

Brömser war aufgestanden; eine heftige Bewegung kämpfte in seinen Zügen, in denen sich der Streit zwischen Rührung und der starren Härte spiegelte, welche durch ein langes Leben im wüsten Waffenhandwerke seinem Gemüthe eigen geworden.

„Gisela," sprach er strenge, „du darfst den Falkensteiner nie wiedersehen: von einem Verhältnisse zwischen dir und ihm kann nicht die Rede seyn." — „Vater, Vater! sprich das harte Gebot nicht aus," lallte die Erschrockene; „Otto ist mein Verlobter!"

Ein „Ha!" und eine krampfhaft geballte Faust waren die ganze Antwort. Aber bald meisterte er, obgleich mühsam, seine Leidenschaft und zwang sich, im Innern kochend, zu scheinbarer Gelassenheit und Ruhe. „So viel wagtest du ohne mich, ohne mein Beisein!"

fuhr er mit angenommener Kälte fort. „Es thut mir leid um dich, aber du selbst hast dir die Folgen zuzuschreiben. Du bist nicht mehr frei: eine höhere Fügung hat dein Schicksal bestimmt. Von Kerkernacht umfangen, von der Rache der Ungläubigen bedroht, gelobte ich, dich dem Himmel zu weihen, wenn ich meine Freiheit wieder erlangte. Gott erhörte mich — dein Schicksal ist unwiderruflich bestimmt.“ Da warf Gisela sich zu des Ritters Füßen, und umklammerte seine Kniee. „Vater,“ schluchzte sie, „willst du nicht, daß ich Otto's Gattin werde, so gönne mir nur ein Kämmerlein in deiner Burg. Hier, wo du mich auf deinen Armen trugst, hier will ich dich in deinem Alter pflegen; nur stoße mich nicht von dir: in den öden Klostermauern muß ich vergehen!“

Da hielt Brömser sich nicht mehr — die flehenden Worte waren für ihn verloren, der Widerspruch reizte den Heftigen. „Wähle das Kloster, in welchem du den Schleier nehmen willst; des Vaters Fluch würde die Ungehorsame treffen.“ Mit diesen Worten verließ er den Erker; betäubt sank die Unglückliche auf den Boden nieder. Als sie wieder zu sich kam, war ihr Geist verwirrt — wie ein drohendes Gespenst stand das Bild des Klosters vor ihr, sie konnte nicht ertragen, dem geträumten süßen Lebensglück auf immer entsagen zu müssen. Wie Wahnsinn ergriff sie der Gedanke. — Dunkel umgab sie, Nacht erfüllte ihr Gemüth, erschreckend schwebte der Fluch ihr vor. Unten hörte sie das dumpfe Brausen des Flusses, mit dem der Donner zusammenstimmte, der schon lange leise um das Gebirge rollte; es erfaßte sie

ein kalter Todesschauer, sie wollte ihrer Qual entfliehen, und stürzte sich von der Höhe in die Fluth des Rheines, die schäumend über ihr zusammenschlug. Brömser sieht in der Dämmerung ein weißes Gewand flattern und hört einen schweren Fall im Wasser; eine furchtbare Ahnung ergreift ihn; den Namen seiner Tochter rufend, eilt er auf den Erker, und gewahrt beim Wetterleuchten eine weiße Gestalt, welche von der Strömung getrieben wird. „Gisela! Gisela!“ Wind und Brandung überstimmten seinen Angstruf, dem nur der Donner Antwort gab.

Gram und Gewissensbisse ließen dem einst so kräftigen Manne keine Ruhe mehr und nagten an seinem Leben: überall schien ihn der Geist seiner unglücklichen Tochter zu verfolgen, und ihn des Mordes anzuklagen. Zur Sühne gelobte er ein Gotteshaus zu bauen; aber mehrere Fehden, in die er sich absichtlich verwickelte, um im wilden Schlachtengedräng Linderung für sein gequältes Gewissen zu suchen, ließen ihn seinen Vorsatz auf lange verschieben. Einst lag er in tiefem Schlummer in seinem Bette, da erschien ihm im Traume der Lindwurm, den er in Palästina erlegt; drohend, wie vor Jahren, war des Unthiers Rachen gegen ihn geöffnet, aus dem die gespaltene Zunge gierig hervorschoß; aber in verklärtem Scheine schwebte Gisela's Gestalt in das Gemach, hob die Linke drohend gegen den Drachen, daß er alsobald entwich. Wehmüthig blickte sie den schlafenden Vater an, und wie ein Frühlingnebel war die Erscheinung in Nichts zerflossen. In demselben Augenblick fielen mit dumpfen Geklirr die Sklavenketten, welche

Brömser einst in Palästina getragen und von dort mitgebracht hatte, von der Wand. Zitternd vor Schrecken fuhr Brömser aus dem Traume empor. Das Morgenlicht sah durch das kleine Fenster herein: kaum hatte er über den wunderbaren Traum nachgedacht, so wurde gepocht, und einer seiner Knechte brachte ihm ein kleines unscheinbares Bild des Gekreuzigten. Als dieser nämlich auf dem Felde gepflügt hatte, scharrte der Ochse etwas aus dem Grund: es war ein Christusbild, und der Mann betheuerte hoch und theuer, es habe nach Hülfe gerufen. Brömser erinnerte sich nun wieder seines Gelübdes, und sah das Wunder als eine Ermahnung an, es zu vollführen. Auf derselben Stelle im Walde, wo der Auerochse das Cruzifix gegraben, ließ er eine Kirche nebst einem Kloster bauen, und nannte es Noth Gottes, und von ferne und nah wallten Pilger zu dem wunderthätigen Gnadenbilde.

Kapuzinermönche bewohnten Jahrhunderte lang das nun entweihte einsame Kloster, das nicht ferne von dem weinreichen Aßmannshausen am Walde liegt. Frommen und Neugierigen zeigten sie dann die verknöcherte Zunge des Ungeheuers, das der heldenmüthige Stifter im gelobten Lande erlegt und die Ketten, welche er während seiner Gefangenschaft getragen hatte.

Karl und Elbegast.

Ingelheim d. i. Engelheim, woselbst Karl d. Gr. eine Pfalz hatte, deren Glanz und Pracht die Zeitgenossen nicht genug zu rühmen wissen, verdankt seinen Namen nachstehender wunderbaren, und wie der Dichter der Historie van Koninkende van Elegast *) versichert, ganz wahren Begebenheit, zu deren historischem Verständniß hier nur vorausgeschickt werden möge, daß sich, wie Alberich in seinem Chronikon zum J. 788 erzählt, unter Anführung Harderichs (in der vorliegenden Sage Eggerich genannt) gegen König Karl eine mächtige Verschwörung der Austrasier bildete, nach deren Entdeckung (durch die Erscheinung eines Engels herbeigeführt) viele verstümmelt oder verbannt wurden. —

*) Die vorliegende Sage ist eine freie, jedoch möglichst getreue Bearbeitung dieses altniederländischen Gedichtes, nach der Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben im 4ten Theile der **Horae Belgicae**.

Es war an einem Abend, als König Karl zu Ingelheim am Rhein, woselbst er Hof hielt, sich niedergelegt und eben einzuschlafen begann. — Da erschien ihm ein heiliger Engel, weckte ihn mit süßen Worten und sprach: „Steht auf edeler König, legt eiligst euere Kleider an, waffnet euch und geht stehlen; also befiehlt euch Gott, der im Himmelreich Herr ist; noch in dieser Nacht müßt ihr stehlen, wofern ihr nicht Thron und Leben verlieren wollet; darum nehmet euern Speer sammt euerm Schilde, besteigt eiligst euer Roß und säumet nicht.“ Diese Rede befremdete den König gar sehr; weil er aber Niemanden sah, so wähnte er geträumt zu haben und kehrte sich nicht weiter daran. Da sprach der Engel abermals: „Steht auf, Karl, und geht stehlen, also befiehlt euch Gott durch mich; anders verliert ihr euern Leib.“ Mit diesen Worten schwieg er. Der König aber war noch mehr bestürzt als das erste Mal und dachte bei sich: Was ist's wohl, das dies Wunder meint? Ist es das Drücken des Alps, das mich quält und solches Phantom erzeugt? — Du himmlischer Herr, was sollte mir noth thun zu stehlen? Ich bin so reich, kein Mann auf dem Erdboden, weder König noch Graf, ist so reich an Gut und Hab, alle müssen mir unterthan sein und zu meinen Diensten stehen. Mein Land ist so groß, man findet nirgends seines Gleichen, und rings ist es mein eigen, bis hin nach Köln an dem Rhein und fort bis Rom hin gehört alles dem Kaiser; ich bin Herr, mein Weib ist Herrin, im Ost bis zur wilden Donau, im West bis zur wilden See, dazu habe ich Gallizien und das

Land Hispanien, das ich selber mir gewann mit meiner Hand und die Heiden daraus vertrieb; was sollte mir noth thun zu stehlen! Warum entbietet Gott mir solches? Ungern breche ich sein Gebot; aber ich vermag es kaum zu glauben, daß Gott mir die Schande zugedacht, daß ich anfangen solle zu stehlen. — Während er noch so lag und hin und her, fort und zurück dachte, befiel ihn wieder der Schlaf, so daß er ein Weniges die Augen schloß. — Da begann der Engel wieder: „Wollt ihr Gottes Gebot überhören, Herr König, so ist es um euch geschehen; es wird euch an euer Leben gehen; thut also befohlener Maßen und geht stehlen und werdet ein Dieb. — Habt ihr auch jetzt darob großes Ungemach, so wird es doch nachmals euch lieb seyn.“ Mit diesen Worten fuhr der Engel von dannen, und Karl sprach bei sich: Gottes Gebot, sein Wort, will ich nicht außer Acht lassen; ich will Dieb werden und bringt es auch Schande und sollt' ich auch hangen bei der Kehle. Gleichwohl hätte ich viel lieber, daß mir Gott nähme, was ich von ihm zu Lehen habe, beides Burg und Land, und ich müßte mich nähren mit Schild und Speer, wie einer, der nichts hat und auf Abenteuer lebt; das wäre mein Wunsch eher, dann daß ich nun muß stehlen gehen sonder einiges Zögern, so ich nicht Gottes Huld verwirken soll. Nun, ich muß mir ein Herz fassen. Ich wollte, ich wäre unbemerkt aus dem Pallaste und kostete es mir sieben der schönsten Burgen auf dem Rheine. Was soll ich nur den Rittern und Herren sagen, die hier liegen in den Gemächern, daß ich in dieser düstern Nacht, allein, ohne

Kaufmann läßt er das Seinige; allein Niemand anders ist sicher vor ihm. Bischöfe, Kanoniche, Aebte, Mönche und was nur Pfaffe heißt, kömmt, wo er dergleichen ertappen kann, übel weg. — Er hebt sie aus dem Sattel, daß sie auf die Heide fallen und nimmt sich alsdann Maulthier und Pferde, Gold, Silber, Kleider und Alles, was sie mit sich führen. So hält er ringsum Jagd auf die reiche Beute. Seine List ist mannigfaltig. Niemand kann ihn fahen, obgleich Mancher deshalb Alles aufgeboten hat. — Ich möchte in dieser Nacht wohl sein Geselle seyn. „O Herr Gott, hilf mir dazu!" Mit diesen Worten ritt der König weiter und hörte nicht, wie ein Ritter angesprengt kam, der ihn einholen zu wollen schien. Schwarz waren dessen Waffen wie Kohlen, schwarz war Helm und Schild, schwarz der Panzerrock, schwarz war das Roß, darauf er saß; auch kam er einen sonderlichen Pfad quer durch den Wald geritten. — Als der König ihn auf sich zukommen sah, segnete er sich und war in Furcht, denn er wähnte, es wäre der Teufel, weil er so schwarz war, und befahl sich dem allmächtigen Gott. Gehe es mir schlimm oder gut, ich muß das Abenteuer bestehen; jedoch weiß ich im Voraus, es ist der Teufel und Niemand anders, denn wäre es von Gott, so wäre es nicht so schwarz; Alles ist ja schwarz, Pferd und Mann. Ich fürchte, es nahet mir Unheil und bitte Gott, daß er wache, damit dieser mir nicht schade." Der schwarze Ritter aber, als er den König näher kommen sah, dachte in seinem Sinne: „Der ist verirret hier und hat seinen Weg verloren; ich will das von

ihm hören; er soll aber seine Waffen lassen, die dem Anschein nach die besten sind, so ich in sieben Jahren gesehen; sie leuchten wie der Tag von Steinen und Gold. Von wannen kam er in den Wald? Der ist kein armer Mann, der solche Waffen trägt und solches Roß reitet, so stark und schön von Gliedern." Als sie nun zusammen trafen, ritten sie ohne Gruß einander vorbei, der eine besah den andern wohl, allein sie sagten kein Wort. Der mit dem schwarzen Roß hielt, sobald er beim König vorbei war, stille und dachte bei sich: „Wer mag der wohl sein, daß er mich nicht grüßt, da er mir begegnet und um kein Ding nicht fraget. Ich glaube, daß er auf bösen Wegen ist. Wäre ich dessen sicher, daß er käme um zu spioniren, daß er mich oder die Meinen in Leid bringen wollte beim König, dessen Gunst ich verloren: er möchte die Nacht ohne Schaden mir nicht entkommen. Was hätte er nöthig hinter Busch und Strauch zu jagen, wenn er mich nicht suchte? Bei dem Herrn, der mich erschaffen! er entreitet die Nacht mir nicht; ich werde seine Stärke prüfen; ich will ihn sprechen und kennen lernen, und mag er sein wer er will, ich will sein Roß gewinnen und was er an hat und ihn mit Schimpf und Schande nach Hause schicken, den Dummbart! Hiermit warf er sein Roß herum, und folgte dem König nach. Sobald er ihn eingeholt, rief er laut: „Halt, Ritter! wohin reitet ihr? ich will wissen, was ihr hier sucht und jagt und zu schaffen habt? Eher entreitet ihr mir nicht von hier und wärt ihr noch so kühn und noch so versteckt euere Sprache; berichtet es mir, ihr thut wohl daran.

Ich will wissen, wer ihr seid und wohin ihr reitet um diese Zeit, und wie euer Vater heißt; ich kann es euch nicht erlassen." Da antwortete der König: „Ihr fraget mich so manches Ding, daß ich nicht weiß, wie euch berichten. Lieber will ich, daß wir fechten, dann ich es euch gezwungen sagte. Wahrlich, ich hätte viel zu lange gelebt, wenn mich ein Mensch zwingen sollte, von Dingen, die ich nicht wollte, zu berichten, um meinen Leib zu wahren. — Geh es mir gut oder übel, wir wollen diesen Streit zwischen uns beiden kürzen und mit den Waffen entscheiden." — Des Königs Schild war verdeckt, denn er wollte ihn nicht offen führen wegen des Zeichens, so darauf stand, damit man nicht merke, daß er der König wäre. Sie warfen nun ihre Rosse stark und schnell herum; beide waren wohl gewaffnet und ihre Speere stark. Es war ein umzäunter Ort; sie trafen sich beide mit solchem Haß aufeinander, daß die Rosse sich bäumten. Männlich griffen sie hierauf zum Schwerte, kampfbegierig, und fochten eine lange Zeit, daß man darüber eine Meile hätte gehen können. Das Schwert des Schwarzen war stark und schnell und seine Streiche gewaltig, so daß der König schon besorgt ward und wieder wähnte, es wäre der Teufel selbst. Da schlug er dem Schwarzen auf den vorgehaltenen Schild, daß dieser in zwei Stücke flog, als wenn es Laub von einem Baume wäre. — Der Schwarze aber schlug auf den König, die Schwerter gingen auf und nieder auf die Helme, auf die Panzer, und glitt auch mancher Hieb ab, so war doch kein Harnisch so gut, daß nicht das rothe Blut durch die eisernen Panzerhemde

vordrang. — Das war ein Dröhnen von Streichen! Die Späne flogen von den Schilden, die Helme auf ihren Häuptern bogen sich voll von Scharten und Spalten, so scharf waren die Schneiden der Schwerter. Der König dachte in seinem Herzen: „Der ist der Waffen gut kundig! soll ich aber meinen Namen sagen? ich müßte mich des ewig schämen, nimmermehr erwürbe ich Ehre.“ — Hiermit führte er nach dem Schwarzen einen so gewaltigen Streich, daß dieser vom Roß taumelte. Es war damit aber noch kein Friede zwischen beiden. Der Andere schlug auch nach dem König und that einen so gewaltigen Schlag auf dessen Helm, daß das Schwert in zwei Stücke flog. Wie der Schwarze nun sah, daß er sein Schwert verloren hatte, rief er: „Pfui, daß ich je ward geboren! Wozu mag ich wohl leben? Niemals habe ich ein gutes Glück gehabt, und soll es nimmermehr haben. Womit soll ich mich jetzt wehren? Ich gebe nicht zwei Birnen für mein Leben, nun ich mit leeren Händen dastehe.“ Da däuchte es dem Könige Schande, zuzuschlagen, indem er das Schwert, in zwei Stücke gebrochen, auf dem Felde liegen sah, und er dachte bei sich: „es ist keine edele Rache, einem zu schaden, der sich nicht wehren kann.“ Während sie nun stille hielten, war ihr Sinnen mannichfaltig; der eine dachte, wer der andere wohl sein möchte. „Bei dem Herrn, der mich erschaffen!“ sprach endlich Karl, der König, „ihr berichtet mir ein Ding, Herr Ritter, um das ich euch frage; wie heißt ihr und wer seid ihr? Nun ich mit Ehren weiter ziehen kann, werde ich euch von hinnen reiten lassen, sobald ich euern

Namen weiß." Der Schwarze entgegnete: „Ich bin dazu bereit, so ihr mir kund gebt, was euch Noth thut, bei Nachtzeit hieher zu kommen, und zu wessen Verderben ihr wachet." Da sagte Karl, der edele Mann: Antwortet mir zuerst, ich sage euch sodann, was ich hier suche und warum ich nicht bei Tage reiten darf; denn es ist nicht ohne Noth, daß ihr mich also gewaffnet sehet, und ich werde euch sagen, wie es kömmt, so ihr mir eueren Namen nennt, des seid versichert."— „Herr," antwortete Ritter Elegast, — denn kein anderer war der Schwarze, — „es ist mir nicht zum Besten ergangen; ich habe Gut und Land verloren, das ich vor dem hier hatte, durch Unglück, wie es Manchem thut. Sollte ich euch ganz kund machen, wie meine Sachen gekommen sind, es sollte euch viel zu lange dünken, eh' ich euch das Ende gesagt!" Als dies der König hörte, ward er frohen Muthes und sagte: „Ritter, ist's euch bequem, so nennt mir nun eueren Namen und wie ihr euch ernährt. Bei Allem, was Gott lieb hat, und bei ihm selber zuvor, von mir habt ihr nichts zu befahren!" — So wißt denn, Herr, ich heiße Elegast, und das, wovon ich lebe, muß ich stehlen. Seit ich Hab und Gut verloren und König Karl mich aus meinem Lande vertrieben, habe ich mich in Wildnissen und Wäldern aufgehalten; den Lebensunterhalt müssen reiche Leute hergeben: Bischöfe und Kanoniche, Aebte und Mönche und was nur Pfaffen heißt. Meine zwölf Gesellen sind im Walde; ich ritt auf Abenteuer aus und habe ein bitteres gefunden, wannen ich mein Schwert verloren und auch meinen Theil Schläge

habe, mehr denn ich je in einer Nacht von einem Manne gewann. Nun sagt mir, Ritter, wie ihr heißt und wer euer Feind ist. Ist er von solcher Macht, daß ihr bei Nacht reiten müßt? Könnt ihr euere Widersacher nicht bezwingen? Ihr seid doch der Waffen gut kundig!" Der König dachte in seinem Herzen: „Gott hat mein Beten erhört, nun muß er mich ferner berathen, dies ist der Mann, den ich gerade wünschte, daß er mitreite in dieser Nacht. Gott hat ihn mir zu rechter Zeit gesandt. Nun muß ich lügen aus Noth. — Bei Gott, der mich berufen, sprach er dann zu Elegast, an mir habt ihr ein sicheres Geleite, einen stätigen Freund und Frieden. Ich will euch meine Lebensweise sagen; was hilfts, Freunden verhehlen? Ich habe so viel Gut gestohlen, daß, wäre ich gefangen, man wahrlich mich nicht entgehen ließe." — „Nun sagt mir, Ritter, wer ihr seid?" — „Ich will euch meinen Namen sagen," sprach der König, so es euch genehm ist, ich bin geheißen Adelbrecht. Ich pflege zu stehlen in Kirchen und Klöstern und in allen Gotteshäusern; ich stehle, was mir vorkömmt und lasse Niemand ungeschoren, Reich noch Arm; ich achte auf kein Jammern und nehme lieber dem Armen sein Gut, denn ich ihm das Meine gäbe. So habe ich mich ernähret und habe nun einen neuen Hinterhalt gelegt, um einen Schatz zu heben, den ich weiß. Ich versehe mich euerer Hülfe dazu. Der Schatz ist übel gewonnen, Gott wird es uns nicht verargen, wenn wir ein fünfhundert Pfund davon nehmen. Er liegt in einem Castell, dahin mir die Wege kund sind. Nun sagt mir, Ritter, ob ihr die Nacht

mein Geselle sein wollt auf dieser Jagd. Was wir zusammen erbeuten, wollen wir bergen, bis es tagt, dann werde ich theilen und ihr sollt wählen dürfen. „Elegast entgegnete: Sagt an, lieber Geselle, wo liegt der Schatz? Des muß ich kundig sein, oder ich folge euch keinen Fußbreit." — „So will ich es euch denn berichten," antwortete Karl, „der König hat solchen großen Schatz" — Wie der König sagte, daß er sich selber bestehlen wolle, ward Elegast unwillig und sagte: „Das möge Gott verhüten, daß ich in meinem Leben dem König Schaden zufügen sollte! Hat er mir auch durch bösen Rath mein Gut genommen und mich vertrieben, so werde ich ihm doch mein ganzes Leben gut Freund sein nach meinen Kräften und in seinen Schaden nicht willigen, dieweil er nach Recht Herr ist; ich müßte mich ja schämen vor Gott." Als dies der König hörte, ward er froh in seinem Herzen, daß ihm Elegast, der Dieb, wohl wollte und ihn lieb hatte und dachte: Möchte er mit Ehren zurückkehren, er sollte so viel haben, daß er sein Lebtage ehrlich davon leben könnte, ohne Stehlen und Rauben. — Nach diesen Gedanken, worin er war, frug er Elegast, ob er nicht leiden wollte, daß sie unter sich beide auf Raub ausgingen in dieser Nacht; er thäte gern sein Bestes dazu, so er ihn mitreiten lasse. Elegast sagte: „Ja, sehr gern, wofern ihr nicht euern Scherz habt. Bei Eggerich von Eggermonde, der des Königs Schwester hat, da mögen wir ohne Sünde stehlen; es ist eine Schande, daß er lebt. Er hat Menschen verrathen und in großen Schaden gebracht und auch seinem Herrn, dem König,

sollte er Leib und Ehre nehmen, möchte es nach seinem Willen gehen, das weiß ich. Und doch hat er vom Könige Land und Sand, Burg und Lehen und mancherlei Ding; es möchte ihm wenig schaden, wenn wir von dem Seinigen zehrten. Dahin wollen wir reiten, so es euer Wille ist." Der König war bereit dazu. Sie kamen nun auf ein Feld, da fanden sie einen Pflug stehen. Der König stieg ab und nahm sich die Pflugschaar. Er dachte in seinem Sinn: „die ist gut zum Handwerk! Wer in Burgen einbrechen will, muß sich solche Dinge besorgen, die er dazu bedarf." Dann saß er unverweilt auf und folgte Elegast, der ein Weniges vor war, indem er sein Roß spornte. Als sie vor die Veste kamen, die die schönste und beste war, so irgend je an dem Rheine stand, sprach Elegast: „Hier laßt uns halten. Nun sehet, Adelbrecht, was dünkt euch, wie wir es am besten machen? Ich will nach euerem Rathe handeln; mir wäre es leid, geschäh euch Schaden, daß man hernach sagen möchte, es kam Alles von diesem Manne." Der König antwortete auf diese Rede: „Ich kam niemals, daß ich wüßte, in den Hof noch in den Saal, und würde es mir ungelegen sein, sollte ich nun hineingehen; es steht daher an euch." Elegast sagte: „Es ist mir recht; ich will schon bald sehen: ob ihr ein geschickter Dieb seid. Laßt uns ein Loch in die Mauer machen, da wir hindurch kriechen mögen." Das gefiel ihnen beiden wohl. Sie banden ihre Rosse an und gingen ohne einigen Laut zur Mauer. Elegast zog ein Eisen hervor, um damit die Mauer aufzubrechen. Nun langte auch der König die Pflugschaar vor. Da

lachte Elegast und sagte: „Dergleichen sah ich noch nirgends zu solcherlei Arbeit gebrauchen!" — „Mag wohl sein!" versetzte der König; ich kam auf dem Rheine gefahren, — es ist nun schon der dritte Tag, — um auf Erwerb auszugehen; da mußte ich mein Eisen lassen; es entfiel mir auf der Straße, als man mich verfolgte, und weil ich Schande halber nicht umkehren durfte, so war ich meines Eisens quitt, und nahm dieses, das ich im Mondschein an einem Pfluge fand. Elegast sagte: „Es ist fürderhand gut genug; hernach laßt ein anderes machen." Sie ließen nun das Reden und machten das Loch. Elegast verstund sich besser darauf als der König, so groß und stark dieser auch war. Als sie nun das Loch gebrochen hatten und hineingehen sollten, sprach Elegast: „Ihr könnt hier draußen Alles in Empfang nehmen, was ich euch bringen werde." Denn er wollte es nicht zugeben, daß der König hineingehe, so sehr besorgte er Schaden für ihn, weil dieser ihm kein gewandter Dieb däuchte. Gleichwohl wollte er Lieb und Leid und seinen Gewinn mit ihm theilen. — Der König blieb also draußen und Elegast ging hinein. Dieser zog nun ein Kraut aus und that es in den Mund; wer solches hatte, verstund, was Hähne krähen und Hunde bellen. Da hörte er, wie ein Hahn und ein Hund in ihrem Latein sagten, der König stehe draußen vor dem Hofe. Elegast stutzte und dachte bei sich: „Wer mag das sein? Sollte der König hier draußen halten, so meine ich, daß mir Unglück nahet. Ich bin verrathen, oder mich drückt der Alp!" Er ging nun zurück, wo er den König gelassen, und erzählte ihm,

was er vernommen. Da sagte Karl: „Was sollte wohl der König hier thun? Wollt ihr Hühnern glauben oder was ein Hund bäffzt, so ist euer Glaube nicht fest. Mich dünkt, daß ihr mir Fabeln erzählt. Wozu beunruhigt ihr mich?“ „Hört selber,“ sprach Elegast und steckte dem König ein Kraut in den Mund, das vor ihm stand. Da krähte der Hahn wieder und sagte wie zuvor, daß der König da wäre, allein er wisse nicht wie nahe. „Wie nun, Geselle, sprach Elegast, ich will bei der Kehle baumeln, so der König nicht in der Nähe ist.“ Da sagte Karl: „Pfui, Geselle, fällt euch das Herz? Ich wähnte, daß ihr kühner wäret.“ — Wohlan, sprach Elegast, ich will an's Werk; gebt das Kraut her, was sollte es euch fruchten?“ — Der König suchte hin und her in seinem Munde; als er es aber nicht finden konnte, sprach er: „Was ist mir geschehen? Mich dünkt, ich habe mein Kraut verloren, das ich doch fest zwischen meinen Zähnen hielt. Bei meiner Treue, das geht nicht mit rechten Dingen zu.“ Da lachte Elegast wieder und sagte: „Seid ihr ein so arger Dieb? Wie kömmt's nur, daß man euch nicht fängt, so oft als ihr stehlen geht? Daß ihr lebt, ist wahrlich ein großes Wunder, ihr wäret sonst lange todt. Geselle, ich habe euer Kraut gestohlen! Ihr wißt kein Haar von Stehlen!“ Der König dachte: er spricht wahr! — Indessen ließen sie das Reden. Elegast befahl sich Gott und schloß dann alle Schlösser auf, kleine und große, und ging, wo der Schatz lag, ehe es jemand hörte oder sah, und holte so viel, als ihm gut däuchte. — Da wollte nun Karl von dannen reiten, Elegast aber hieß

ihn warten. Er wollte nach einem Sattel gehen, der in der Kammer stand, darin Eggerich und sein Weib lag, das schönste Geschirr, das man je sah, daran hundert große Schellen hingen, die alle von rothem Golde waren und klingelten, wenn Eggerich ritt. „Geselle, seid klug und wartet! Ich will ihm noch seinen Sattel stehlen und sollte es mir meinen Hals kosten!“ Das war dem König ungelegen; er hätte lieber den Gewinn vom Sattel entbehrt, denn daß Elegast wieder zurückkehrte. Als Elegast nun zu dem Geschirr kam, gaben die Schellen einen solchen Klang, daß Eggerich dabei aus dem Schlafe aufsprang und rief: „Wer ist da an meinem Geschirr?“ Er wollte sein Schwert ziehen, hätte die Frau es nicht gewehrt, die ihn frug: „Was hast du vor? Quält dich der Alp? Hier ist Niemand hereingekommen, denn wir beide. Es ist etwas Anderes, das dich beunruhigt.“ — Sie ermahnte und beschwor ihn nun, daß er ihr sein Vorhaben entdecke, und frug ihn, warum er seit drei Nächten nicht schlafen und seit drei Tagen nicht essen könne.

Frauenlist ist männichfalt,
Seien jung sie oder alt.

Sie lag ihm so lange an, daß er ihr gestand, er habe des Königs Tod geschworen, und diejenigen, so dies auszuführen bestimmt seien, würden in Kurzem kommen; zugleich nannte er sie ihr bei Namen. Dies hörte Elegast Alles und hielt es im Herzen fest. Die Frau aber sagte: „Mir wäre viel lieber, daß man euch bei der Kehle aufhängte, dann ich das erleben sollte.“ Da schlug Eggerich ihr so plötzlich vor Nase und

Mund, daß ihr sogleich das Blut hervörströmte. Sie richtete sich nun auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne. Elegast nahm dies wahr, kroch leise hinzu und empfing in seinem Handschuh das Blut der Frau, um es vor den König zu bringen, damit er ihn warne vor dem Unglück. Darauf sagte er ein Gebet, womit er alle schlafen machte, die irgend da waren, und als er sein Wort ohne Furcht gesprochen, so daß sie beide fest schliefen, stahl er Eggerichs Sattel und sein Schwert, das dieser lieb und werth hatte und machte sich seiner Wege aus dem Hofe zu seinem Pferde und zum König. Dieser war sehr erzürnt und fragte, wo er so lange verweilt hätte. „Es ist meine Schuld nicht," sagte Elegast; „bei Allem, was Gott leben läßt, es ist ein Wunder, daß mir das Herz nicht bricht. Geselle, dies ist das Geschirr, wovon ich euch sprach; haltet es, ich will gehen und Eggerich das Haupt abschlagen oder mit einem Messer tödten, da er bei seinem Weibe liegt. Das leide ich nicht um alles Gut der Welt; ich werde schnell wiederkehren." — Da beschwor der König ihn, daß er ihm sage, warum er so sehr betrübt und aufgebracht sei. „Was fehlt euch? Habt ihr nicht bei zehnhundert Pfund und auch das Geschirr, darum ihr ginget?" — „Ei, Herr, es ist ein ganz ander Ding, das mein Herz beunruhigt und verzehrt. Ich habe meinen Herrn, den König, verloren und mit ihm den Trost, noch dereinst zu meinem Gute zu kommen. Mein Herr soll morgen früh sterben, Eggerich hat seinen Tod geschworen." Da erkannte Karl, daß Gott ihm zu stehlen geboten, um ihn vom Tode zu retten, und dankte ihm demüthig. Doch

sprach er zu Elegast: „Wie wähnt ihr wohl zu entgehen, so ihr ihn erstecht mit eurem Messer, während er bei seinem Weibe liegt; die ganze Burg würde in Allarm kommen, und ihr müßtet mehr denn Glück haben, so ihr nicht sogleich euer Leben verlöret. — Stirbt der König, so ist er todt, was soll's weiter, laßt euch das nicht anfechten." Dies sagte er aus List, um Elegast zu prüfen; doch hatte er noch einen andern Grund: er wäre gern von dannen gewesen, denn das lange Warten war ihm leid. Elegast aber antwortete: „Bei Allem, was Gott leben läßt! wärt ihr nicht mein Geselle, es bliebe die Nacht nicht ungerochen, was ihr da dem König Karl, meinem Herrn, zu nahe sprecht, der aller Ehren werth ist. Bei dem Herrn, der mich erschaffen! ich werde mein Vorhaben ausführen und mein Unglück rächen an dem, der des Königs Tod geschworen, ehe ich von der Burg scheide, gehe es mir gut oder übel." Der König dachte: „Dies ist mein Freund. Hab' ich es auch schlecht um ihn verdient, ich will es gut machen, so ich das Leben behalte; er soll all' sein Elend vergessen. „Geselle," sprach er dann zu Elegast, „ich will euch besser weisen, wie ihr ihn in's Netz bringet. Reitet zur Morgenstunde zum König, wo ihr ihn findet, erzählt und offenbart ihm die Unthat und den Mordplan; der König wird, so er euer Wort hört, euch zu Gnaden aufnehmen und euer Lohn wird nicht geringe sein; ihr werdet zu seiner Seite reiten all euer Leben, so lange euch Gott bewahrt, als ob ihr sein Bruder wärt." Elegast antwortete: „Mag mir geschehen, was da wolle, ich komme nicht vor den König; er ist mir allzu gram, weil ich ihm einst

von seinem Schatz so ein Scherflein genommen, das kaum zwei Pferde an Werth betrug; es ist traurig und hart!" — „Ich will euch sagen, was ihr thut," sprach Karl, „reitet weg in den Tann, wo ihr eure Gesellen gelassen und führt eure Beute fort; morgen am Tage wollen wir sie theilen. Ich will unterdessen dieser Sache ein Bote sein beim König, denn es wäre mir leid, schlüge man ihn todt." — Mit diesen Worten schieden sie. Elegast ritt zu seinen Leuten im Tann und Karl gen Ingelheim zu seinem Palaste. Sein Herz war betrübt, weil diejenigen, so ihm nach Recht sollten zur Seite stehen, ihn verrathen wollten. — Noch stand die Pforte offen, und alle seine Leute schliefen. Er band das Roß auf dem Stall und ging zu seinem Schlafgemach, ehe es Jemand sah oder hörte. Eben hatte er seine Waffen abgelegt, als der Wächter von den hohen Zinnen den Tag blies, der sich schon zu zeigen begann, und männiglich erwachte. Da sandte Karl nach einem seiner Kämmerlinge und nach seinem geheimen Rathe und erzählte, wie es um ihn stehe; er wisse, daß sein Tod geschworen sei von Eggerich von Eggermonde, der zu dem Ende in Kurzem kommen werde mit aller Macht des Landes; sie sollten ihm guten Rath geben, wie er Thron und Leben wahre. — Hierauf sprach der Herzog von Baiern: „Laßt sie kommen, sie finden uns hier, es soll Manchem das Leben kosten. Hier ist mancher tapfere Mann aus Frankreich und Brabant, mancher Ritter und Reisige, die mit euch in's Land gekommen sind; sie sollen sich allzumal waffnen, und ihr selbst, Herr König, sollt gewaffnet in unserm Kreise stehen. Wer euch dann

schlagen will oder schaden, dem wollen wir es schon wehren; er soll Blut lassen und Eggerich voran.“ — Dieser Rath däuchte ihnen gut. Sie waffneten sich schleunig, Alles was Waffen tragen konnte, Klein und Groß, denn sie besorgten schweren Widerstand, weil Eggerich von großer Macht war und alle Gewaltigen nieder und ob dem Rhein zu seiner Hülfe waren. Man stellte sechszig Mann, gewaffnet und in Panzern, bei der Pforte. Als nun Eggerichs Leute in Schaaren zu des Königs Hof heranzogen, schloß man die Pforte weit offen und ließ sie alle hindurch. Wie sie aber in den Hof kamen, riß man ihnen die Kleider auf. Da fand man auf ihrem Leibe blanke Panzer und scharfe Messer; die Untreu war offenbar. Man trieb sie gefangen zurück, so wie sie allgemach kamen, bis man sie zusammen hatte. Eggerich kam mit der letzten Schaar geritten; man schloß hinter ihm die Pforte und fing ihn, wie man den Andern gethan; seine Leute waren besser gewaffnet, als irgend Jemand. Darauf führte man ihn in den Palast vor den König, seinen Herrn. Dieser hielt ihm Alles vor; er aber wollte von nichts wissen und läugnete die Untreue und sprach: „Herr König, nehmt bessern Rath; thut ihr mir unverdienten Schaden an, so habt ihr manchen Freund verloren. Wäre da aber von euern Kämpen, der zu behaupten wagte, daß ich euch verrathen habe, so will ich ihn Lügen strafen mit dem Schwerte oder mit der Spitze meines Speeres. [illegible]“ — Wie der König dies hörte, ward er froh in seinem Herzen und sandte Boten auf Boten nach Elbegast in den Wald,

daß er auf das schleunigste komme; alle Missethat sei ihm vergeben, und bestände er den Kampf gegen Eggerich, so werde er ihn reich und mächtig machen. — Als die Boten Elegast gefunden und ihm Alles gesagt, was der König ihnen geheißen, ward er sehr erfreut ob der neuen Mähre. Er ließ sein Reitzeug, das er Eggerich gestohlen, liegen, sonder einiges längeres Zögern, und schwur, so wahr er Christ sei, daß wenn Gott ihm einst schuldig wäre, er kein ander Gut begehren würde, denn den Kampf auszufechten für seinrn gerechten Herrn. Sie ritten nun eiligst weg. Als Elegast, der gute Ritter, in des Königs Saal trat, sagte er: „Gott behüte dieses Haus, den König und was ich hier finde; aber Eggerich grüße ich nicht. — Gott, der sich kreuzigen ließ um unsertwillen und allmächtig ist, und Maria die süße Magd, mögen mich an diesem Tage sehen lassen, daß man ihn in den Wind hänge, den Eggerich von Eggermonde. Könnte Gott Sünde thun, so hätte er Sünde gethan, daß dieser dem Galgen entgangen ist, um daß er meines Herrn Tod geschworen sonder einige Noth und Zwang.“ — Diese Worte hätte Eggerich gern gerochen, allein er hatte dessen nicht Macht und männiglich verachtete ihn. Der König aber antwortete: „Seid willkommen an meinem Hofe! Ich vermahne euch jetzt, offen und frei, sonder Jemandes Gunst, die Wahrheit und nichts anders zu sagen und den Mordplan Eggerichs, den ihr hier sehet, zu offenbaren.“ — Sehr gerne, sprach Elegast; „ich bin dessen gewiß, daß Eggerich euern Tod geschworen; ich hörte es ihn sagen als er zu Bette lag, und weil sein Weib ihn mit Wor-

ten zu strafen wagte, gab er ihr einen Schlag, daß ihr das Blut aus Zähnen, Nase und Mund floß. Sie richtete sich auf und hielt ihr Antlitz über die Bettlehne; ich nahm es wahr und kroch leise hinzu; in meinen rechten Handschuh fing ich das Blut der Frau auf." Nun ließ er es den König schauen und Alle, die es sehen wollten. „Dürfte Eggerich es läugnen, ich wollte ihm durch Kampf die Unthat beweisen, noch ehe die Sonne untergeht." Der König antwortete hierauf: „Bei meiner Treue, ihr redet wahr! Sollte ich nach Recht verfahren, ich ließ ihn durch einen Schergen hinwegschleppen und bei der Kehle aufhängen." Als Eggerich sah, daß das Spiel aus war und kein Mensch am ganzen Hofe zu seinem Frommen zu sprechen wagte, dachte er bei sich: „Besser ist Kampf, denn den Hals verloren!" und nahm den Zweikampf an. Der König entbot seine Barone, kurz nach der Mittagsstunde gewaffnet auf dem Platz zu erscheinen. Unterdessen ließ er die Vorbereitungen zum Kampfe treffen und bat Gott, denselben nach Recht zu entscheiden. Dann tröstete er Elegast und sprach: „Hat euer Fechten einen guten Ausgang und behaltet ihr euer Leben, so werde ich euch meine Schwester geben, die Eggerich zur Frau hatte." Man steckte nun den Kampfplatz ab und zog Stricke herum, wo die Menge gewaffnet hielt. Ein Weniges vor Vesperzeit kam Elegast zuerst in den Kreis, weil er Ankläger war. Er stieg ab, warf sich auf die Knie und betete: Gott, durch deine Barmherzigkeit komme ich heute zu Gnaden nach allen meinen Missethaten, die ich wohl erkenne; räche an diesem

Tage meine Sünden an mir; bei deinen heil. fünf Wunden, die du um unserer Rettung willen empfangen, stehe mir heute bei, daß ich nicht sterbe, noch im Kampf unterliege. Und du, Maria, süße Jungfrau, ich will dir dienen mit rechter Treue und nimmermehr fortan werde ich als Räuber oder Schächer in Wildnissen und Wäldern mich aufhalten, so ich hier mein Leben behalte." Als er sein Gebet geendiget, segnete er gar schön mit seiner Rechten alle seine Glieder und sein Rittersgewand und auch das Roß, das vor ihm hielt, indem er Gott in Demuth bat, daß es ihn mit Ehren tragen und aus dem Kampfe zurückbringen möge. Hiermit saß er auf in Sattel und Zeug und hing den Schild an seine linke Seite und nahm den Speer in die Hand. Jetzt kam auch Eggerich, mit großer Kampfgier und wohl zum Streite gewaffnet. Sein Herz war hart; er richtete kein Gebet an Gott, sondern setzte die Sporen fest ein und sprengte auf Elegast los. Dieser aber stach ihn durch das Leder seines Kürasses mit solcher Gewalt, daß er vom Rosse zur Erde fiel. Eggerich griff nun zum Schwerte und rief: „Jetzt will ich euch beide tödten, dich und dein Pferd, es sei dann, daß du sofort absteigest; dann mag dein Roß das Leben behalten; es ist so stattlich und stark, es wäre Schade, schlüg' ich es todt; Jedermann sollte es beklagen. Kannst du mit dem Leben davon kommen, so behältst du dein Pferd." Elegast versetzte alsbald: „Obzwar ich, da du zu Fuße bist, diesen Streit kürzen könnte, so will ich dich gleichwohl nicht zu Fuße schlagen; ich will rühmlich an dir handeln und sollte es mir auch zum Uebel

gereichen. Sitze wieder auf dein Roß und laß uns fechten nach Ritter-Art. Ich will lieber, daß man mich preise, dann daß ich dich schlüge, da du im Nachtheil bist, und sollte ich auch im Kampfe verbleiben." — Dem König Karl war es leid, daß Elegast lange zögerte und Eggerich schonte. Dieser aber ergriff, während Elegast also sprach, sogleich sein Roß und saß auf in Sattel und Zeug. Nun hob ein gegenseitiger Kampf an bis lange nach Vesperzeit, so scharf als Niemand irgend je an einem Tage zwischen zweien gesehen. Elegast hatte ein Schwert von lauterm Gold, das ihm der König gegeben; mit diesem und mit Gottes Hülfe führte er endlich einen so gewaltigen Streich, daß er Eggerich das Haupt spaltete und derselbe todt aus dem Sattel fiel. Als dies der König sah, dankte er Gott. Man schleppte nun Eggerich fort und hing ihn auf und mit ihm, da half nicht Sagen noch Bitten, alle anderen Verräther. Elegast aber blieb in Ehren und der König gab ihm Eggerichs Weib, mit der er sein ganzes Leben glücklich war. —

Die Königin Hildegardis.

Der Kaiser Karl war ausgezogen mit seinen Rittern und einem ansehnlichen Heergefolge, um die feindseligen Sachsenvölker zu bekriegen, und hatte seinen Hofhalt zu Ingelheim, wie seine junge und schöne Gemahlin Hildegardis der Obhut seines unächten Bruders Taland befohlen. Taland hatte lange Zeit am Hofe des griechischen Kaisers gelebt und sein ursprünglich edelmüthiges und männliches Herz war dort arg von dem Rost lockerer Sitten angefressen worden; dergestalt, daß er an keine Weibes-Tugend mehr glaubte, vielmehr wähnte, daß der süßen Schmeichelrede der standhaften Gunstbewerbung keiner Jungfrau Unschuld, keiner Gattin Treue zu widerstehen vermöchte. Hoch über allen Frauen und Jungfrauen an des Kaisers Hofe strahlte nun die edle Frau Hildegardis im Glanze der Schönheit und tugendlicher Sitten. Eines geringen Ritters Tochter,

hatte sie Karl, den Edelstein in der schlichten Fassung wohl erkennend, aus der Einsamkeit ihrer väterlichen Stammburg sich geholt und sie zur Genossin seines Kaiserthrones erhoben.

Wie aber das glänzendste Kleinod die Habgier des Diebes am stärksten reizt, also auch hatte Taland in lüsternem Muthe seine Augen auf die edle Königin geworfen, und sie, die in ihrer arglosen Unschuld nichts Schlimmes ahnete, zum Ziele seiner freventlichen Bewerbungen gemacht. Was konnte nun dem ehrvergess'nen Ritter erwünschter kommen, als dieser Heereszug seines kaiserlichen Bruders und dessen Befehl, in seiner Abwesenheit der Obwächter und Beschützer seines Hofhalts zu sein. Der sinnenbestrickte Thor benutzte denn auch die seinen verrätherischen Absichten so günstige Gelegenheit, um die hohe Frau erst mit sanften Liebesworten, dann, da sie seine Wünsche gar nicht zu verstehen schien, mit leidenschaftlichen Erklärungen zu bestürmen. Die Königin hoffte nun, den Verirrten durch Milde und Freundlichkeit von seiner Krankheit (als solche betrachtete sie des Ritters Leidenschaft) heilen zu können; allein sie täuschte sich, denn was bei Taland früher nur Eitelkeit und Hofirerei war, wurde jetzt, durch den täglichen Anblick der holdseligen Königin, wie durch ihre milde Begegnung zur heftigen und brennenden Begierde, dergestalt, daß er eines Tages, als er die Frauen der Königin geschickt zu entfernen gewußt hatte, in ihr Gemach eindrang, Hildegardis einen heftigen und unziemlichen Liebesantrag machte, und mit der Erklärung schloß, daß er sich tödten werde, falls sie ihn nicht

erhöre. Die tugendhafte Königin war darüber erst so erstaunt, daß sie kaum eines Wortes mächtig wurde, endlich aber des Ritters frevelhaftes Ansinnen mit dem größten Unwillen abwies und ihm mit der schweren Ahndung drohte, die ihn bei der Rückkunft ihres Gemahls für seine Verwegenheit ohnfehlbar treffen werde. Da aber weder Bitten noch Drohungen bei dem von Leidenschaft ganz verblendeten Ritter etwas fruchteten, so trachtete Hildegardis, ihre bedrohte Ehre durch eine List zu erretten und den schlimmen Feind derselben für die Zukunft unschädlich zu machen. Sie stellte sich daher, als wenn sie den Wünschen des Ritters allmälig nachgäbe, und sagte ihm endlich eine Zusammenkunft zu, welche aber, da sie in größter Heimlichkeit geschehen müsse, in einem entfernten und verborgenen Zimmer des Pallastes Statt finden sollte.

An dem festgesetzten Tage, zu der bestimmten Stunde, fand sich Taland, von brennendem Verlangen erfüllt, bei der Königin ein. Diese führte ihn alsbald durch einen dunkeln Gang einer Thüre entgegen, welche sie aufschloß und den Rtter voraus gehen hieß. Aber sobald als dieser die Schwelle des Gemaches überschritten hatte, warf sie die Thüre hinter ihm zu und verschloß selbe in Eile, indem sie dem Ritter, der vor Schreck und Bestürzung fast zu Stein geworden war, die Worte zurief: „Nun mögt Ihr ehrvergeßner Thor Eure Liebesglut zwischen vier feuchten Mauern abkühlen und die Strafe Eurer Vermessenheit bis zur Rückkunft meines Gemahls, Eures Kaisers und Herrn, erwarten!“ Und damit ging sie weg und überließ den

Ritter seinem ohnmächtigen Grimm und den schwarzen Racheplänen, welche die Wuth betrogener Leidenschaft in ihm ausbrütete.

Ein Hoffräulein, welches die Königin zur Vertrauten in dieser Sache gemacht hatte, reichte dem Gefangenen täglich durch ein Fensterchen die nöthigen Speisen zu. Diese hinterbrachte eines Tages ihrer Gebieterin, daß der Ritter sie dringend bitten lasse, ihm ein kurzes Gehör zu bewilligen, um der hohen Frau die Erkenntniß seines Fehls und seine tiefe Reue darüber darzulegen. Hildegardis war erfreut dies zu vernehmen und erfüllte die Bitte des Gefangenen. Taland ergoß sich nun in den lautesten Betheurungen, wie er sein strafwürdiges Beginnen von Herzen bereue, gelobte der Königin mit den theuersten Eidschwüren, daß er hinführo keine unlautere Regung in sich aufkommen lassen werde, und schloß, indem er mit flehenden Geberden auf die Knie sank, mit der Bitte, daß die Königin ihn doch nicht der harten Strafe, die sein Bruder und König Zweifelsohne über ihn verhängen würde, aussetzen wolle. Die mildherzige Hildegardis ward von des Ritters anscheinend so tiefer Reue gerührt, und entließ ihn, seinen Gelöbnissen vertrauend, seiner Haft.

So erschien denn Taland unter dem Vorgeben, daß er auf einer nothwendigen geheimen Reise begriffen gewesen, wieder bei Hofe und keiner von den Hofleuten ahnete etwas von dem wahren Grunde seiner Abwesenheit.

Kurze Zeit nachher trafen Abgesandte des Königs Karl ein, die dessen baldige Rückkunft verkündeten.

Alles bei Hofe wurde nun zu seinem Empfange eingerichtet und Taland ritt dem Könige, von einigen Dienern begleitet, entgegen. Nach der ersten Begrüßung fragte der König nach seinem Weibe. Anstatt diese Frage zu beantworten, erbat sich Taland ein geheimes Gehör und bestrickte nun den König, als er mit ihm allein war, mit einem höllischen Lügengewebe, worin er die Königin der Untreue an ihrem Gemahle bezüchtigte und die schamlosesten Geschichten als Beweise vorbrachte; dergestalt, daß der König, welcher heftigen und aufbrausenden Gemüthes war, in den höchsten Zorn gerieth und seinem Bruder den Auftrag gab, die treulose Gattin auf der Stelle einem schmählichen Tode zu überantworten.

Ohne abzuwarten, daß der König zur ruhigen Besinnung kommen und vielleicht den raschen Befehl widerrufen möchte, ritt der Verräther dem Könige voraus nach Hofe zurück und ließ sogleich die Königin gefangen nehmen. Das Hoffräulein indessen, welches der Königin Vertraute bei der Gefangenhaltung Talands gewesen war, entging dem auch ihr bestimmten Schicksale durch eine schnelle Flucht und verbarg sich im Walde, der das Schloß umgab.

Nachdem Taland das Vergehen der Königin und den Willen des Herrschers am Hofe kundgemacht hatte, übergab er die arme Hildegardis zweien ihm ergebenen Knappen, mit dem Befehle, daß sie dieselbe tödten sollten. Die unschuldige Königin ward demnach von ihren Henkern beim Abenddunkel in den Wald geführt. Als sie an eine tiefverborgene Stelle neben einem

weitschattenden Eichenbaum gelangt waren, hießen die Knechte, den rührenden Bitten der edlen Frau nur Hohn und schimpfliche Reden entgegensetzend, sie niederknieen, um ihre Seele dem Himmel zu empfehlen, und sich bereit halten, von ihren Schwertern den Todesstreich zu empfahen. Da erschollen plötzlich aus dem Gezweige des Baumes, wie von einer Engelsstimme, die Worte: „Lasset ab, ihr Frevler, von Eurem schlimmen Werke, sonst trifft Euch des Himmels Strafe!“ Schrecken ergriff da die abergläubischen Knechte, als sie dies hörten; ihre zum grausen Morde geschwungenen Arme erstarrten, wie durch Zauberei versteint, und ihre Blicke richteten sich scheu und furchtsam nach dem Baume, von dem herab die wunderbare Stimme erschollen war. Als sie nun daselbst kein menschliches Wesen erblickten, wurden sie in ihrem Glauben, daß sie einen Befehl höherer Mächte vernommen hätten, noch mehr bestärkt, bekreuzten sich und flohen, so schnell sie konnten, von dannen. Hildegard wagte in frommer Scheu nicht, ihre Augen zu dem Eichenbaume zu erheben, von dem ihr die wunderbare Rettung gekommen war und richtete ein brünstiges Dankgebet an die heilige Jungfrau. Da hörte sie ein Rauschen in den Zweigen und auf dem Boden und ehe sie noch umschauen konnte, fühlte sie ihren Arm und ihr Gewand ergriffen nnd mit Küssen und freudigen Thränen bedeckt. Es war die treue Zofe, welche Talands Rachsucht entgangen war. Im tiefen Walde nach menschlichen Wohnungen bange umherirrend, hatte sie vor den nahenden rauhen Männerstimmen in dem dichten Laube des Eichenbaums

Schutz gesucht, und war so durch gnädige Fügung des Himmels der Rettungs-Engel ihrer schuldlosen Gebieterin geworden.

Nachdem Beide in wiederholtem heißen Gebete Ruhe und Vertrauen gefunden hatten, bereiteten sie sich unter der Eiche ein Lager von Blättern und schliefen in süßen Träumen, bis der Morgen von unzähligen Vogelstimmen schmetternd verkündet wurde. Waldbeeren und Kräuter, welche sie in Menge fanden, dienten den beiden Frauen zum Frühmahl, und Gottes Hülfe vertrauend, drangen sie hierauf muthigen Herzens in den dichten Wald hinein.

Unterdessen waren die von Taland zum Morde ausgesandten Knappen nach Hofe zurückgekehrt und hatten, in der Furcht, von dem strengen Herrn übel behandelt zu werden, demselben angesagt, daß sie sein Gebot vollzogen hätten, ihm auch zum Beweise ihre noch vom Blute triefenden Schwerter, mit welchen sie vorher eine Hirschkuh getödtet hatten, vorgezeigt.

Taland lobte und belohnte die Knappen und berichtete dem Könige, welcher kurz darauf seinen Einzug hielt, daß sein Befehl vollzogen und die schnöde Verrätherin an der Ehre seines Ehebetts nach Würden bestraft sei. Worauf der König in finsterem Trübsinn durch stummes Kopfnicken seine Zufriedenheit ausdrückte, hinführo aber alle Heiterkeit verlor und an keinerlei Ding mehr Freude hatte.

Als Hildegardis mit ihrer treuen Zofe mehrere Tage lang im Walde herumgeirrt war, fanden sie eine Klausnerhütte, deren Bewohner, ein ehrwürdiger Greis

mit langem Silberbarte, ihnen bereitwillig ein obwohl kümmerliches Obdach bot. Hier, von der ganzen übrigen Welt abgeschieden, lebten die Frauen eine geraume Zeit und füllten die Stunden des Tages größtentheils mit Gebet und frommen Uebungen aus. Hildegardis benutzte ihre Muße noch besonders, indem sie die Heilkräfte der Pflanzen und Kräuter erforschte, eine Beschäftigung, der sie in früher Jugend schon mit Vorliebe obgelegen hatte, und worin sie der alte Klausner mit seinen weisen Belehrungen unterstützte. Auf den Rath des Greises, dem Hildegardis ihren Stand und auch ihr Geschick entdeckt hatte, verließen sie endlich die Klause, um nach Rom zu pilgern; dort, sagte er, würde die unschuldig Verfolgte beim heiligen Vater Schutz, und, setzte er in feierlich-prophetischem Tone hinzu, Gerechtigkeit finden.

In der nächsten Stadt vertauschten die Frauen ihre Kleidung gegen Pilgeranzüge und wanderten muthigen Herzens nach Rom. Andächtig betraten sie die heilige Stadt, besuchten alle Kirchen und wurden des Segens des heiligen Vaters der Christenheit theilhaftig. Um ihr Leben zu fristen, wie ihren frommen Neigungen Genüge zu thun, fing hier Hildegard an, die Kunst auszuüben, welche sie in fröhlicher Jugendzeit in der Stille ihrer Heimathwälder erlernt hatte, und worin ihr tiefere Kenntniß durch den weisen Waldbruder verschafft worden war. Die Kranken und Gebrechlichen suchte die hohe Frau auf und brachte ihnen Hülfe und Heilung; Denen, die kein Kraut und keine Salbe mehr retten mochte, erleichterte sie den Heimgang

durch frommen, erbaulichen Zuspruch; dergestalt, daß die ganze Stadt Rom die Tugend und göttliche Kunst der Frau Dolorosa (so hatte sie sich genannt) pries, und Alle die da Gebresten hatten, zu der hohen Dulderin kamen, sich heilen zu lassen, und den Trost ihrer frommen Rede zu empfahen. Und wie nun nach und nach der Ruf der heiligen Aerztin sich weiter und weiter ausbreitete, hörte auch der Papst Hadrian von ihrem wohlthätigen Wirken und als er einstens in Prozession nach der Kirche zog und die fromme Frau am Eingange niederkniete, den Saum seines Gewandes zu küssen, ertheilte er ihr vor allem Volke seinen Segen

So geschah es denn auch, daß Pilger, die von Rom nach Deutschland kamen, an dem Hofe Kaiser Karls von der Frau Dolorosa und ihren wunderbaren Heilungen erzählten.

Mit Begierde hörte solche Mähr der Bruder des Königs, Taland, welcher in einer bösen Krankheit das Augenlicht verloren hatte. Gottes Strafgericht in diesem Verhängniß wohl erkennend, hatte der übelberathene Ritter seine Missethat an der unschuldigen Königin innig bereut, aber in Furcht vor Karls vernichtendem Zorne hatte er diesem nichts zu entdecken gewagt und die Vergebung seiner schweren Sünde von der Barmherzigkeit Gottes und der Fürsprache des heiligen Geistes der unschuldig Gemordeten erfleht. Als nun der König Karl beschloß, einen Zug nach Rom zu thun, bat ihn Taland, daß er ihn mitnehmen möchte, um von der weitgepriesenen Heilkundigen Genesung zu gewinnen, welches ihm der König auch gern bewilligte.

Das Gerücht von des Königs Anzuge verbreitete sich bald in der heiligen Stadt und ward der frommen Dulderin Hildegardis von ihrer getreuen Zofe alsbald hinterbracht. Mit Herzpochen vernahm sie den Bericht und eine Ahnung sagte ihr, daß sich jetzt des Klausners prophetisches Wort an ihr erfüllen und sie das Ende ihres unverdienten Leidens sehen werde. Mit Inbrunst warf sie sich vor dem Altare der Mutter Gottes nieder, und erleichterte, unfähig des Wortes, in heißen Zähren ihre beklommene Brust.

Der König Karl zog in Rom ein, sein Bruder mit ihm. Am selbigen Tage noch beschickte Letzterer die fromme Heilkundige und ließ ihr ansagen, daß er am anderen Morgen zu ihr kommen würde. Hildegardis erwartete ihn beruhigt und gestärkt; und als nun ihr bitterster Feind, mit Blindheit geschlagen, Hülfe suchend, vor ihr stand, sprach sie zu ihm: „Bevor ich Euch, Herr, im Namen Gottes, seines Sohnes und der heiligen Jungfrau von Euren Gebrechen zu heilen unternehme, ist es nöthig, daß Ihr Euch durch freiwillige Bekenntniß Eurer Sünden und Vergehen entledigt, damit Ihr der Gnade Gottes durch meine Hand theilhaftig werden möget. Knieet also nieder, bekennet Eure Sünden und thut mir Eure Reue kund!“

Taland versetzte hierauf: „Wohl habe ich, heilige Frau, der Sünden mancherlei begangen, als ein schwacher, gebrechlicher Mensch; aber keine drückt mich schwerer als die, so ich an einer reinen und tugendhaften Frau vollführet, welche ich, götttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider, verläumdet und elendiglich

verderbt habe. So die göttliche Gnade mir diese schwere Sünde verziehe, dürfte ich die Vergebung aller andern in Gewißheit erhoffen.

„Und habet Ihr, fuhr die Beichtigerin fort, Euer Verbrechen auch Dem bekannt, den Ihr nach Gott dadurch am meisten gekränkt und beleidigt habet?“

Zögernd antwortete Taland: „Ich habe es nicht gewagt, aus Furcht vor harter Strafe; denn der, den ich gekränkt, ist mein Herr.“ Darauf Hildegard: „Des Himmels Zorn ruht schwerer auf dem Sünder, denn irdische Züchtigung; auch kann ich Euch nicht heilen, bevor ihr Jenem nicht bekannt habet. Wofern Ihr dieses aber thun wollet, öffentlich und unverholen, so will ich für Euch bitten, daß Euch vergeben werde.

Nach kurzem Bedenken erwiderte darauf Taland entschlossen: „Euer Rath, heilige Frau, ist gut, denn es ist besser, daß ich durch irdischen Tod büße, als daß meine ewige Seligkeit verloren gehe. Kommet, ich bitte Euch, mit mir und seid Zeuge meiner Bekenntniß, und wendet, wenn Ihr könnt, meines Herrn Zorn von mir!“

Er ließ sich darauf von seinen Dienern vor den König führen, der eben mit dem heiligen Vater einen Zwiesprach hatte, und Hildegardis mit ihrer Zofe begleiteten ihn. Taland warf sich dem Bruder zu Füßen, während Jene mit der Zofe an der Thüre stehen blieben, und bekannte, indem er eine herzliche Bitte um Vergebung vorausschickte, in demüthigen und reuigen Worten seine Missethat.

Sprachlos vor Staunen und Entrüstung hörte Karl den Bericht von dem schnöden Verrathe an, seine

Hand, die schnelle Dienerin seines Zorns, ergriff das Schwert, um den Bösewicht zu strafen; — da trat Hildegardis hervor, kniete, den Bedrohten schützend, vor dem Könige nieder und rief aus: „Haltet ein, hoher Herr, der Himmel hat schon gerichtet; an Euch ist es, zu vergeben!“ Der König trat, von neuem Staunen ergriffen, und seinen Augen, welche ihn das Bild der todtgeglaubten Gemahlin erblicken, seinen Ohren, welche ihn die Stimme derselben vernehmen ließen, mißtrauend, zurück; Hildegardis aber ging zu dem Blinden, geleitete ihn zu seinem Sitze, und da, nachdem sie ihn bedeutet hatte, sich still zu verhalten und seine Seele Gott zuzuwenden, unternahm sie die unschwere Heilung und gab dem Ritter das Licht der Augen wieder. Das Erste, was er erblickte, war seine Retterin; — und, wie der König erstaunt, ja entsetzt, da er ein Gespenst zu sehen vermeinte, stürzte er zu ihren Füßen nieder, laut ausrufend: „Wofern nicht ein trügerischer Schein an die Stelle meiner Blindheit getreten ist, so sehen meine Augen den Geist Derer, die ich tödten ließ!“

„Nicht ihren Geist sehet Ihr — sie selbst, die Gott von dem Tode gerettet, Euch vor der Sünde bewahret, und — hier wandte sie sich zu dem in ihre Arme stürzenden Könige — meinem gnädigen Herrn und Gemahl seine treue Gattin erhalten hat!“

Der Papst segnete das wiedervereinigte hohe Paar und der König Karl vergab in der Freude seines Herzens seinem reuevollen Bruder; worauf Alle heimzogen nach Deutschland, wohin die Kunde von dem glück-

lichen und wunderbaren Ereigniß ihnen bereits vorangegangen war und allgemeine Freude bei Hohen und Niedern verbreitet hätte.

Noch lange Jahre erfreute sich der König Karl des Besitzes seiner vielgeliebten Hildegardis, und konnte nicht satt werden, von Neuem und immer wieder die Geschichte von ihrer Rettung und ihren Wanderungen zu vernehmen, seine Leichtgläubigkeit zu beklagen und Gott zu danken, der Alles so wohl und zum Heile gelenkt hatte. Auch des Hoffräuleins wurde nicht vergessen, welche das Werkzeug der Rettung ihrer Gebieterin und deren treue Begleiterin in allen ihren Fähren und Nöthen gewesen war. Sie wurde zur beständigen Hofdame der Königin ernannt und einem hohen Herrn des Reiches vermählt.

Adolf von Nassau und Imagina.

Ein grauser Krieg durchtobte das schöne Thüringer Land. Die wohlthätige Ruhe, welcher Deutschland sich unter Rudolfs von Habsburg kräftiger Regierung leider nur auf zu kurze Zeit erfreut hatte, war mit ihm verschwunden; der Graf von Nassau, welchen die Wähler des Reiches ihm zum Nachfolger gegeben, hielt, seines entschlossenen Karakters und persönlichen Muthes ungeachtet, die Zügel nur mit unsicherer Hand, und sein zu sichtbares Bestreben, die geringe Macht seines Stammhauses zu vermehren, schadete seinem Ansehn mehr, als die zahlreichen Feinde, die er sich schon gemacht und die sich um Albrecht von Oestreich, Kaiser Rudolfs Sohn, schaarten, der im Nassauer nur den Räuber der Reichskrone sah, von welcher er geglaubt hatte, sie könne ihm selbst nicht entgehn.

Eine willkommene Veranlassung hatte sich dem Kö-nige dargeboten, seine eignen Besitzungen zu vergrößern. In Meißen und Thüringen herrschte Landgraf Albrecht, den man den Ausgearteten nannte, seines unnatürlichen Betragens gegen seine Gemahlin, die hohenstaufische Margarethe und gegen seine Kinder, Friedrich und Dietzmann wegen, deren traurige Schicksale so oft wiedererzählt worden sind. Dieser, um seine eignen Söhne, mit denen er immer im Unfrieden lebte, gewissermaßen zu enterben, verkaufte auf dem Nürnberger Reichstage sein Land dem Könige für die Summe von 12000 Mark Silbers. Inwieferne das Recht auf Adolfs Seite war, dies zu erörtern ist hier der Ort nicht: daß er weder klug noch edel handelte, bewies der Eindruck, den die Verhandlung hervorbrachte, und der Ausgang. Die jungen Landgrafen setzten seinem Vorrücken Widerstand entgegen, aber vergebens. Eisenach, die in einer romantischen Gegend zwischen Waldungen von Eichen und Tannen gelegene Stadt, auf welche der alte Fürstensitz, die Wartburg, von grüner Höhe herabschaut, wurde erobert; viele Grausamkeiten wurden begangen, die Einwohner geplündert, die Dorfschaften verwüstet.

Es traf sich nun, daß, als das königliche Heer vor Freiburg im Osterland lagerte, Adolf einen Streifzug begleiten wollte, den er zur Erforschung der Gegend aussandte. Schaaren landgräflichen Kriegsvolks, durch bewaffnete Bauern verstärkt, ließen sich hie und da blicken; auf eine solche stieß der König mit den Seinigen. Das Gefecht währte nicht lange, und die Thüringer wichen, aber Adolf wurde bedeutend am Arme verwundet

zum Lager zurückzukehren, hätte zu großen Verzug herbeigeführt: man mußte sich also nach einer einstweiligen Ruhestätte umsehn. Ausgesandte Reiter kehrten mit der Nachricht zurück, daß nicht weit von da, am Eingange der Waldung, ein Kloster liege. Dahin beschloß man zu ziehn. Bald gelangte man ans äußere Thor: es war ein Nonnenstift, und den Ankommenden wurde der Eintritt versagt. Nur nach langen Vorstellungen ließ man den Verwundeten mit einem seiner Begleiter ein; ein Theil der Reisigen lagerte in der Nähe, während die Andern ins Lager zurückritten, um Kunde vom Geschehenen zu geben.

Mehre Wochen waren vorübergegangen, während deren Adolf die freundlichste Pflege im Kloster fand. Die Wunde war ernsthafter als es Anfangs schien; die Ungeduld des Königs, zu den Seinen zurückzukehren, und die angeborne Heftigkeit seines Karakters vermehrten das Fieber, in welchem er die ersten Tage über lag. In den halbwachen Träumen, welche ihn quälten, war es ihm oft, als stehe ihm, während das Geräusch des Kampfes ihn zu umtoben oder abwechselnd die Stille eines Grabes zu umgeben schien, ein schützender Engel zur Seite, seine Leiden lindernd, die Schweißtropfen der Angst und der zwecklosen fieberhaften Anstrengung abtrocknend auf seiner Stirne. Als er wieder zum Bewußtsein kam und die Augen aufgehn ließ, da sah er ein junges Mädchen neben seinem Lager: die Kleidung kündigte sie als eine Novize an. Sie war sein Engel gewesen: sie hatte bei ihm gewacht und gebetet und seine brennenden Lippen gekühlt mit wohlthätigem Tranke.

Nun genas der König schnell. Seine kräftige Natur trug bald den Sieg über die nach der Krankheit zurückgebliebene Mattigkeit davon und nach einigen Tagen fühlte er sich wieder im Stande zu dem Heere zurückzukehren. Aber wenn die im Kampf erhaltene Wunde ihn nicht mehr schmerzte, so that es eine Wunde im Herzen. Und er litt nicht allein. Die, welche ihn so treu gepflegt, die junge Imagina schauderte bei dem Gedanken, daß irdische Liebe ihre Brust erfülle, die sich nur der himmlischen weihen sollte — und besaß doch nicht Kraft genug, ihre Leidenschaft zu besiegen.

In diesem heftigen Kampfe der Empfindungen wünschte sie den Augenblick herbei, wo Adolf scheiden mußte, und doch zitterte sie, wenn sie an diesen Augenblick dachte. Dem Könige konnte nicht entgehn, was vorging im Herzen der Jungfrau. Endlich machte er sie mit dem Zustand seines eignen Innern bekannt; er bat sie ihn nicht zu verlassen, da es ihm unmöglich sein würde ohne sie zu leben; er schlug ihr vor mit ihm zu fliehen. Anfangs sträubte ihr Pflichtgefühl sich heftig, aber ihre Schwäche gab endlich der Stimme der Verlockung Gehör. Während der Nacht, die dem zu Adolfs Abreise bestimmten Tage voranging, lag sie auf den Knieen vor dem Altar der Klosterkirche, weinend und betend; die stille Hoffnung welche sie nährte, der Schutzengel dessen werden zu können, den sie liebte, Gutes zu wirken durch seinen Einfluß, beschwichtigte einigermaßen die anklagende Stimme ihres Gewissens.

Am folgenden Tage zog der König ab. Bis gegen Abend harrte er, hinter seinen Begleitern zurückbleibend,

in der Nähe des Klosters. Als es dunkel geworden war, zeigte Imagina sich an der Pforte: ein Mantel verhüllte sie. Adolf hob sie auf einen bereitgehaltenen Zelter und rasch gings nach dem Lager hin. Ohne bemerkt zu werden, blieb Imagina, nachdem sie ihre Kleidung gegen Männertracht vertauscht, in einem Zelte: nur ein Vertrauter des Königs wußte um das Geheimniß. Nicht lange darauf glaubte Adolf das Land verlassen zu können, welches nun größtentheils in seine Gewalt gegeben war, so wenig auch die Herzen der Bewohner ihm gehörten, und zog dem heimischen Rheine zu.

Nicht weit von dem heilspendenden Schwalbach liegt am Ufer der Aar, welche sich durch eine felsige Gegend ihren Weg bahnt, ein nur von wenigen Familien, nur Landleuten, bewohntes Dörfchen, bei welchem die Trümmer einer alten Burg sich trauernd erheben. Noch in unsern Tagen hat Adolfseck den Namen seines Erbauers bewahrt. Hier, in diesem abgelegenen, stillen Winkel, wohin nur selten das Geräusch der Welt drang, barg der Nassauer die Entführte; hier genoß er in den Stunden, welche sein unruhiges, bewegtes Leben, seine fast anhaltenden Kriege ihm frei ließen, an ihrer Seite des Glückes der Liebe. Aber bei Imagina drängte sich stets wie ein finstrer Schatten zwischen den ruhigen Genuß der Gegenwart und die Aussicht in die Zukunft die bange Ahnung, daß noch hier die Schuld, die sie auf sich geladen, ihre Strafe finden werde. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß Adolf immer ernster und düstrer wurde, daß die Zuversicht mit welcher er sonst dem

Kommenden entgegensah, sich allmälig verlor. Seine Abwesenheit von der Burg fand immer häufiger und länger statt; seine Zuneigung blieb warm und herzlich wie ehemals, aber es hatte sich etwas Wehmüthiges darin gemischt, das seinem feurigen Karakter und seinem ganzen Wesen fremde war.

Als er eines Tages wieder zu dem Schlosse zurückkehrte, konnte er der harrenden Geliebten die Wahrheit nicht mehr verbergen. Ein unheildrohendes Gewitter hatte sich über seinem Haupte zusammengezogen. In einer bis dahin unerhörten Verhandlung hatten die Kurfürsten, dazu vermocht durch mancherlei Ränke und Versprechungen, überdies sich getäuscht sehend in der Hoffnung, die sie gehegt hatten, im Grafen von Nassau ein willenloses Werkzeug zur Ausführung ihrer eignen Pläne zu erhalten, auf dem Fürstentag zu Mainz den König Adolf abgesetzt und seinem ärgsten Gegner, dem Herzog von Oesterreich, die ihm entrissene Krone aufgesetzt. Nichtig und ungerecht war die Mehrzahl der gegen den Nassauer erhobenen Anklagen. Aber er war nicht der Mann, sich ruhig zu fügen in die ihm angethane Schmach, wobei seine Ehre nicht nur, sondern auch sein Dasein auf dem Spiele stand. Sein Anhang in Deutschland war immer noch zahlreich genug, um seinen Feinden die Spitze bieten zu können. Bald begann der Krieg mit kleinen Gefechten, bald dem Einen, bald dem Andern Gewinn oder Verlust bringend. Die feindlichen Heeresmassen hatten sich dem Rheine genähert, und eine entscheidende Schlacht stand bevor.

Die Besorgniß um Adolf, welche den Busen Imagina's erfüllte, litt sie nicht mehr auf ihrer stillen Burg. Sie wollte sich in den Stunden der Gefahr nicht von dem trennen, welcher ihr Alles war auf der Erde. Weinend schied sie, männliche Kleidung tragend, von Adolfseck: es schien ihr, als lasse sie ihr ganzes Glück in seinen verödeten Gemächern. Fünf Stunden vom alten Worms erstreckt sich die Ebene von Gelnheim, wo der Blick eine große Strecke Landes umfaßt, durch welche der Rhein strömt und welche zur Rechten von der Kette des Hardtgebirges begrenzt wird. Hier stießen die Heere aufeinander. In dem bei Gelnheim gelegenen Kloster Rosenthal harrte Imagina des Ausganges. Die bängsten Besorgnisse erfüllten ihre Brust; sie hatte nicht Rast nicht Ruhe, kaum behielt sie Fassung genug, um im Gebete die Sache und das Leben ihres Geliebten dem Herrn anzuempfehlen. So ging der Tag vorüber, als gegen Abend das Gerücht von der Niederlage des Königs sich verbreitete. In grenzenloser Verzweiflung stürzte Imagina hinaus; das Gewühl nicht achtend, durchirrte sie das mit Leichen besäete Schlachtfeld, Adolfs Namen rufend. Ueberall war Entsetzen, Flucht, Plünderung. Ein Häuflein Krieger hatte sich gesammelt, wo neben einem Eichbaum mehre Gefallene nahe bei einander am Boden lagen — mit einem Schrei des Entsetzens warf die Unglückliche sich über einen der Todten hin.

Es waren die blutigen, verstümmelten Reste Adolfs von Nassau, die sie, selbst eine Leiche, mit ihren Armen umschlang.

Der Kurfürst von Mainz, welcher das Hauptwerkzeug zum Verderben des Königes gewesen war, dem aber sein eigenes widriges Schicksal sich vorzuspiegeln schien im Augenblick, wo er Jenen durch Albrechts Hand fallen sah, ließ den Leichnam im Kloster Rosenthal beerdigen, da man ihm die Aufnahme in die Kaisergruft zu Speyer versagte. Auf der Stelle, wo er gefallen, erinnern ein Kreuz und eine Inschrift an seinen blutigen Ausgang. Von ihm reden auch die Trümmer Adolfsecks, welche der unversöhnliche Albrecht bald nach der Gelnheimer Schlacht schonungslos durch seine Rotten zerstören ließ.

Eppstein.

Heilspendende Brunnen entsprudeln den anmuthigen Thälern des Taunus, an Erinnerungen reiche Burgen blicken von seinen bewaldeten Höhen, die wie eine Kette das schöne, fruchtbare Land umschließen, welches auf dem rechten Ufer des Mains sich dahin zieht. Mächtige und angesehene Geschlechter wohnten hier nebeneinander, wo Falkenstein, Königstein, Eppstein, Sonnenberg, Hohenstein liegen, wo der Altking und der Feldberg, an die Begebnisse altfränkischer Geschichte mahnend, ihre stolzen Häupter über die nachbarlichen Berge hervorstrecken.

Wo jetzt, von Thal und Hügel eingeschlossen, in der sogenannten Nassauischen Schweiz, das Dorf Eppstein mit dem hohen Thurme und den starken Mauern liegt, welches der Stammsitz weitgebietender und vielverschwägerter Herren war, deren Geschlecht dem

Mainzer Erzstift manchen Hirten gab: in diesen nun stillen Gegenden wohnte einst ein ungeschlachter Riese. Auf seine Körperstärke trotzend, wollte er Keinem gestatten, sich im Thale anzusiedeln: mehr aber noch, als des Ackerbauers niedere Hütte, war ihm die Burg des Edeln zuwider, und hätte es an ihm gelegen, so würde kein Mauerring sich auf den Höhen des Taunus erhoben haben. Da geschah es einmal, daß er das Land verlassen mußte, um einigen Ländern im Elsaß zu helfen, welche Mühe hatten, sich der Angriffe der schwachen, aber durch ihre Zahl und Gewandtheit überwiegenden gewöhnlichen Menschenkinder zu erwehren. Kaum war der strenge Hüter von Aue und Wald fort, so steckte in der Umgebung Alles die Köpfe zu den Fenstern hinaus und lugte rechts und links, und nachdem die Leute sich überzeugt hatten, daß das Ungethüm wirklich verschwunden war, bekamen sie Alle viel Muth, und nachdem sie tief Athem geschöpft, beschlossen sie sich den Umstand zunutze zu machen und ohne langen Prozeß sich in die liegende Erbschaft zu theilen. Als sie damit im Gange waren und es schon manchen Zank und Hader abgesetzt hatte, indem keiner des Andern Ansprüche gelten lassen wollte, traf es sich, daß ein junger Rittersmann in das Thal kam. Diesen wählte die uneinige Gemeinde zum Schiedsrichter, und er verwaltete sein Amt, troz seines nur unscheinbaren Bartes, so gut, daß nach zwei Tagen alle Zwistigkeiten beigelegt waren, und er selbst, zu seiner eignen Verwunderung, sich im Besitze des mit frischem Grün bedeckten Hügels fand, der sich sanft aufsteigend aus der Niederung erhebt.

Eppo, so hieß der Jüngling, begriff sehr wohl seine Stellung und seine Pflichten. Sein Säckel war ziemlich leer, aber durch Feinheit und Ueberredungskunst wußte er zu ersetzen, was ihm hier abging. Das Landvolk lernte bald einsehn, daß es nichts besseres thun könne, als dem Ankömmling beim Bau einer Burg helfen, die mit denen der Nachbarn wetteifern würde. Wie schön mußte sie sich mit ihren Zinnen zwischen den dichten Waldungen ausnehmen! Welchen Schutz konnte sie dem ganzen Lande bieten, wenn es dem Riesen einmal wieder einfiel, seine verlassenen Besitzungen zu besuchen! Die Wahrheit aber war, daß der Ritter, welcher gerade diesen letztern Grund am meisten hervorzuheben sich bemühte, so wenig im Ernste des Riesen gedachte, als die Bewohner des Thales es thaten. Es war nun eine rechte Lust, das rege Treiben und die freudige Bewegung unter dem Völklein zu sehn. Wäre Herr Eppo ein mächtiger Fürst gewesen, und hätte er über den Frohndienst Tausender und den Arm geschickter Werkleute verfügen können: der Burgbau hätte doch kaum geschwinder vorschreiten können. Die Mauern schienen aus dem Boden zu wachsen — die guten Landleute vergaßen ihre eigenen Wohnungen drüber, und wenn ja einmal ein Vorüberziehender nach dem Grund dieser außerordentlichen Thätigkeit sich erkundigte, so erhielt er die Antwort: zu ihrer Aller und des Landes Wohl werde das Schloß gebaut.

Eppo lachte ins Fäustchen. Schon war das untere Geschoß fertig, und während einer schönen Sommernacht hatte er sogar beschlossen, die wenigen Stunden

der Dunkelheit oben zuzubringen. Zwar war noch kein ritterlich Gemach eingerichtet — aber was that's, der Gedanke, daß er auf seinem Eigenthum ruhe, ließ ihn selbst die harte Bank weich finden. So lag er beim Frühlicht noch im tiefsten Schlafe in einem Winkel, als er plötzlich durch ein tolles Getöse geweckt ward, das sich über seinem Kopf und auf allen Seiten vernehmen ließ. Erschrocken erhob er sich vom Lager und traute noch seinen Sinnen nicht. Balken und Pfosten schienen mit Gewalt niederzufallen, die Erde erbebte unter den schweren Stößen. Und dabei ließ sich ein Gebrülle vernehmen, das dem eines Jochs wüthender Stiere glich. Eppo'n fehlte zwar auch eben der Muth nicht, aber er hielt es doch für besser, sich für's erste in Sicherheit zu bringen, da er jeden Augenblick fürchten mußte, die Wölbung werde über ihn zusammenfallen. Und er hatte auch keine Zeit zu verlieren — kaum war er durch eine Fensteröffnung ins Freie gesprungen, so stürzte ein Theil des Baues mit donnerähnlichem Gekrach zusammen, und mitten in den Trümmern stand der aus der Fremde heimgekehrte alte Riese, mit wilder Geberde seine Keule schwingend, und des erschrockenen Volkes spottend, das sich in tödtlicher Angst in der Ferne hielt und dem Werke der Zerstörung zusah, ohne helfen zu können.

Kein Tag war vergangen, und statt des schönen Baues war nur ein wüster Steinhaufen auf dem Hügel zu sehn. In diesem schlug der Riese sein Hauptquartier auf und belästigte und ängstigte auf alle Weise die Umgegend. Wie sehnten sich da die Bewohner nach den

vergangenen Tagen zurück! Eppo schien eine Zeitlang in Sinnen verloren, dann verließ er das Thal, aber nicht ohne das Versprechen zu geben, er werde bald zurückkehren. Die Landleute schienen seiner Rede wenig Glauben beizumessen, und als mehre Wochen vergingen, ohne daß sie die geringste Kunde vernahmen, begannen sie sich in ihr Schicksal zu fügen, und nahmen sich vor, den Gast zu vergessen. Doch siehe, eines Morgens erschien er wieder in den Hütten, wo er mit Jubel empfangen ward; mit ihm kamen ein halb Dutzend Gesellen, welche schwere Säcke auf Maulthieren mitschleppten. Was in diesen enthalten sei, wollte der Ritter nicht sagen, und empfahl seinen Freunden die strengste Verschwiegenheit über sein Kommen an. Zugleich erkundigte er sich, wann und auf wie lange der Riese sein Mittagsschläfchen zu halten pflegte, und nachdem er vernommen, daß gerade jetzt die Zeit desselben da sei und bei der heißen Jahreszeit nicht allzukurz wäre, begab er sich, von seinen Gefährten begleitet, in größter Stille nach der zerstörten Burg.

Eppo wußte nicht, sollte er weinen, sollte er sich freuen, als er die Stätte wiedersah. In einiger Entfernung schon vernahm er das laute Schnarchen des Usurpators, wofür er den Riesen zu erklären keinen Anstand nahm, und mit Mühe gelang es ihm, seine Begleiter bei dieser Musik, welche den langgezogenen Tönen eines enormen Dudelsacks glich, vor dem Reißausnehmen zu bewahren. Der Schläfer lag in der Vertiefung, welche sich zwischen den noch übriggebliebenen Mauerresten gebildet hatte; einige Ellen groben

Segeltuchs dienten seinem Gesichte zum Schutz vor der sengenden Hitze einer Juli-Sonne. Durch Zeichen ertheilte Eppo seine Befehle: in einem Nu wurden die Säcke geöffnet, eine Menge von Eisenringen herausgenommen und in größter Geschwindigkeit zusammengefügt. Alles ging glücklich von Statten: im Augenblick, wo der Riese zusammenzuckend die Augen aufschlug, lag auch schon das schwere Netz über ihm und war auf allen Seiten wohlbefestigt. Eppo aber stand auf der Mauer, und lachte noch toller über den Gefesselten, als dieser sich einst über ihn, den Fliehenden, lustig gemacht hatte. Das Hüfthorn des Ritters rief bald alle umwohnenden Landleute herbei, und mit Verwunderung und Freude erblickten diese ihren schlimmen Feind, der ohnmächtig unter den ihn enge umschließenden eisernen Banden tobte, und einen Strom der grauenvollsten Verwünschungen ausstieß. Aber Niemand kehrte sich daran und nachdem die nöthigen Vorsichtmaßregeln getroffen waren, gingen die Meisten nach Hause. Am andern Morgen schon brachten die Wächter die Nachricht, der Gefangene habe sich im Grimme den Schädel an der Steinwand zerstoßen.

Der Bau des Schlosses wurde nun wieder begonnen, und bald stand es da, fest und stattlich wie irgend eines. Von seinem ersten Besitzer erhielt es den Namen Eppstein, und um kommenden Geschlechtern zu zeigen, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, wurden des Riesen Gebeine über dem großen Thore angeschmiedet. Dort dienen sie noch als Wahrzeichen. — Ob nun die Hoffnungen des Landvolks in Erfüllung gingen, und

Eppo ein dankbarer und gütiger Herr und Beschützer war, davon schweigt die Geschichte. Aber ihre Jahrbücher erzählen, daß die Herren von Eppstein reich und mächtig wurden, und eine wichtige Rolle spielten bei den wechselvollen Ereignissen des deutschen Kaiserreiches, bis sie im sechszehnten Jahrhundert ausstarben. Die Burg ist verödet, aber in der Kirche des Oertchens finden sich noch manche Grabsteine der alten Besitzer.

Eginhard und Emma.

Das war eine gute, große und in ihren Folgen beglückende Zeit, da der große Karl Hof hielt zu Ingelheim auf der hohen Kaiserburg. — Vierzehn Kinder standen ihm zur Seite, die köstlichste Zierde der kaiserlichen Habe. Des Vaters Auge aber ruhte mit besonderm Wohlgefallen auf der jüngsten Tochter, Emma (so nennt sie die Sage), die nicht nur in allen häuslichen Tugenden von besondrer Tüchtigkeit war, sondern auch mit seltenem Eifer jede Gelegenheit benutzte, um ihren Geist durch die damals noch so wenig gepflegten Wissenschaften zu bereichern. Dabei war sie so tadellosen Leibes, daß — wenn das Christenthum nicht schon in voller Blüthe gestanden — man wohl geglaubt haben würde, es wäre die Göttin Venus noch einmal vom Olymp herabgestiegen, um die Sterblchen zu unbedingter Anbetung zu zwingen. Den Kaiser aber erfreute

beides gar sehr: ihr verständiges Gespräch im Kreise der Hausgenossen und ihr anmuthiges Wesen in Webekammer und Küche, wo sie sorgsam Alles ordnete und auch mit Hand anlegte, besonders wenn es galt den Gaumen ihres Herrn und Vaters zu befriedigen, dem sie namentlich ein Gericht von Rehfleisch schmackhaft zu bereiten und zu würzen verstand, daß keine Andre es ihm zu Dank machen konnte. — Wenn der Kaiser sie so in Küche und Keller schalten und schaffen sah, pflegte er sie wohl mit dem väterlichen Liebesnamen „meine Imme" zu nennen.

Aber Emma war noch weit geschäftiger, als der gute, obwohl gestrenge Vater es ahnen mochte. Nicht nur am Tage war ihr Fleiß unermüdlich, auch zur Nachtzeit pflegte sie nicht des Schlafes, sondern viel süßerer Freuden. — Unter des Kaisers Räthen befand sich Einer, der viel schöner und anmuthiger, auch viel jünger war als alle Uebrigen, und dennoch der Gelehrteste und Verständigste des ganzen Rathes — bis auf einen einzigen Punkt, an welchem denn freilich seine ganze Weisheit scheiterte; — und dieser Punkt war — die zärtlichste Liebe für Emma, die von der schönen Jungfrau in nicht geringerem Grade erwidert ward.

Nun war aber, trotz der großen Leutseligkeit des Kaisers, doch ein allzustarker Abstand zwischen der jüngsten seiner Töchter und dem jüngsten seiner Räthe, so daß es zur Tageszeit dem liebenden Paare unmöglich war, sich anders als vom Zwange der Verhältnisse umgeben zu sehen, während es doch auch in keiner Weise

räthlich schien, auch nur den Versuch zu machen, den Kaiser für die Wünsche der jugendlichen Herzen zu stimmen.

Dieser Umstand ward aber den Liebenden bald so lästig, daß sie sich entschlossen, die stille Nacht zum Arzt des Tages zu machen und es ihr zu überlassen, ihren duftigen Thau dahin zu gießen, wo die Sonne allzu stark gesengt hatte, oder Gedanken an das sanfte Mondslicht zu locken, die des Tages zu heller Schein zurückschreckte. Und siehe da — in Emma's Kämmerlein, zu dem sie ihrem Eginhard heimlich den Eingang gestattete, da schwand im matten Silberlicht der Sterne der Unterschied zwischen des Kaisers Tochter und seinem Diener.

Doch auch in der Stille der Nacht und von allen Zeugen entfernt, blieb ihre Liebe rein und keusch, und sie sündigten nicht gegen Gott — nur gegen die Sitte der Menschen.

Manche Sommernacht wurde in dieser süßen Stille am offenen Fenster verplaudert, und meist erzählten sich die Liebenden Dinge, die der ganze versammelte Hof des Kaisers ohne Anstoß hätte anhören können; sogar die Gegenstände, in denen Eginhard Emma unterrichtete, wurden hier verhandelt; es war ihnen nur darum zu thun, sich ohne Zwang an einander erquicken zu dürfen; oft auch trat eine heilige Stille ein, Emma sah in das schweigende Dunkel voll leuchtender Sterne, und hing an der Erde nur durch die Hand, die Eginhard hielt, die wiederum mit dem Himmel durch den Blick zusammenhing, den er auf ihr Auge heftete. — Als die Herbstnebel

mit der höher schwellenden Fluth des Rheinstroms heranzogen und das Fenster zugemacht werden mußte, da gedachten sie wohl öfter der düstern Weltverhältnisse, die ihre reine Liebe verdunkeln wollten — und sie schlossen sich noch enger, wärmer und fester aneinander.

Endlich fingen die Novemberstürme an zu toben; Emma hüllte sich in schützende Gewänder, während Eginhard vor der Wärme seines glühenden Herzens keine Kälte verspürte; wieder hatten sie die lange Nacht, versenkt in Liebesträumen, im Kämmerlein gesessen, da verkündete die Sanduhr, daß es für Eginhard an der Zeit sei, in sein Gemach zurückzukehren, das jenseits des Schloßhofes lag.

Emma geleitete ihn bis an die äußere Pforte und — als sie diese leise geöffnet, da fuhren beide erschrocken zurück, — der ganze weite Raum, den Eginhard durchschreiten mußte, war mit frisch gefallenem Schnee bedeckt. —

Ach! wie war nun guter Rath theuer! Denn daß Mannestritte, von der Schwelle des jungfräulichen Gemaches über den Hof führend, gesehen würden, das konnte Emma nimmermehr gestatten, und weder vor dem Gerede der Menschen, noch vor dem Zorne des Kaisers verantworten.

Nach kurzem Sinnen geschah eine That, die seitdem von tausend Liedern besungen und zum schönsten Liebesdenkmal erhoben wurde: Das starke rüstige Mädchen nahm den Geliebten auf den schlanken Rücken und schritt mit leisem Zeh über die weiße Fläche hin, die jetzt nur die Spuren kleiner Frauenfüße zeigte.

Aber — auch der Kaiser hatte die Nacht durchwacht; nicht in zartem Liebesgekose, sondern in ernster Sorge um sein Reich, und als er sich endlich zur Ruhe legen wollte, öffnete er noch einmal sein Fenster und sah hinaus auf den beschneiten Hof und freute sich im Voraus der schönen Wildspur — da sieht er plötzlich sein geliebtes Kind, die Last eines Mannes auf dem Rücken, durch den Hof eilen, und dann schnellen Schrittes zu ihrem Gemache zurückspringen. O Kaiser! wie mag Dir der Morgenschlaf nach dieser durchwachten Nacht bekommen sein? —

Des andern Tages saß Kaiser Karl zu Rathe auf seinem hohen Stuhle, und die den Kreis um ihn schlossen, erschraken ob des Ernstes und der Trauer, die Karls hohe Stirn bedeckten. — Nach fast langem Schweigen warf er zu allgemeinem Erstaunen die Frage auf: was eine Königstochter, die bei nächtlicher Weile einen Buhlen in ihr Zimmer aufgenommen, verdiene?

Die Räthe sannen und sprachen hin und her; aber sie kannten ja die milde Sinnesart ihres Herrn, und gaben endlich ihre Stimme dahin ab: in Liebessachen sei das Räthlichste — Verzeihung.

Der Kaiser entgegnete nichts, fuhr aber fort zu fragen: was ein niederer Edelmann, der sich nächtlicher Weile in die Kammer einer Königstochter eingeschlichen, verdiene?

Und die Räthe, die wohl ahneten, wer gemeint sein möge und den jungen Eginhard liebten, gaben abermals ihre Stimme ab: in Liebessachen sei das Räth-

lichste — Verzeihung! — Nur Eginhard selbst, der zu unterst im Kreise saß, und der fühlte, wie die Reue sein Herz und die Scham seine Wangen bestürmte, zwang die zitternde Stimme zur Festigkeit und sprach bescheiden: „er verdient den Tod!"

Der Kaiser sah ihn lange an und erwiederte: „nicht den Tod! — Doch mögen die hinausgehen in die Welt und vergessen sein von Allen, die sie geliebet haben."

Als Emma die Kunde erhielt, weinte sie, daß ihr das Herz brechen wollte, doch fühlte sie, daß sie keinen milderen Spruch habe erwarten dürfen. — Still legte sie ihr fürstliches Gewand ab und wand das Geschmeide aus den langen goldenen Haaren los; dann gürtete sie ein grobes Kleid um ihren Leib und nahm zärtlich Abschied von den Orten, die sie geliebt und den Thieren, die sie gepflegt hatte. — Ihr Täubchen setzte sich auf ihre Schulter und begehrte die gewohnte Nahrung; doch sie küßte es mit Thränen — und ließ es fliegen. — Sie wendete der hohen Kaiserburg den Rücken und ging mit beklemmter Brust den Fußsteig zur Rechten der Heerstraße entlang. Sie war noch nicht weit gegangen, als sie mit dem goldenen Haar die Thränen aus den Augen wischte um sich umzusehen; — da ging auf dem Fußwege zur Linken der Heerstraße ein Anderer, in tiefem Schmerz versunken, und ließ das Haupt auf seine Brust sinken, als sie ihn ansah; — und von Neuem flossen ihre Thränen, und stärker noch als zuvor. So ging sie noch eine gute Strecke, bis der Fußsteig zu Ende war und sie auf die Straße hinabstieg und ihm die Hand hinreichte; — die ergriff er

und drückte sie an sein Herz, dann gingen sie neben einander hin, still und traurig, aber sie weinten nicht mehr.

Als es Abend war, hatte sich der Wald um sie gedichtet und sie sahen ein fernes Feuer. Erschöpft und hungrig gelangten sie dahin und fanden zwei Köhler, die ihr Nachtmahl verzehrten, und deren Herzen ein Blick auf Emma dergestalt erweichte, daß sie nicht nur die Hungrigen sättigten, sondern auch den Müden ein Lager von trockenem Laub bereiteten. Aber Eginhard, nachdem er die Geliebte gebettet hatte, setzte sich ans Feuer, und schürte es an, um das Zweighäuslein zu erwärmen, bis ihm die Augen zufielen und auch er in festen Schlaf fiel. Als der späte Morgen dämmerte, schlummerten Beide noch; sie waren nach solcher Wanderung und so mancher schlaflosen Nacht vorher der Ruhe wohl bedürftig, und in dieser Einsamkeit des Waldes, fern von den Menschen und ihrem Zwange, war es zum ersten Mal, daß sie, wie durch Klostermauern getrennt, sich keine Liebkosung und nicht einmal ein Wort der Liebe erlaubten. — Als sie endlich erwachten, waren sie allein: die Köhler hatten sie verlassen, doch mancherlei Werkzeuge und selbst Nahrungsmittel für mehrere Tage hatten sie zurückgelassen. Emma trat aus ihrer Hütte hinaus in den Wald und sah Eginhard stumm in der Ferne stehen; aber sie rief ihn zu sich und sagte: „Wen hab' ich denn, als dich, wen hast du denn — als mich?“ — und weinend sanken sie sich in die Arme.

Bald war es anders. Rüstig ging das junge

Paar an den Bau einer Hütte, die bequem für Zwei war. In den Morgenstunden schoß Eginhard Wild, und mit den Fellen bekleideten sie die Wände, deren Fugen sie vorher mit Moos verstopft hatten. Und nachdem das Häuschen vollendet war, trat Eginhard eines Morgens zagend vor Emma und sprach: „Wer wird uns den Segen des Herrn geben?“ Emma aber führte ihn zu einem schlanken Baumstamme, den sie zu einem Kreuze gestaltet hatten, und Beide knieten davor nieder und baten Gott um seinen Segen zu ihrem Ehebunde, der nun nicht länger verschoben werden sollte; da rauschte ein heller Flügelschlag über ihren Häuptern, und als sie aufblickten, saß Emma's Taube über ihnen im Baum. Nun waren sie Mann und Weib, und weilten dort noch lange in seliger Umarmung.

In Ingelheim aber grämte sich Kaiser Karl um seine Imme, denn er hatte nichts in der Welt so sehr geliebt wie sie, und mit ihr schien die Freude aus seinem Schlosse gezogen zu sein. Zwar ging er noch fast täglich auf die Jagd und erlegte Wild die Fülle, doch es war Niemand da, der ihn so liebevoll empfing, wenn er heim kam, wie einst seine Emma. Auch bleichte sein Haar und seine Wange fiel ein, und wer ihn nur vor ihrem Ausscheiden gesehen, der hätte ihn jetzt nicht wieder gekannt. Und die Räthe seufzten stumm nach der Rückkehr des geliebten Paares, und schickten heimlich Boten in die Runde; aber sie waren verschwunden, und keine Spur ließ ahnen, wohin.

Zum fünften Male war der Herbst angebrochen, seit jenem, der Emma aus des Vaters Schloß vertrieb;

doch es lag noch kein Schnee auf der Heide, vielmehr lächelte die Sonne, als ob sie noch die sommerliche Flur beleuchtete. — Da machte der Kaiser einen weiten Jagdzug in den Odenwald; eines Tages, da er einen Hirsch verfolgte, sah er sich ganz allein unter den rauschenden Wipfeln des dichtesten Waldes. Sein Jagdruf auf dem gewaltigen Bügelhorn, das seinen Besitzer bis auf den heutigen Tag überlebt hat, blieb unbeantwortet, und er sah sich endlich genöthigt, solchem Abentheuer nicht abhold, die müden Glieder auf das weiche Moos zu strecken und für diesmal auf sein Abendbrod zu verzichten. Plötzlich theilten sich neben ihm die Büsche, ein keckes Reh sprang hervor und hinterdrein ein Knabe, der es zu haschen strebte. Als der den großen Mann im Moose liegen sah, stand er still, ging dann auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Der Kaiser fühlte sich beim Anblick des schönen Kindes bewegt, das alsbald ein gar ergötzliches Spiel mit seinen Waffen begann und endlich mit dem mächtigen Schwert in's Dickicht lief. Der Kaiser rief: „Still hier, du kleiner Fant!" Aber das Kind hörte nicht, und so mußte er sich schon entschließen, ihm zu folgen, was das Reh schon längst gethan hatte. — Nach kurzem Gange stand er auf einem freien Platz im Walde, wo eine zierliche Hütte stand, vor der Hütte saß eine enzelschöne königliche Frau, die ein Kind säugte und hinter welcher der Knabe mit dem Schwerte sich verbarg. Sobald die Frau den hohen Fremden sah, stand sie auf, bewillkommte ihn und fragte nach seinem Verlangen. Doch kaum hatte er einige Worte gespochen, als sie plötzlich mit ihrem Säugling

in die Hütte lief. Der Kaiser sah ihr verwundert nach, aber er kannte sie nicht; fünf Jahre und Kleidung und zwiefaches Mutterglück hatten sie mehr noch verschönt als verändert, beides aber in so hohem Grade, daß sie dem Auge des eigenen Vaters nicht kenntlich war. — Bald kam sie mit Früchten und kaltem Inbiß, doch ohne den Säugling zurück, und unterhielt sich freundlich mit dem Gaste, der seiner Verwunderung nicht Herr werden konnte, solchen Vogel in solchem Neste zu treffen. Als es schon stark zu dunkeln begann, kam ein rüstiger Jäger mit einer erlegten Rike aus dem Walde, dem das lange braune Haupt- und Barthaar keineswegs ein verwildertes, vielmehr ein gar stattliches Ansehen gab. Auch er reichte dem Fremden treuherzig die Hand und unterhielt ihn verständig, während die schöne Frau in der Hütte das Reh zerlegte, um die Abendmahlzeit zu bereiten, und der Kleine um die beiden Männer herumspielte, daß der Kaiser seine herzinnige Freude an dem Frohsinn des Kindes hatte. Schon war es dunkel, als die Frau sie Alle in die Hütte rief zum Abendessen. Wie staunte der Kaiser über die Zierlichkeit des Gemaches, das mit Fellen behangen und mit Federn und Steinen geschmückt, ein wirklich einladender Aufenthalt war; aber welch' ein seltsames Beben ergriff ihn, als sein Blick auf der runden, von einer großen Lampe erhellten Tafel ruhte, und er nun gewahrte, daß Alles genau so angeordnet war, wie er es daheim gewohnt war und liebte; und als endlich gar der Duft der Speise zu ihm heraufstieg und ihn an längstentflohene Tage mahnte, da hob er den Blick auf Emma und Eginhard. — Sie aber hatte ihre

Kraft verlassen, weinend sank sie dem Vater zu Füßen — und Eginhard schlich sich mit dem Knaben hinaus, um ein solches Wiederfinden nicht zu stören. — Doch er hatte nicht lange draußen gestanden, als der Kaiser ihn rief und an sein Herz drückte.

Indem erschallte draußen Hörnerklang und Rüdengebell; — bei hellem Mondlicht zog das Jagdgefolge des Kaisers heran; — er aber sagte nach kurzem Gruß: „Ich habe ein köstlicher Wild gefunden, denn je" — und zeigte ihnen seine herrliche, königliche Tochter und den vielgeliebten Schwiegersohn sammt den holden Kindern! —

So verließ Emma aufs Neue ihren Wohnort, ihre Lauben und Fruchtgärten, und zog sammt Vater und Gemahl nach Ingelheim und dann nach Aachen, wo der Letztere die Thaten des Ersteren aufschrieb und verewigte. — An der „seligen Statt" aber, wo Emma fünf Jahre mit ihrem Gemahl verlebte, ward das Kloster Seligenstatt gegründet, wo später ihr schöner Leib der Erde wiedergegeben ward. —

Friedrich und Gela,

oder:

Gelahausens Gründung.

Der Wanderer, der in dem Rheinparadiese in den höchsten Genüssen der Natur geschwelgt, wird von Mainz aus, wo der herrliche Rheingau seinen Segen spendet, auch wohl einen Abstecher über Frankfurt durch das Mainthal nach Hanau machen. Das liebliche Thal der Kinzig, die freundlichen Höhen der Wetterau laden von hier jeden zur Wanderschaft, und wie der Wandrer den Wellen des Flüßchens entgegenzieht, werden ihn bald die jetzt spärlichen Ueberreste der einst so prachtvollen stattlichen Kaiserburg Gelahausen, deren Mauertrümmer die Kinzig träge umschleicht, und die in der Vorzeit so reiche, gewerbblühende Reichsstadt Gelnhausen an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe mahnen.



Kretschmer del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt Baumann

Hier, wo ein freundlicher Gebirgszug die Höhen des Rhöngebirges mit dem Vogelgebirge der Wetterau eint, und die anmuthigste, üppige Natur das Herz des deutschen Vaterlandes aufs reichste gesegnet, verlebte Friedrich, des Schwaben-Herzogs Friedrich des Einäugigen Sohn, der Jugend schönste Blütentage. In allen ritterlichen Tugenden gewandt, machte der edle Jüngling ihre Uebung auch zur ersten Aufgabe seines Lebens. Seinem Speer und Bolzen entgingen selten die grimmen Bewohner der dichten Forsten, die rings die Höhen bekränzten. Das gefahrvollste Jagd-Abenteuer war ihm immer das Liebste, denn so konnte er ja seinen Muth und seine Kühnheit immer am besten erproben. Selten besuchte er irgend ein Ritterspiel, von dem er nicht als Sieger schied, und allenthalben war der schmucke Jüngling ein willkommener Gast.

Bannten des Winters Wetter ihn an den Heerd, so erfreuten ihn die Zeitbücher und Sagen vergangener Tage, und fromm und treu übte er dann auch, wie es dem Ritter ziemte, des Sanges schöne Kunst. Kehrte dann der Frühling mit seinen Sängern, seinen Blüthen und dem ganzen Gefolge der Freude in die heimischen Gauen, und lockten tausend Stimmen, der Blumen Duft, des Forstes früher Laubschmuck, die muntern Bächlein und all das Regen und Leben rings in der unerschöpflichen Werkstätte der Natur mit unwiderstehlichen Reizen hinaus in das Freie, dann schwärmte auch Friedrich, die treue Zither an der Seite, den Bogen auf dem Rücken, durch Wiese und Forst, über Hügel und Berg. Alles gab ihm neue Lieder und neue Freuden

denn was er so oft genossen, war und blieb dem jugendlichen frommen Gemüthe doch immer neu. Rings auf den Burgen, wo seines Vaters Vasallen hausten, war er ein freudiger Gast, und Trauer brachte immer sein Scheiden, wenn es ihn wieder hinaus zu der Frühlingsfahrt trieb.

So führte ihn auch einst sein Pfad zu einem stattlichen Rittersitz. Und wie er nun zum Burgthor trat, ward er auf eine eigene Weise überrascht. Unter der Steinlaube der Thür zum Wohngebäude, die ein blühender Fliederstrauch überschattete, saß ein zartes Mägdlein, emsig mit der Spindel beschäftigt, während, umlagert von tüchtigen Rüden, der Burgmann, unter der Treppenbrüstung sitzend, an Waffenstücken putzte.

„Gott zum Gruß, Jungherr Friedrich!“ bot ihm der Alte das Wort und wollte sein Werk verlassen. Züchtiglich neigte sich die Jungfrau zum Gruße. „Laßt „Euch nicht stören, Herr Erwin, und ihr, zarte Magd“ entgegnete Friedrich, „Ihr gönnt dem fahrenden Gaste „wohl einen Imbiß und ein Lager, bis ihn die Lerche „wieder hinausruft.“ „Gela, einen frischen Meth!“ sprach der Alte, „Herr Friedrich nimmt vorlieb.“

Die Jungfrau wollte ihren Sitz verlassen, Friedrich bat aber scherzend, sie möchte nur bleiben und sich in ihrer Arbeit nicht unterbrechen, nach fahrender Sänger Weise wollte er sich den Willkommtrank verdienen. Beide willigten in sein Begehr. Als er aber sang von des Frühlings Wonnen, und dem Sehnen, das er wecke in eines Jeden Brust und doch nie und nimmer stille, da ruhten Gela's Hände und ihr Auge wurde feucht, auch

der Alte hielt inne in seinem Werke, und selbst die Rüden schienen des Sängers Worten zu horchen.

Gern empfing Friedrich der Jungfrau Dank; süßer mundete ihm hier der Becher des Willkommens den sie ihm reichte, als sonst der köstlichste Labetrunk. Friedrich blieb in der Burg, denn wie konnte er auch so bald scheiden! Manch schönes Frauenauge hatte ihm schon gelächelt, und ihm in süßer Minne einen Himmel voller Seligkeiten verheißen, aber sein Herz war unberührt geblieben. In Gela's blauem Auge war ihm ein goldener Morgen aufgegangen; ein Gefühl, das ihn zu manchem Sange angetrieben, welchem er aber nie einen Namen zu geben gewußt, war ihm urplötzlich klar geworden, und erfüllte seine Seele mit Wonne; er hatte nur einen Gedanken: Gela — und in ihm lag das unaussprechliche Glück, für welches selbst sein Lied keine Klänge fand.

Kaum säumte des Frühroths erster Schein die Laubzinne des frischen Waldes, als Friedrich auch schon das Lager verließ, um seiner Laute zu vertrauen, was sein Herz so stürmisch und doch so mild, so wehmuthsvoll bewegte — aber diesmal wurde ihm die Traute untreu. Er eilte hinaus, um in der Frische des Morgens die Stürme seiner Gefühle zu beschwichtigen. Wie er nun durch die Burghalle schritt, da begegnete ihm Gela, schön wie die Rose, wenn der Sonne erster Strahl die Thauperlen aus dem duftenden Kelche weggeküßt. Er trat der Jungfrau näher, die ihm freundlich den herzlichen Morgengruß bot. Da ergriff er ihre Rechte, und mit bewegter Stimme, kaum seines Athems gewiß, sprach

er: „Schöne Gela, o laßt mich das Wort sprechen, ich „liebe Euch, Ihr seyd mir mehr werth, denn mein Leben!“ Ein brennendes Roth übergoß da die Wangen der Jungfrau und sie stand vor ihm, unfähig eines Worts der Erwiederung und die Augenwimpern in holder Schaam niedersenkend. Wollet mir nicht zürnen! rief Friedrich ganz verwirrt und eilte von dannen. Nicht wagte er zurückzukehren zu der Burg, wo es ihn doch so unwiderstehlich hinzog. Er barg seine Liebe im tiefsten Herzen, aber es entging seiner Umgebung nicht, daß eine gar große Veränderung in seinem ganzen Wesen vorgefallen. An Jagd, Kampf- und Ritterspiel fand er kein Behagen mehr, nur seiner Zither vertraute er, was sein innerstes Leben jetzt bewegte. Umsonst forschte sein Vater, umsonst fragte die besorgte Mutter, Judith, eine Tochter des gewaltigen Heinrichs, des Schwarzen, Herzogs von Baiern.

Allein zog er noch zuweilen hinaus in den Forst, und führte er auch Speer und Bogen mit sich, so waren die Thiere des Waldes doch sicher vor seinen Geschossen. Unwiderstehlich zog es ihn hin in die Nähe der Burg, wo der Stern seines Lebens glühte, jedoch wagte er es nicht, dem Mädchen zu nahen, denn schüchtern ist die erste Liebe und glaubt nur zu leicht und zu gern, ihren Gegenstand beleidigt zu haben. Als Friedrich nun wieder eines Tages in der Frühe durch den Forst strich, welcher die Burg, in der Gela wohnte, umgab, sah er plötzlich die Jungfrau, die an einer lichten Stelle Waldkräuter suchte. Nicht wußte er, wie ihm geschah, er wollte ihr seinen Gruß bieten, aber das

Wort erstarb ihm auf der Lippe, und hocherstaunt blickte die Jungfrau, selbst erröthend, zu dem Jünglinge, der, wie durch Zauberbann festgehalten, vor ihr stand.

„Ihr seid unwohl?" nahm Gela das Wort, „Herr Friedrich, wollt Ihr nicht auf unsrer Burg einsprechen, „um Euch zu stärken?"

„Gela! — rief Friedrich und stürzte vor ihr nieder, „Du zürnest also meiner Liebe nicht? Ich darf hoffen, „Dich wiederzusehen, Gela, Du wirst Gehör geben mei„nem Herzen? Denn ich schwöre" —

„O schwört nicht, und steht auf!" unterbrach ihn Gela, „denn es ziemt sich nicht, Euch, Herr, also vor „mir zu sehen!"

„Gela, Dir gehört mein Leben, ich liebe Dich; nur ein Wort, ob ich hoffen, ob ich leben darf —

„Gela erwiderte zögernd: So seid denn Morgen, mit dem ersten Schein des Tages in der Burgkapelle!" und eilte mit schnellen Schritten von dannen.

Friedrich taumelte auf; ein Traum schien ihm, was er gesehen, was er gehört hatte. War dem Jüngling je ein Tag langsam dahingeschlichen, so war es dieser, der ihn wieder als Gast in der Burg sah.

Kaum hatte der Thurmwart Mitternacht verkündet, als sich Friedrich auch schon in der Kapelle befand, sehnend seiner Liebe harrend .So wie sich das erste Zwielicht des Morgens durch die bunten Fenster der Kapelle stahl, knarrte das Pförtchen, das zum Burggange führte — Friedrich fuhr auf, sein Athem stockte und sein Auge war auf das ungewisse Halbdunkel geheftet. — Es war Gela.

Rasch eilte er ihr entgegen, und als er wieder mit feuriger Rede ihr seine Liebe gestand und um Erhörung flehte, da hieß Gela ihn niedersitzen, und sich traulich unbefangen in dem hohen Kirchenstuhle neben ihn niederlassend, sprach sie: „Herr Friedrich, daß „ich Euch hieher, und in dieser Stunde hieher beschieden, mag Euch schon zum Beweise dienen, daß „Eure Liebe in meinem Herzen Gegenliebe fand, wenn „auch meine Liebe mein einzig Gut bleiben muß, da ich „nimmer die Eurige werden kann. Euch ist ein anderes Loos beschieden, wählen müßt Ihr unter den edlen „Frauen des Landes, wie es Eurem Stande ziemet."

Schön, engelschön strahlte Gela in der Röthe jungfräulicher Schaam, die ihr Antlitz übergoß und von den Streiflichtern der ewigen Lampe, die vor dem Altare brannte, gar reizend gehoben wurde. Friedrich umschlang in dem Uebermaaße seiner Liebesseligkeit die Jungfrau, und wollte mit neuen Betheurungen seiner Liebe Gela's Gründe besiegen. Die Jungfrau aber sprach mit dem Tone milder Ergebung: „Herr Friedrich, ich bin überzeugt von Eurer Liebe, und hier im „Angesichte Gottes schwöre ich Euch, daß ich Euch ewig „lieben werde. Der Himmel möge mir vergeben, wenn „meine Neigung sträflich; aber so rein der Ort, an „welchem ich Euch dies Geständniß ablege, so rein soll „und muß meine Liebe sein. Die heilige Mutter des „Heilands wird mir dazu die Stärke verleihen."

Friedrich wußte nicht, wie ihm geschah, er wagte die Jungfrau nicht zu unterbrechen, sein Auge hing an ihrem Auge, aus dem ein Himmel der seligsten Gefühle

sprach: „Und werde ich Dich wiedersehen, Gela? Wo? „Wann?"

„Hier im Angesicht der Gebenedeiten, deren Bild „dort vom Altare auf uns niederschaut, so oft Ihr wollt „zu dieser Stunde. Jedoch an keinem andern Orte, „denn ich will mir den reinen Schatz meiner Liebe auch „noch für ein besseres Leben bewahren. Hier stehen „unsre Gefühle unter Gottes und seiner Engel Hut!"

Nicht bergen konnte Friedrich das Uebermaß seines Glückes, im stummen Entzücken sank er an Gela's Hals — und ein Kuß besiegelte den Schwur ihrer Liebe. — Jedes Frühroth fand die Liebenden von nun an, in stiller Liebesseligkeit versunken, an dem geweihten Orte; aber jeder irdische Wunsch blieb ihrer Seele fern — rein war ihre Liebe.

Als der Fall Edessas im Jahre des Heils 1147 in Deutschland kund wurde, und Bernhard von Clairvaux das Kreuz predigte, rüstete sich auch Kaiser Konrad III. zum Kreuzzuge. Auch in Friedrichs Brust wurde die Thatenlust wieder rege, und mit seinen treuen Schwaben nahm auch er das Kreuz, seinem Ohm, dem Kaiser, nach dem gelobten Lande zu folgen. Gela selbst ermahnte ihn zu dem Zuge, wie es zieme dem künftigen Schwaben-Herzoge. Die Scheidestunde kam. An der heiligen Stätte nahmen die Liebenden Abschied, und als Friedrich der Jungfrau den letzten Kuß auf die Lippen drückte, sprach er: „Unser Liebesbund sei für ewig geschlossen!" „Für ewig!" wiederholte Gela, sich aus seiner Umarmung windend, denn die Hifthörner mahnten zum Aufbruch.

In allen Unfällen des Kreuzzuges wurde Friedrich aufrecht gehalten durch seine Liebe, die ihn Wunder der Tapferkeit ausführen ließ. Gela's Bild war sein Schutz und seine Stärke. Als des Kaisers Heer durch die Unfälle in den wasserlosen Einöden von Ikonium gezwungen wurde, wieder nach Konstantinopel zurückzukehren, erhielt auch Friedrich die Trauerkunde von dem Tode seines Vaters, welche ihn in die Heimath zurückrief. Kaum hatte er des Landes Huldigung empfangen, als ihn seine Liebe, welche die Trennung von der Geliebten nur noch um so glühender, um so inniger gemacht hatte, auch schon nach der Burg rief, wo seine Gela lebte.

Sehnsuchtsvoll den Wonnen des Wiedersehens entgegenharrend, und ihrer schon im Vorgefühle genießend, war er nach der Kinzig gekommen; hart traf ihn aber die Nachricht, Gela habe den Schleier genommen, und ihr Vater übergab ihm eine Schärpe, die Gela ihm an dem Tage, an welchem sie ins Kloster ging, für den jungen Herzog übergeben hatte. Friedrich fand in der Schärpe die Worte eingewirkt:

„Dem Herzoge ziemt ein ebenbürtiges Weib. Deine Liebe machte ein Jahr lang meines Lebens Glück, und wird es auf ewig bleiben. Unsre Liebe sey ewig!"

Friedrich hielt treu den Schwur. Die Schärpe geleitete ihn, das theuerste Pfand, auf allen seinen Heldenzügen, und wenn er auch, dem Wunsche seiner Familie nachgebend, sich im Jahre 1149 mit Adelheid, der Tochter des Markgrafen Theobald von Vohberg vermählte, so blieb dieser Verbindung die Liebe fremd. Schon im

Jahr 1153, als Deutschlands Krone des edlen Hohenstaufen Haupt zierte, trennte er sich von Adelheiden. Treu blieb er aber seiner Liebe zu Gela. An der Stelle, wo die Burg ihres Vaters gestanden, ließ er sich einen prachtvollen Palast erbauen, der sein Lieblingsaufenthalt wurde, und an der Stelle, wo er seine Gela überrascht hatte, entstand eine freundliche Stadt, der er den Namen „Gelahausen" gab.

Längst ist das thatenreiche Geschlecht der Hohenstaufen zu Grabe gegangen, auch Friedrich der Rothbart ist der Geschichte anheimgefallen, seine Liebe zu Gela lebt aber noch unter dem Volke, und fand in der Stadt, die ihren Namen trägt, das schönste Denkmal.

Der Mönch zu Lorsch.

Wer die Bergstraße entlang zieht, laubbedeckte Hügel auf der einen Seite, an deren Fuß freundliche Orte, auf deren Gipfeln graue Burgen liegen, auf der andern die fruchtbare Ebne welche der Rhein durchströmt, macht gerne vom alten Städtchen Heppenheim aus einen Ausflug nach der Niederung, wo auf einer Insel der Weschniz, nahe bei dem jetzigen gleichnamigen Flekken, die Reste der einst großen und mächtigen Benedictiner Abtei Lorsch liegen, welche ein oberrheinischer Gaugraf, Cancor mit Namen, unter des Frankenköniges Pipin glorreicher Regierung stiftete. Wenig haben die Drangsale verheerender Kriege und die Veränderungen der Zeitumstände von den weitausgedehnten Gebäuden übrig gelassen, welche dem Orden gehörten, der in Teutschland, in Italien und Frankreich mehr denn ein andrer zur Wiederbelebung der Wissenschaft und zur Rettung und Erhaltung dessen beitrug, was in fin-

stern Zeiten vom Licht voriger Tage geblieben — aber noch lebt die Erinnerung, noch lebt der Name, noch stehn auf den Höhen umher an der Bergstraße, im Odenwald und am Neckar die alten Schlösser, deren ritterliche Gebieter dem reichen Kloster Lehns- und Vasallendienste leisteten.

Silberne Locken flossen schon um Karls des Großen Scheitel, als er, auch im vorgerückten Alter der Gewohnheit seiner Jugend treu bleibend, von einem Königshofe zum andern zu ziehen, einst wieder in das obere Rheinland kam, das nicht ferne lag von seiner prächtigen Ingelheimer Pfalz. Es war an einem Nachmittage, als er mit dem wenig zahlreichen Gefolge, das ihn zu begleiten pflegte, am Thore von Lorsch hielt. Freudig empfingen die Bewohner des Klosters den frommen, ihren Stand ehrenden und mit weltlichen Vortheilen überhäufenden Kaiser.

Der Abend kam heran. In der Kirche, deren Spitzbogen sich auf massive Pfeiler stützten, breite Schlagschatten auf die niedere Wand werfend, war die Vesper gesungen worden; die Klänge der tiefen Männerstimmen waren eben verhallt, schon waren die Letzten der langen Reihe schwarzgekleideter Mönche in den gewölbten Klostergang getreten, und die noch auf dem Altare matt brennenden Kerzen warfen einen röthlichen Schein auf die halb in den Duft des Weihrauchs eingehüllten Gegenstände. Der Kaiser kniete noch auf seiner Bank, als er hinter sich zur Seite Geräusch vernahm, und ein Geistlicher, erblindet und vor Alter schwach und gebückt, an ihm vorüberging, von einem freundlichen, blonden

Knaben geleitet, der ihn zu den Stufen des Altars führte. Da kniete der Greis nieder und betete, und dem überraschten Kaiser schien's, als umglänze sein ehrwürdiges Haupt die Aureole eines Heiligen.

Karl blieb auf seinem Platze bis der Andächtige sich wieder erhoben, und an der Hand seines jugendlichen Führers in den Kreuzgang getreten war. Dann verließ auch er die einsam gewordene Kirche und begab sich ins Kloster. Noch waren viele Mönche mit dem Abte versammelt, als der Kaiser ihnen berichtete, was er gesehn, und den Namen des Greises zu wissen verlangte, der, ein Hoher und Heiliger, unter ihnen weile. In demselben Moment trat dieser in die Halle. „Da ist er" sagte Karl, und jetzt, beim hellern Lichte, bedünkte es ihn, als habe er schon früher die Züge gesehen, denen nicht mehr der Stern des Auges Leben und Ausdruck verlieh, in welchen aber die stille Heiterkeit des nach Kämpfen errungenen Friedens sich spiegelte.

„Kennet ihr diesen nicht mehr, den ihr vor euch sehet?" antwortete der Abt. „Es ist Thassilo." Erinnerung an vergangene Jahre, an mehr denn sein halbes Leben, weckte in des Kaisers Gemüthe der Klang dieses Namens. Er fand in dem Greise den, welcher, aus altem Fürstenstamm entsprossen, der Baiern Volk beherrscht, welcher, unversöhnlich ergrimmt auf seinen Lehnsherrn, um des Unglücks willen, das dieser auf das Haupt seines Schwiegervaters Desider gebracht, welchen er aus seinem schönen lombardischen Reich vertrieben, — dessen Sohn er nach vergeblich wiederholten

Kämpfen zur Flucht nach dem fernen Osten genöthigt, der durch heimliche Ränke und offene Handlung sich dem Mächtigen widersetzt hatte, aber, den eignen Landesgesetzen zufolge, zum Verlust seiner Würde und zum Tode verurtheilt worden war. Nicht das Blut des Gefallenen wollte Karl. Der Herzog wurde seines Amtes entsetzt und nebst Theodor, seinem Sohne, in ein Kloster gesperrt. Es erging dem letzten Agilolfingen wie dem letzten Könige des einst so mächtigen Lombardenreichs.

Der Kaiser, welcher nicht wußte, daß Thassilo sich zu Lorsch befand, *) wurde durch diese Begegnung tief erschüttert. Er stand in dem Alter, wo die Nichtigkeit irdischer Dinge sich immer lebhafter vor des Menschen Geist hinstellt, und die eben in der Kirche gesehene Erscheinung trug noch mehr dazu bei, den natürlich Gottesfürchtigen ernst und feierlich zu stimmen. Frommer Vater, sprach er zum Greise tretend, ihr und ich standen uns im Leben mehr denn einmal feindlich gegenüber: jetzt stehn wir Beide nicht ferne mehr von der Pforte, die zum letzten Wege führt. Gewährt mir Versöhnung, ehe wir scheiden — Karl ist es, der euch darum bittet. Gebt mir euren Segen!"

Eine zuckende Bewegung überflog auf einen Moment das Antlitz des Blinden, machte aber sogleich wieder der ruhigen, ernsten Fassung seiner Züge Platz.

---

*) Anm. Der Kaiser hatte ihm, nachdem er zu St. Goar eingekleidet worden war, (788) das Kloster Semeticum (Tumikger) bei Rouen zu seinem Aufenthaltsorte bestimmt.

„Herr, sagte er, an euch ist Vergessen und Versöhnen: ich habe gegen euch gesündigt, ich habe den Eid verletzt, den ich euch geschworen — Jahrelang habe ich es in der Einsamkeit durch Reue und Thränen gebüßt. Ich habe einen neuen, schweren Kampf durchkämpft, als die Kunde von eurer Ankunft im Kloster mich mehr denn je meines vergangenen Lebens gedenken ließ: im Gebete stand die Erscheinung eines Engels vor mir, mich mahnend, daß meine Sterbestunde nahe sei. So gewährt mir denn Verzeihung, ihr, gegen den ich am meisten verschuldet."

Der Kaiser reichte ihm die Hand und eine Thräne blitzte in seinem Auge. Der Blinde entfernte sich. Als am folgenden Morgen Karl seine Begleiter zum Aufbruch nach Worms rief, meldete der Abt ihm beim Scheiden, Thassilo sei, friedlich hingeschlummert, in seiner Zelle gefunden worden.

VIII.



Phiddemann del. Offic. C. Susemihl & Sohn Darmstadt Baumann sc.

Der Rodenstein.

(Hierzu das Bild VIII. erfunden von H. Plüddemann, gestochen von W. Baumann.)

„— Habt Acht auf die Burg während meiner Abwesenheit — zieht die Brücke auf, laßt den Thurmwart gute Umschau halten und sorgt, daß die Kriegsknechte in Ordnung bleiben. In wenig Tagen bin ich wieder hier.“

So sprach Ritter Hans von Rodenstein zu seinem alten treuen Burgwärter, indem er im Hofe, welchen rings stattliche Gebäude umgaben, von deren röthlicher Steinart das Schloß seinen Namen erhalten, zu Pferde stieg. Eine Minute später sah man ihn, von einigen Reisigen begleitet, deren einer ein bepacktes Handpferd führte, den sanften Abhang des Hügels hinabreiten und bei einer Krümmung des Pfades im Gebüsche verschwinden.

Der Kurfürst von der Pfalz, Herr Ruprecht, den man zur Unterscheidung von seinen Nachfolgern den Alten nennt, vernachlässigte ritterliche Uebungen nicht über der Sorgfalt, welche er den Wissenschaften widmete, zu deren Nutz und Frommen er in seiner geliebten Stadt Heidelberg im Jahr 1386 die hohe Schule gestiftet hatte, welche mit den Berühmtesten Welschlands und Frankreichs wetteifern sollte, und zu deren erstem Rector er seinen treuen und weisen Rath, Marsilius von Inghen, bestellte. Der zahlreichen pfälzischen Ritterschaft zu gefallen, hatte er ein großes Turnier a seinem Schlosse ausgeschrieben, das damals schon wie später als Juweel unter den fürstlichen Palästen glänzte, durch anmuthige Lage sowohl als durch Schönheit und Umfang der Bauten, welche der Kurfürst selbst größtentheils hatte aufführen lassen. Von nahe und ferne zog also die Ritterschaft herbei — die Bewohner der zahlreichen Burgen, welche noch heutiges Tages in ihren Trümmern das Neckarthal, den Odenwald und die überrheinische Pfalz verschönern. Denn manchen gab es, der seinen Arm für stark, sein Auge für sicher genug hielt, im ernsten Kampfspiel auf die Erwerbung eines Preises hoffen zu dürfen. Auch edler Frauen und Mägdlein sah man viele einziehn, von geschmückten Zeltern leicht getragen, in des Kurfürsten gastliche Burg.

Hans von Rodenstein wollte nicht fehlen bei einem solchen Feste. Lange war's ruhig gewesen, und er langweilte sich auf seiner abgelegenen, in einem waldigen Winkel des Odenwaldes versteckten Burg, wo nur die Jagd in den weiten Forsten, welche sich nach Krumbach

und Erbach, nach Reichelsheim und dem Malchenberge hin erstrecken, und Zechgelage mit wüsten Gesellen, zu seiner täglichen Beschäftigung und Unterhaltung dienten. Denn des Ritters Gemüth war wild und roh: im Waffenlärm und in Fehden war er herangewachsen, und Jäger und Krieger waren die einzigen Gefährten des frühe Elternlosen, der nun an der Scheidelinie einer ohne Schranken durchtobten Jugend stand, ohne je der Einwirkung milderer Gefühle in seinem Busen sich bewußt worden zu sein.

Wenigen konnte die von Heidelberg gelangte Kunde willkommener sein als ihm. Am Morgen, nachdem er sie vernommen, zog er aus; vor Abend ritt er schon über die Neckarbrücke, und fand die kleine Stadt ganz voll von Rittern und Reisigen, welche derselbe Zweck herbeigeführt hatte. Im Schloßhofe waren bereits die Schranken errichtet: eine Menge von edeln Herren drängten sich hinzu und ließen ihre Schilde aufhängen, und unter ihnen herrschte der größte Wetteifer. Der bestimmte Tag kam heran: schöne Frauen saßen auf den Balkonen, welche den Kampfplatz umgaben; Stahlrüstungen blitzten, Helmbüsche flatterten, Schwerter klirrten und bunte Schärpen vereinten im lieblichen Farbenspiel alle Nüancen des Regenbogens. Rosse wieherten und scharrten und nie hatte man, wenn man noch das Hin- und Herrennen der Knappen, die Geschäftigkeit der Kampfrichter, das Gedränge der zum Schauen Zugelassenen bedenkt, ein so reges Leben in Friedenszeit gesehen.

Unter den Edeldamen, welche Herrn Ruprechts fürstliche Gemahlin um sich versammelt hatte, war keine

so blühend, so sittlich schön, wie das Fräulein von Hochberg, mit den Ihrigen zu dem Feste gekommen. Sie zog aller Blicke auf sich und manche dachten mit stiller Freude an das Glück, vielleicht von ihren Händen den Ritterdank zu empfangen. Keiner der Edeln trug ihre Farben, denn noch war sie frei und dies war das erste Mal, daß sie bei einer solchen öffentlichen Veranlassung erschien. Die Röthe der Schaam und Verlegenheit färbte ihre Wange, als sie so Vieler Augen bewundernd auf sich gerichtet sah. Dem Rodensteiner war's, als gehe ein neues, bisher ungekanntes Leben in ihm auf. Nur wenig hatte er bisher auf Frauenschönheit geachtet: jetzt fühlte er ihre Macht in der rauhen, durch die Rüstung wie durch die Gefühle mit Stahl gepanzerten Brust.

Die Trompeten, welche das Signal zum Anfang des Kampfspiels gaben, rissen ihn aus der ungewohnten Träumerei, worin er gefallen war. Das Verlangen sich auszuzeichnen, glühte in seiner Seele, da er wußte, daß sie Zeuge davon sein würde. Sein Arm ward gestählt: mehr denn einen tapfern Ritter hob er rasch und gewandt aus dem Sattel, und ihm wurde der erste Kampfpreis zuerkannt. Es war ein kunstreich gearbeiteter Helm. Die Kurfürstin empfing ihn aus den Händen eines Pagen und reichte ihn dem Fräulein von Hochberg, diese bittend, den siegreichen Kämpfer damit zu schmücken. Marie that, in holder Verlegenheit, was von ihr verlangt wurde, und hunderte beneideten den glücklichen Ritter, als er sich wieder erhob und vom Balkon weg zu Herrn Ruprecht trat, der ihn freundlich bewillkommnete.

Von diesem Tage an war der Rodensteiner wie umgewandelt. Der alte, wilde Geist schien aus ihm gewichen, und die ihn am längsten gekannt, staunten am meisten über die Veränderung. Von seiner Burg war er oft mehre Tage lang abwesend — aber er lag nicht im Gehölz, dem Feinde aufpassend oder dem Wilde, wie er sonst zu thun gewohnt war. Nicht lange Zeit verging, und er zog wieder in das Thor des festlich geschmückten Rodenstein, wo die Seinigen ihn freudejauchzend und mit heitern Klängen empfingen — an seiner Seite ein Engelbild, dessen Anblick Aller Herzen gewann. Marie von Hochberg war des Beglückten Gattin geworden.

Stille, freundliche Tage verflossen nun auf der Burg, welche ehemals nur kriegerisches Getöse in ihren Hallen vernommen hatte, dem in Liebeswonne schwelgenden Paare. Der Mann, welcher einst nur in Fehden Beschäftigung, in Gelagen Unterhaltung gefunden, schien nichts anderes zu verlangen und zu wünschen, als ungestörtes, häusliches Glück. Marie pries sich selig, ein solches Wunder bewirkt zu haben, ob sie gleich die Geschichten, welche sie von ihres Gatten tollem Leben vernommen, in ihrer Arglosigkeit kaum für möglich hielt. Aber zu ihrem Entsetzen sollte sie finden, daß der Teufel der bösen Angewöhnung noch versteckt war in seinem Hinterhalt. Das unthätige Leben ließ den Ritter allmälig auch an Mariens Seite Langeweile empfinden. Er war häufiger auf der Jagd und auf benachbarten Burgen; die alten Genossen, welche seiner oft gespottet und ihn endlich aufgegeben, sammelten sich wieder um

ihn. Mit Schrecken gewahrte Marie, daß die Gewalt, die sie früher über den Gatten hatte, sich mit jedem Tage verminderte. Anfangs suchte sie ihn zurückzuführen durch liebende Vorwürfe, dann überließ sie sich stillem Schmerze. So saß sie oft allein, Abende und halbe Nächte lang, während aus den gewölbten Hallen des Erdgeschosses wilder Jubel in ihr einsames Gemach drang. Dort zechte der Rodenstein mit seinen wüsten Gesellen. Seine Gattin war ihm gleichgültig geworden: ihr milder Sinn vermochte nichts mehr über die wiedererwachten Leidenschaften des rohen Mannes.

So brachte Marie freudenlose Tage hin, und das Einzige, was sie noch aufrecht hielt und ermuthigte, war die Aussicht, bald Mutter zu werden. Sie tröstete sich mit der Hoffnung, durch dies neue Band den Pflichtvergessenen wieder zu fesseln, die bessern Regungen von neuem zu wecken in seiner Brust. Es ist kein Strahl so schwach und zitternd, den nicht das beängstigte, vom Unglück getrübte Gemüth freudig begrüßt als das Licht der Erlösung.

Eines Abends saß sie in ihrem Gemach, der Tag war vorübergegangen, ohne daß sie ihren Gatten gesehn hatte. Ihre Zofe hatte ihr berichtet, er sei schon früh Morgens mit mehren Knechten ausgeritten. Da hörte sie im Hofraum Hufschlag und Hundegebell, und bald darauf trat der Ritter, von Kopf bis zu Fuß gerüstet, mit klirrenden Sporen ein. Sie erschrack vor seinem Anblick: seine Augen rollten wild, und auf Wange und Stirn wechselte die Röthe des Zornes mit Todtenblässe. Marie, sprach er rauh und ohne sie zu begrüßen, ich

muß diese Nacht draußen bleiben. Der Ritter vom Schnellert hat mir eine Beleidigung zugefügt, welche nur durch Blut gerächt werden kann. Meine Knechte sind bereits im Hofe — ich gehe. In der Verzweiflung warf die Arme sich an seinen Hals: sie bat, sie beschwor ihn, sein Leben nicht auszusetzen, zu denken an sie, die er hülflos zurücklasse, an das Kind, das sie unter ihrem Busen trage. Sie erinnerte ihn an die glücklichen Tage, die sie auf dieser Burg miteinander verlebt, an ihren Schmerz und ihre Einsamkeit. Nichts machte Eindruck auf den harten Mann: bei seinem Entschlusse beharrend, suchte er sich loszureißen von ihr, und als sie flehend und weinend ihn nicht von sich lassen wollte, stieß der Unmensch sie mit der Faust weg, daß sie ohnmächtig zu Boden sank.

Es war gegen Mitternacht, als der Ritter mit seinem Troß in dem Dickicht lag, welches die kaum zwei Stunden vom Rodenstein entfernte Schnellertsburg umgibt. Hier lauerte er auf eine Gelegenheit, die Veste seines Feindes zu überfallen. Da sah er plötzlich das dunkle Gebüsch sich mit lichtem Schein erhellen, und eine bleiche Gestalt, welche die Züge seiner mishandelten Gattin trug, ein todtes Knäblein auf ihrem Arm, schwebte an ihm vorüber, indem sie ihm einen wehmüthig strafenden Blick zuwarf. Ein kalter Schauer durchrieselte seine Glieder, denn er dachte nun seiner Unthat, als die Erscheinung ihm den Tod Mariens verkündigte, die er mit ihrem Kinde ermordet. Von zu später Reue ergriffen, warf er sich auf den Boden nieder — da ward er durch Lärm und Waffengeklirr fürchterlich aufge-

schreckt. Sein Gegner, von dem nächtlichen Zuge durch Kundschaft in Kenntniß gesetzt, war ihm zuvorgekommen: die Seinigen waren bald umringt und niedergestoßen im blutigen Handgemenge. Ein Hieb, der seine Stirne traf, machte nach kurzem Kampfe seinem Leben ein Ende.

Als die nächste Mitternacht heran kam, setzte eine ungewöhnte Erscheinung die Bewohner des Odenwaldes in jähen Schrecken. Ein gräßliches Geheul und Lärmen erhob sich auf dem Rodenstein: über dem Boden schwebend sah man einen gespenstischen Reiter mit erdfahlem Gesicht auf einem Feuerschnaubenden schwarzen Rosse dahin fliegen, unablässig verfolgt von Höllengeistern, die in teuflischen Gestalten, halb Menschen, halb Thieren ähnelnd, ihn hetzten, bis der Hahnenruf den ersten Morgenstrahl verkündete. So trieb er's, ewig rastlos und in nie endender Qual, Jahrhunderte lang, und mit stummer Angst vernahm das Landvolk der Umgebungen das Toben der wilden Jagd, welche ihm immer irgend ein Unglück verkündigte, und welche die Geschichte vom Rodenstein und seiner Unmenschlichkeit auch in unsern Tagen erhält im Munde der Odenwälder.

Wenn man von dem freundlichen, an Kunstschätzen und Alterthümern reichen Erbach über das Dörfchen Krumbach nach dem Felsberge zu sich wendet, um seine Naturwunder, Riesensäule und Steinmeer, in Augenschein zu nehmen, kommt man an den Ruinen des Rodenstein's vorbei, welche, von Waldungen umgeben, in der tiefsten Einsamkeit nicht weit von Reichelsheim auf einem niedern Hügel liegen. Das Geschlecht, dem sie

gehörten, starb vor beinahe zwei Jahrhunderten aus. Die Sage vom wilden Jäger, welche in der ganzen Gegend von Groß und Klein erzählt wird, gibt dem stillen Ort und den verlassenen Trümmern etwas Unheimliches und Schauerliches. Nicht leicht erwehrt der Wanderer sich dieser Empfindung.

Der Tag bei Seckenheim

und

das Gastmahl ohne Brod.

Südlich von dem großen Winkel, den der Zusammen=
fluß des Neckars mit dem Rhein bei Mannheim bildet,
dehnt sich eine große schöne Ebene aus. Nach Osten
hin zieht noch eine Zeitlang das Gebirge, das, eine
Fortsetzung der odenwaldischen Höhenreihe der Berg=
straße, an Heidelberg vorbei sich nach Wießloch hin er=
streckt, südlich eröffnet sich die weite Ebene, in der das
freundliche Karlsruhe liegt, westlich macht der Rhein,
nördlich der Neckar, der sich in starken Krümmungen
aus dem engen Thal, worin die anstoßenden Berge ihn
gefangen hielten, herwindet, die Gränze. Ganz in der
Nähe, von Süden nach Norden ziehend, erscheint die
reizende Bergstraße mit ihren alterthümlichen Dörfern

und Städtchen und ihren imposanten Burgtrümmern, und an ihrem Ende streckt der riesige Melibokus sein Haupt in die Luft empor. Wir befinden uns in einem der schönsten, interessantesten Gegenden des deutschen Vaterlandes.

An der Straße, welche durch diese Auen von Heidelberg nach Mannheim führt, liegt, ungefähr anderthalb Stunden von der letztgenannten Stadt entfernt, das große und freundliche Dorf Seckenheim. Reinliche, ländliche Wohngebäude und mit Mauern umgebene Gärten schmücken dieses Dorf, das im Allgemeinen den Charakter der Wohlhabenheit an sich trägt. Wenn wir die Jahrbücher der pfälzischen Geschichte nachschlagen, so erfahren wir, daß auf der Ebene, in der Seckenheim liegt, am 13. Juni 1462 eine blutige Schlacht geschlagen wurde, die sowohl durch ihren Erfolg als durch ihren Einfluß auf das Schicksal des pfälzischen Kurhauses von größter Wichtigkeit ist. Doch wir wollen den alten Chronikenschreibern selbst die Geschichte jener Tage nacherzählen.

Als Churfürst Ludwig, der bärtige, im Jahr 1436 im hohen Alter starb, hinterließ er zwei Söhne, von denen der Aeltere ihm als Ludwig IV., den die Geschichte den Sanftmüthigen nennt, nachfolgte, während der Jüngere, Friedrich, ihm als Reichsgehülfe in der Verwaltung des Landes beistand. Es ist der Mark-Aurel des Mittelalters, wie Benedicte Naubert ihn treffend benannt hat, Friedrich der Siegreiche. Ludwigs IV. früher Tod beraubte die Pfalz bald ihres

Fürsten, und seinen einzigen, kaum ein Jahr alten Sohn Philipp des liebenden Vaters. Eine kräftige Hand that dem Lande Noth, und auf das flehende Bitten aller Stände übernahm Friedrich als Administrator die Regierung, unter Zustimmung der deutschen Fürsten, wiewohl gegen den Willen des deutschen Kaisers. Friedrich III., der neue Kurfürst, hatte mit vielen und mächtigen Feinden zu kämpfen, aber das Glück begünstigte ihn gegen Neid und Mißgunst, und bald war sein Name wie sein Arm allgemein gefürchtet. Mit starker Hand brach er die Burgen und zerstörte viele Raubnester an der Bergstraße, dem Haardtgebirge und dem Neckar. Aber sein Ruhm und sein Glück erwarben ihm nur neue Feinde. Zwischen dem Markgrafen Karl von Baden, dem Bischofe Georg von Metz und dem Grafen Ulrich von Würtemberg ward ein Bund zur Vernichtung des Siegreichen geschlossen, dem im Jahr 1462 auch Johannes Nix von Hoheneck, Bischof von Speyer, beitrat. Von so vielen Seiten zugleich angegriffen, befand sich der Kurfürst in wirklich gefährlicher Lage, welche noch dadurch verschlimmert ward, daß Papst Pius II. die Gemüther gegen Friedrich erhitzte, und seine Feinde in ihrem Vorhaben ermunterte.

Im Jahre 1462 ward der Feldzug von Seiten des Kurfürsten durch einen Einfall in die speyerschen Lande eröffnet, worüber seine Gegner den Entschluß faßten, den Krieg in Feindes Land zu versetzen. Viele erkannten das Gefährliche dieses Unternehmens, und riethen den Fürsten, den Anschlag fahren zu lassen, ja Einer

von den würtembergischen Räthen, Herr Hans von Rehberg, äusserte sich bei der Berathung folgendermaßen gegen seinen Fürsten: „Gnädigster Herr, Ihr wollet dem allermännlichsten Fürsten, der in Deutschland wohnt, in sein Land ziehen. Und fürwahr, so werdet Ihr ihn vor Euch sehen, und mit ihm fechten müssen, so wahr ich die Wand vor mir sehe, oder Ihr müsset ihm flüchtig entrinnen." So sehr wurde bereits der Ruhm von Friedrichs Tapferkeit auch von seinen Feinden anerkannt. Die Einsprüche dieses und vieler anderer Ritter fruchteten indeß bei den Fürsten nichts, besonders da sie (indem sie den Kurfürsten zur Hülfe des Herzogs Ludwig von Bayern, der sich gerade damals in großer Noth befand, abwesend vermeinten,) ein wehrloses Land verwüsten zu können glaubten. Sie dachten während seiner Abwesenheit an seinem ganzen Lande, so wie an seiner Stadt Heidelberg eine reiche Beute zu machen.

Am 24. Juni zog der Graf von Würtemberg mit seinen Schaaren von Stuttgart, und vereinigte sich zu Pforzheim mit den Badenschen, Speyerschen und Metzischen Truppen. Nach dem Mißlingen eines Anschlags auf Heidelberg beschlossen die Fürsten einen Streifzug in das Oberamt Heidelberg, und nachdem sie Fußvolk und Wagenburg zurückgelassen, zogen sie mit 800 Streitern sengend und Land und Saaten furchtbar verheerend, voraus bis in die Gegend von Seckenheim, nahe an's Ufer des Neckar. Dieser unüberlegte Zug war am Abende bewerkstelligt worden, und schon am folgenden Morgen sah man in dem Neckarthal und he-

rum um Heidelberg die Dörfer all' in lichten Flammen stehen. Um alle Felder schnell zu verderben, banden sie den Pferden abgehauene Baumäste an die Schweife, und so zogen, des Landmanns Saat verheerend, die Unholde durchs Land.

Der Pfälzer folgte in der Mitte der Nacht dem Feinde. Zu Leinen sammelten sich seine Mannen, und in aller Eile führte er sie durch den Schwetzinger Wald nach dem Neckar hin. Als der Tag anbrach, verkündeten die rings aufsteigenden Rauchsäulen der eingeäscherten Dörfer die Nähe des Feindes, und als er aus dem Walde hervorrückend, auf einem sandigen Plane hielt, ward er zuerst der feindlichen Reitergeschwader gewahr. Zugleich zog von Osten her, von Heidelberg kommend, eine starke Reiterschaar heran, — froh begrüßten sie die kurfürstlichen Truppen, deren blanke Speere auf dem weiten Sandfeld bis zum dunkeln Walde im klaren Morgenlichte schimmerten: es waren der Erzbischof Diether von Mainz und der Graf von Katzenelnbogen, die mit 300 Reitern zu Friedrich stießen. So belief sich die vereinigte Heermacht auf tausend Reiter und zweitausend Füßer.

Nun ordnete der Kurfürst die Schlacht. Zum obersten Hauptmann erwählte er den Herrn von Anseltheim; in die Mitte stellte er die Reiterei, auf beide Flügel die Füßer, von einigen Reitergeschwadern unterstützt. Den rechten Flügel führt Collen von Hering, den linken, Johann von Eberstein und Wilhelm von Rappolstein. Das pfälzische Hauptbanner trug Rheingraf Johann, der Pfalz Erbmarschall; der

pfälzische Löwe und die bairischen Rauten flatterten hoch über den Plan und die gepanzerten Schaaren. Hierauf ließ der Kurfürst den Ritterschlag ertheilen: er selber kniete vor Herrn Wiprecht von Helmstätt nieder und empfing von ihm die gebräuchlichen drei Schläge mit dem ritterlichen Schwerte. Mit ihm und nach ihm ward dieselbe Ehre beinahe fünfzig Edeln zu Theil. Das Feldzeichen des Heeres war ein Helmbusch von Nußlaub: es sollte bald ein Lorbeerkranz werden. Friedrich ermahnte die Seinen zur Tapferkeit und sprach zu ihnen, daß sie heute ihrem angestammten Fürsten helfen, und als fromme Leute handelten, wenn sie den Tag gewännen und kämpften als tapfere Männer. Da riefen sie alle fröhlich aus: Lieber Herr, mit Euch wollen wir leben und sterben! Und hierauf ritt er zu dem Erzbischofe Diether und ermahnte ihn, sich nicht den Gefahren der Schlacht auszusetzen, sondern nach Heidelberg zu kehren: der Bischof aber erklärte, daß er bei dem Herrn bleiben wolle bis zum Ausgange. Und freudig rief Herr Friedrich aus: „So hat mich mein Wahn nicht betrogen.“ Heute Kurfürst oder nimmer! und damit gab er seinem Rosse die Sporen, und trabte wohlgemuth auf den Feind los.

Die Gegner, da sie das unerwartete Anrücken der Pfälzer sahen, mußten sich bald zur Schlacht entschließen, da sie in den Winkel zwischen Rhein und Neckar gedrängt, wo jede Flucht unmöglich war. Sie ordneten also ihr Treffen, so gut es in der Eile gehen wollte, und erwarteten das Anrücken des kurfürstlichen Heeres, das sich wie eine Gewitterwolke heranwälzte.

Das Mitteltreffen griff rasch an: die Ritter senkten ihre Speere, und machten nach Kriegsart den ersten Gang mit einander, während die Reitergeschwader auf den beiden Flügeln den Feind in den Flanken angriffen. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Die Badischen und Würtembergischen wurden zugleich vorne und von den Seiten angegriffen, und konnten weder vorwärts noch zurück. Nur im Kampf war Hoffnung; zur Flucht war der Weg verschlossen. Einer ermunterte den Andern, und Jeder verkaufte theuer sein Leben. Herrn Friedrich wurde das Pferd unter dem Leibe erstochen, so daß er eine Zeitlang zu Fuße fechten mußte, und nur seinem starken Arme und guten Glücke sein Leben dankte; Wiprecht von Helmstätt wurde an seiner Seite erschlagen. Die pfälzischen Reitergeschwader begannen schon zu weichen, da stürzte das etwas später in den Kampf gekommene Fußvolk in die Flanken des Feindes, mit seinen langen Spießen die Rosse der Ritter erstechend, so daß diese zu Fuß zu kämpfen genöthigt, in Unordnung geriethen, worauf die Reiterei von Neuem eindrang, die Reihen des Feindes durchbrach, und mit siegreicher Hand das flatternde Hauptbanner eroberte. Jetzt wurde die Niederlage und Verwirrung allgemein unter den fürstlichen Schaaren. Herr Hans von Gemmingen nahm mit eigener Hand den Grafen Ulrich von Würtemberg gefangen; der Markgraf von Baden und der Bischof von Metz mußten sich nach tapferer Gegenwehr und schwer verwundet dem Feinde ergeben. Drei und vierzig Ritter und Grafen aus dem feindlichen Heere blieben auf der Wahl-

statt, hundert und vierzig Edelleute, ohne die Reisigen und Knechte, wurden gefangen genommen. Bei dreihundert entkamen durch die Flucht. Auf kurfürstlicher Seite war der Verlust an Todten und Verwundeten weit geringer, nur wenige Ritter deckten die Wahlstatt.

Der Tag bei Seckenheim — es war der 30. Juni — zeigte sich in seinen Folgen sehr wichtig, da der Kurfürst in dieser Schlacht nicht nur die besten Ritter des Feindes, sondern auch die Fürsten selbst in seine Gewalt bekam, und der Krieg damit ein Ende hatte.

Mit seinem siegreichen Heere und seinen vornehmen Gefangenen zog Friedrich gen Heidelberg. Bald hatten sie Weitlingen und Edingen hinter sich, und zogen, im Angesichte der Bergstraße, an der großen Neckarkrümmung herum, dem engen Thale zu, welches sich zwischen den Kolossen des Heiligenberges und Königstuhls hinzieht, und bald erschien, die an des Stromes Ufern dicht hingeschmiegte Stadt malerisch überthronend, Ruprecht des Gütigen königliche Burg auf dem alten Jettenbühl ihren Augen. Noch war der größte Theil des herrlichen Schlosses der Zeiten Schoose nicht entstiegen: auf der östlichen Seite des Hügels erhob sich Otto Heinrichs königlicher Bau noch nicht, keine engelländische Elisabeth hatte die reizenden Schöpfungen der Kunst dieser romantischen Natur entlockt. Aber Kurfürst Adolphs alter Bau begrüßte schon auf der Westseite des Hügels mit seinen gothischen Erkern und Spitzfenstern die Stadt; auf der Stelle, wo sich jetzt der Pallast Friedrichs IV. mit seiner imposanten Façade und dem, den entzückten Blicken so viele Herr-

lichkeiten verrathenden Altane zeigt, erhob sich mit ihren vier Thürmen die Schloßkapelle Ruprechts des Alten. Neben dem Adolfsbaue, dort wo jetzt Zerstörung der Zeit und Menschen in den Trümmern am meisten gewaltet hat, ohne diesen Denkmalen einer kräftigen Zeit ihren Reiz ganz nehmen zu können, stand Ruprecht III., des Königs der Deutschen, (nach des Luxemburgers Wenzel schmachvoller Absetzung) schöner Bau, an seinen Wänden die Insignien der Macht, Herrlichkeit und Abstammung des erlauchten pfälzischen Hauses den Reichsadler, den pfälzischen und den burggräflich würtembergischen Löwen nebst der bairischen Wecke tragend, und mit himmelstrebenden Thürmen wohl verwahrt. Auf dem Geisberg stand noch die alte Burg Konrads von Hohenstaufen, eine noch weitere Gegend überschauend. Jener bereitete der Himmel selbst, noch kein Jahrhundert später, durch sein eigenes Feuer den Untergang.

Hier war es, in der Burg seiner Väter, wo Friedrich, der siegreiche Kurfürst, seine Gefangenen, als Gäste aufs prächtigste empfing. Der Markgraf von Baden und der Bischof hatten im Kampfe solche Wunden empfangen, daß der Kurfürst sie unverzüglich der Obhut seines Leibarztes Heinrich Nunsinger, übergeben mußte, Graf Ulrich von Würtemberg aber, und eine große Zahl von gefangenen Grafen und Edlen wurden von Friedrich königlich bewirthet. Der Rittersaal des Ruprechtbaues schloß den Gästen seine ehrwürdigen gewölbten Hallen, mit den Wappenschildern der pfälzischen Fürsten und ihren Trophäen geschmückt, auf. Friedrich

selbst und sein vierzehnjähriger Neffe, Philipp, seines Bruders Ludwig Sohn, empfing sie. Die Fürstentafel war prachtvoll besetzt, der Kurfürst der leutseligste Wirth. Aber es fehlte das Brod auf dem Tische. Anfangs warteten die Gäste eine Weile; dann aber sah Graf Ulrich sich um, die Diener solches bringen heißend. Da erhob sich Friedrich, nahm den Würtemberger bei der Hand und führte ihn ans Fenster hin, wo man das Neckarthal überschauen konnte. „Herr Graf, sprach er mit ernstem Blick und strengem Tone, blicket um euch! Seht ihr, wie ihr und die Euren den Weg bezeichnet habt durch schwarze Trümmer und versengte Felder, wo Wohlstand und Arbeitsamkeit herrschten? In diesem Sommer giebt's nichts zu erndten in der Pfalz, Dank euch und euren Verbündeten, darum bescheidet euch: „Den Kriegern gehört kein Brod, die aus bloßem Muthwillen die Saat des Landmanns im Felde zerstören, und die Mühlen in Rauch verwandeln!"

In der heiligen Geistkirche auf dem Marktplatze zu Heidelberg wurde ein feierliches Siegesfest mit dem Te Deum gefeiert, und zum Gedenken des Sieges jährlich ein festlicher Umzug am Sonntage nach Sankt Petri und Pauli Tag gestiftet. Das feindliche Hauptbanner ward in der genannten Kirche aufgesteckt. Der Bischof von Metz wurde nach Mannheim in Gewahrsam gebracht, die beiden Fürsten blieben auf dem Schlosse zu Heidelberg in Gefangenschaft, bis sie sich lößten, und nebst ihren Rittern einen Revers erlegten, nicht mehr gegen Kurpfalz seyn zu wollen.

So endet sich die Geschichte der für Friedrich so ruhmvollen Schlacht bei Seckenheim und des Gastmahls ohne Brod. Auf der Wahlstatt aber ließ der Kurfürst ein hohes Kreuz errichten, das mit seiner Inschrift bis zu späten Zeiten zu sehen war, während das nahe Dorf Friedrichsfeld noch in unsern Tagen die Erinnerung an der Pfalz größten Kurfürsten weckt.

Der Wolfsbrunnen.

Lange Jahre bevor Konrad von Hohenstaufen seinen Sitz nach dem Neckarlande verlegte und auf dem Hügel, welcher Heidelberg und Ebene und Höhe bis zur Vogesenkette überschaut, eine Burg gegründet hatte, stand auf demselben eine einsame Klause, von dichter Waldung umgeben, welche sich auch noch in unsern Tagen den hohen Königstuhl und den Geißberg hinanzieht. Unter den gewaltigen Eichen, zwischen deren Stämmen und Laubwerk hindurch der Blick über das Thal schweifte, durch das der Fluß sich windet und wo nur wenige vereinzelte Wohnungen lagen, an deren Stelle jetzt eine alterthümliche und belebte Stadt mit ihren hohen Thürmen und langen Gassen liegt, wohnte eine Jungfrau, von deren Herkunft keiner der Bewohner der Umgegend etwas wußte, und deren ganzes Leben in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Sie erschien dem Landvolk wie ein höheres Wesen, und nur mit Scheu nahte man

dem Hügel. Ihre Gestalt war edel, ihr Antlitz schön aber ernst, ihr blaues Auge haftete durchdringend auf dem Gegenstande, den es anblickte; in langen Locken fiel das blonde Haar herunter auf ihr weißes Gewand. Mit den geheimen Kräften der Natur schien sie vertraut; sie beobachtete den Gang der Gestirne, sie erforschte das Wachsen des Baumes und der Pflanze. Auch die Kunde des Kommenden schien ihr nicht vorenthalten zu sein, und wenn irgend ein Landmann, kühner als die übrigen, den Muth hatte, sich dem Fenster ihrer stillen Wohnung zu nahen, um ihr ein Anliegen oder eine Bitte um Rath und Auskunft vorzutragen, so gab ihre wohllautende Stimme ihm eine kurze aber befriedigende Antwort, und niemand wußte sich des Falles zu erinnern, daß ihr Wort getrogen hätte.

Am liebsten ließ sie sich aus über das künftige Loos des schönen Landes, das sie vor sich hingebreitet sah in seiner frischen Pracht, und da verkündigte sie, einer Sybille des Alterthums gleich, mit begeistert flammendem Auge und ernstem Munde: eine glänzende Zeit werde erscheinen, Palläste und Thürme werde man entstehn sehn, und rühriges Volk zu tausenden die Niederung füllen, wo dermalen nur arme Fischer wohnten.

An einem schönen Sommertage verließ die Wahrsagerin, welche man Jetta zu nennen pflegte, ihre Klause, und wandelte auf den schmalen Bergpfaden hin, welche nach Osten zu dem Laufe des Neckars folgen. Allmählig ins Thal hinuntersteigend, gelangte sie an eine rauschende Quelle, welche unter hohen Linden hervorsprudelte und ein von der Natur gebildetes Bassin

füllte. Nichts regte sich umher — lautlos waren Luft und Wald. Die Wärme des Tages, die Frische des Wassers, die heimliche Stille des anmuthigen Ortes: alles vereinigte sich, um die Jungfrau zur Ruhe und Baden einzuladen. Bald umgab die Welle den Schnee ihrer Glieder; unbesorgt überließ sie sich der angenehmen Empfindung, als plötzlich ein Geräusch im Walde sich vernehmen ließ. Im ersten Augenblick glaubte die Erschrockene von einem Jäger oder Landmann überrascht worden zu sein — sie griff hastig nach ihrem Gewande — da erscholl der heisere Schrei eines Thieres aus dem Dickicht, und eine Wölfin brach mit ihren Jungen hervor. Nicht Flucht half, nicht Angstgeschrei — eine zerrissene Leiche, lag nach wenigen Momenten das schöne Weib da, die klare Welle geröthet von ihrem Blute.

Seit jener Zeit gab man der Quelle den Namen des Wolfsbrunnens. Und wenn der Jungfrau Verheißungen in Hinsicht des freundlichen Heidelberg in Erfüllung gingen, und die Zeiten der höchsten Macht der rheinischen Pfalzgrafen Wissenschaft und Kunst, Betriebsamkeit und Reichthum an die Ufer des Neckar versetzten: so wurde auch die Stätte berühmt, wo sie den Tod gefunden. Boskette und Wohnungen schmückten ihn, und nie war er reizender als in den Tagen, wo Elisabeth Stuart, König Jakobs I. Tochter, und Gemahlin des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, auf dem Schlosse zu Heidelberg lebte. Auch jetzt noch, nachdem die Jahrhunderte alten Bäume verschwunden sind, welche vor Zeiten die Forellenreichen Teiche umgaben, ist es ein anmuthiges Plätzchen, zu welchem der Wan-

derer sich gerne von der Stadt aus begibt, sei es nun daß er den Weg einschlägt, welcher durch den schönen Schloßgarten sich am Abhange des Berges dahinzieht, oder unter den Nußbäumen die Straße wandelt, welche längs dem Flusse dahinführt, das Dörfchen Schlierbach berührend und die Aussicht auf das rechte Ufer gewährend, wo der Allerheiligenberg sich erhebt und die weissen Mauern des Stifts Neuburg freundlich herübergrüßen.

Das redende Marienbild.

Im Dom zu Speyer sieht man von der Thüre bis zum Chor vier runde, eherne Platten in geringer Entfernung von einander dem Boden eingefügt, auf welchen die Worte zu lesen sind: O sanctissima! O piissima! Dulcis virgo Maria! — zu deutsch: Allerheiligste, Allerfrömmste, Süße Jungfrau Maria! — Die letzte Platte ist von dem auf dem Altar der Kirche prangenden Marienbild nicht weit entfernt.

Hiervon wird erzählt, dem heiligen Bernardus sei es auch einmal begegnet, den Beginn der Messe zu versäumen. Als er nun doch endlich sich einfand und über die vier Platten hinwandelnd, dem Marienbild nahte und dieses nach herkömmlicher Weise mit jenen den Platten eingegrabenen Worten begrüßte, soll bei Nennung des Namens Maria! das Bild das Haupt erhoben und gesprochen haben:

„O Bernharde, cur tam tarde!“ Zu deutsch: „Woher so spät, Bernardus?“ — Worauf dieser mit einer Stelle der Schrift erwiederte: „Mulier taceat in Ecclesia!“ Das Weib schweige in der Gemeinde! — Und wirklich soll seitdem das Marienbild nicht mehr sprechen.

Ulrich Landschaden.

„Weg aus meinem Angesicht! Preise dich glücklich, daß ich, deines Weibes und deiner Kinder mich erbarmend, dich nicht strafe wie die andern Räuber, welche wie du den Ritternamen geschändet. Kehre zu deiner Burg zurück: aber wehe dir, wenn du dich wieder betreten lässest beim Frevel! doch fortan sollen Helm und Sporen dich nicht mehr schmücken, und das Wappen deiner Vorfahren sei zerbrochen und vernichtet. Du hast dem Lande mehr geschadet denn Einer — so trage denn auch den Namen zu bleibender Schmach, und nicht anders als den Landschaden soll man dich heißen."

So sprach, mit ernstem Ton und finstrer Miene, Kaiser Rudolf von Habsburg auf dem Reichstage zu Frankfurt zu einem Ritter, welcher niedergeschlagenen Blickes und entwaffnet vor ihm stand, und noch eines strengern Urtheils gewärtig gewesen war. Des Kaisers Mahnungen und Drohungen hatten nicht gefruchtet,

Ordnung herzustellen im teutschen Reiche; sein starker Arm mußte die Unruhestifter seine ganze Kraft fühlen lassen. Was die Bündnisse der geängsteten und mishandelten Städte gegen den raubsüchtigen Adel nur halb auszurichten vermocht hatten, das brachte des entrüsteten Herrschers Macht zu Stande: am Rheine und in andern Gegenden Teutschlands schlugen die Flammen der eroberten und zerstörten Felsennester gen Himmel, und mancher Räuber mußte durch den Strick oder das Schwert seine Unthaten büßen. Störet nicht die Wege der Gerechtigkeit, sprach der Kaiser ernst zu denjenigen, welche eine Milderung des Urtheils erbitten wollten. Diese sind keine Ritter, sondern verruchte Diebe und Räuber, welche die Armen durch ihre Uebermacht unterdrücken, den Frieden gewaltsam brechen, die heiligen Rechte des Reiches schmachvoll mit Füßen treten. Der wahre Adel hält Treu und Glauben, pflegt der Tugend, liebt die Gerechtigkeit, beleidigt und beschädigt niemanden. Wer wahrhaft adelig ist, verspritzt für das Recht sein letztes Herzblut, macht sich keines Diebstahls schuldig, nimmt nicht Theil am Raube. Spart also eure Worte, wenn ihr Ritter seid, und laßt ab, für Räuber zu bitten, welche, wären sie auch Grafen oder Herzoge, der verdienten Strafe nicht entgehen sollen, sowahr ich Richter bin!

Bligger von Steinach hatte des Kaisers Rede vernommen und trat aus dem Kreise der Edeln, welche den strengen aber gerechten und menschenfreundlichen Herscher umstanden, welcher, ein Engel des Heils, erschienen war in Teutschlands trübsten Tagen. Er wagte

es nicht, in des Richters Auge zu blicken, nicht nach seinem Schwert und Schilde, welche zerbrochen vor seinen Füßen lagen. Stumm verließ er die Stadt und kehrte, von einem einzigen Diener begleitet, nach seiner Burg zurück, welche, von den drei Schwesterburgen umgeben, von den hinter dem armen und kleinen Oertchen Steinach sich erhebenden Höhen auf den anmuthigen, vom grünen Gebirge eingezwängten Neckar hinabsah. Lange war Bligger des Landes Plage gewesen. Kein Schifflein konnte den Strom hinabschwimmen, mit den Kaufmannsgütern von Heilbronn beladen, kein Wandrer von Heidelberg des Weges ziehn, ohne von ihm und seinen Gesellen aufgelauert und beraubt zu werden. Die kleinen Ortschaften, welche sich am Flußufer erhoben, meist von armen Leuten bewohnt, die sich vom Fischfang oder von der Schifffahrt nährten, waren keinen Augenblick sicher vor seinen Anfällen, und hinter den unzugänglichen Wällen Schadecks oder der starken Vorderburg wurde der Raub geborgen und bei lauten Gelagen der schnöde Erwerb verpraßt. Als er's aber immer toller trieb und den Gottesfrieden beständig störte, paßten bewaffnete Bürger und Landleute ihm auf, und gebunden wurde er vor den Kaiser gebracht. Einer der Wenigen, entging er dem Tode. Aber, sei es daß die erlittene Schmach und die Angst seinen wilden Sinn gebrochen und der Reue Raum gegeben hatten, sei es daß die Ueberzeugung, der Habsburger werde sein Wort gut machen beim ersten Fehl, ihn einschüchterte: die Nachbarschaft hatte fürder nichts mehr von ihm zu fürchten und zu leiden. Die alten Frevel hörten auf, auf

den Burgen, zu deren dräuenden Zinnen man einst nur mit Schrecken emporblickte, war's stille geworden, und der Ackerbauer und Handelsmann, welcher durch das freundliche Thal zog, freute sich der wiedergewonnenen Sicherheit und Ruhe. Aber der Name, welchen das Volk dem Steinacher gegeben und mit dem der Kaiser ihn angeredet, blieb ihm für alle Zeit: man hieß ihn nur den Landschaden.

Jahre waren dahingegangen. Bligger war ergraut, und ihn umstanden blühende Kinder: Ulrich, sein einziger Sohn, war zu einem rüstigen Jünglinge herangewachsen. Auf der Familie lastete die Schmach, welche einst den schuldigen Vater getroffen hatte: die edeln Geschlechter hatten sich von ihnen abgewandt und Schadeck war verödet. Dies schmerzte den jungen Ulrich in tiefster Seele. Er war in ritterlichen Uebungen wohl erfahren und dürstete nach einer Gelegenheit, sich zeigen zu können: aber sie kam nicht, denn jeder hatte eine Scheu vor dem Namen Landschaden, und der Sohn dessen, welchen der Kaiser für ehrlos erklärt hatte, konnte die Ritterwürde nicht erlangen. Je länger dies währte, desto tiefer ward die Trauer des Jünglings; Tage lang saß er einsam auf der Warte, von welcher auf Schadeck der Blick sich in tiefe Thäler senkt und nach den Fernen schweift. Der Tonkunst kundig, suchte er in dieser oft Linderung seiner Trauer, doch seine Klänge und klagenden Worte fanden nur einen Wiederhall in den nahen Bergen.

Als er endlich den Drang der stürmisch aufgeregten Empfindungen nicht mehr zu unterdrücken vermochte

und der Durst nach Thätigkeit ihn ins Leben trieb, verließ er die Burg seiner Ahnen, ohne jemanden sein Vorhaben mitzutheilen, einen treuen Diener ausgenommen, welchen er mit sich nahm. Er stieg in die Ebene hinab und gelangte, nach mancher Wanderung, ins schöne und fruchtbare Land Schwaben. Hier, wo niemand von ihm wußte, verbarg er seine Herkunft und seinen Namen; daß er von edlem Stamme sei, glaubte man ihm gerne, wenn man in sein offenes Auge, auf seine wohlgebildeten Züge sah, die rein und ohne Arg und Falsch waren. So wurde er auf mancher Burg freundlich willkommen geheißen, lernte Land und Leute kennen, und machte sich Freunde, wohin er kam. Eine lange Zeit strich vorüber und er war zum Manne herangereift: zufällig vernahm er von Einem, der aus seinen heimischen Gegenden kam, ihn aber nicht kannte, Bligger der Landschaden sei gestorben und seine Burgen nur der Obhut von Frauen anvertraut, da sein Sohn schon längst verschwunden sei ohne Spur und Kunde. Da beschloß er, sich durch eine ritterliche That würdig zu machen der Ehren, welche sein Vater verwirkt hatte durch böses Handeln.

Jener kriegerisch = religiöse Drang, welcher die Bewohner Europa's Jahrhunderte lang zu Tausenden und abermal Tausenden hingezogen hatte nach dem fernen Morgenlande, war noch nicht ganz erloschen, wenn auch ungünstiger Erfolg die Bestrebungen der Kreuzfahrer meist zu nichte gemacht hatte und ihre Unternehmung größtentheils gescheitert waren an eignen Fehlern oder Unkunde und an der Macht ihrer Gegner.

Auch damals wieder glaubte Mancher das Seelenheil, Mancher zeitliches Wohl und Glücksgüter zu finden, wenn er mit bewaffneter Hand pilgere zum heiligen Grabe. Keine Fürsten wie Konrad und Friedrich, wie Richard und Bouillon, stellten sich mehr an die Spitze des Zuges: aber viele Ritter und Edle traten zusammen, und warben bewaffnet Volk auf eigene Kosten und Gefahr. Keine Gelegenheit konnte Ulrich willkommener sein, als diese, welche ihm die schönste Aussicht bot, das zu erlangen, was er so sehnlich wünschte. Er schloß sich sogleich an und beredete auch manchen Andern, seinem Beispiele zu folgen.

Wer ist der wackere Krieger, der dort unter der Menge der nach tapfern rühmlichen Thaten aus Klein-Asien Heimgekehrten steht, welche des Kaisers Majestät vor sich gelassen hat? So frugen Manche, denn niemand schien den hochgewachsenen, schönen Mann mit dem sonnverbrannten Gesicht zu kennen, den keine Kette, kein ritterliches Abzeichen schmückte, dessen Schild schwarz und einfach war wie seine übrige Rüstung. Unter den Trophäen, welche die Tapfern mit sich gebracht aus dem Kampfe gegen die Ungläubigen, war auch, schauerlich und entstellt, ein Haupt zu sehen: es war das des Anführers der Sarazenen, welcher nach blutigem Kampfe bei der alten Stadt Smyrna gefallen war unter den Schwertstreichen des Unbekannten.

Da rief der Kaiser diesen mit gütigem Blick und Worte zu sich. Ulrich von Steinach, sprach er, du hast

wieder gut gemacht durch ritterliche That und untadeligten Lebenswandel, was dein Vater verschuldet hatte an Reich und Volk. Du wolltest unerkannt bleiben und nicht eher Ansprüche machen auf ritterliche Ehren, bis du abgewaschen die Flecken, welche deinen Namen verunzierten: deinen Vorsatz hast du mit Beharrlichkeit und dem Muthe ausgeführt, welcher dem Manne ziemt. Ich fühle mich berufen, dir das wiederzugeben, was Herr Rudolf, mein glorreicher Vorfahr, einst Bliggern von Steinach zu nehmen sich genöthigt sah. Kniee nieder, auf daß ich dich zum Ritter schlage.

Ulrich bog ein Knie; von des Kaisers Hand geadelt erhob er sich wieder. Alle Anwesenden nahmen Theil an seinen Schicksalen und freuten sich des guten Ausganges. Er aber kehrte zurück nach dem Neckarthal, und wo er seine Jugend zugebracht hatte, verfloß auch, ruhig und geehrt von Adeligen und Volk, welche seinen Tugenden jede Anerkennung gewährten, sein Alter. Ein edles Fräulein reichte ihm ihre Hand und schenkte ihm zahlreiche Nachkommen. Das Haupt des Sarazenen nahm er in sein Wappen auf, welches er noch, zum Andenken an vorige trübe Tage, mit der Harfe zierte. Den Namen Landschaden behielt er bei: noch nach Jahrhunderten führte ihn sein Geschlecht.

Die vielbesuchte und gepriesene Gegend oberhalb Heidelberg hat keinen schönern Punkt aufzuweisen, als die Lage von Neckar-Steinach. Zum Theil noch bewohnt und gut erhalten und mit Familien-Wappen verziert, zum Theil in Trümmer gesunken, erheben sich in mehr oder minder kühner Lage vier Burgen, die

Vorder-, Mittel-, und Hinterburg, und, auf schroffer Wand, Schadeck, beim Volke mit gut bezeichnendem Namen „das Schwalbennest" geheißen. In dem Städtchen, dessen Wohnungen sich bis zum Uferrande hinziehn, liegt die alte Kirche, welche bekanntlich Katholiken und Protestanten in Gemeinschaft dient. In und an ihr sieht man die Denkmale vieler Glieder der Familie, welche einst Herrenrechte über das Städchen übte. Unter ihnen ist auch der Grabstein Ulrich Landschadens, auf welchem man seine ritterliche Gestalt sieht. Er starb, der Inschrift gemäß, am St. Michaelstage des Jahres 1369.

Die Gründung der Minneburg.

Eine Sage vom Neckar.

Dem Dörfchen Neckargerach gegenüber, in dem anmuthigen und romantischen Thale, in welchem sich der Neckar zwischen den Höhen des Odenwaldes einen Weg bahnt, um, nachdem er einen der schönsten Striche des deutschen Vaterlandes durchströmt, seine Fluthen mit denen des mächtigen Rheins zu verbinden, liegen auf einer schönen, waldbekränzten Anhöhe die Ruinen der Minneburg. Wenn man den Berg von der Morgenseite bestiegen hat, so eröffnet sich dem entzückten Wanderer die herrlichste Aussicht in das freundliche Neckarthal und auf die Waldschluchten des Odenwaldes, deren Reiz durch die romantischen Trümmer, an denen er sich befindet, durch den altersgrauen Thurm, die bemoosten Hallen und Steine noch erhöht wird. Die Bewohner des Neckarthales erzählen den Ursprung dieser Burg mit folgenden Worten:

In dem vierzehnten Jahrhundert wurde die Burg **Zwingenberg**, welche in der Nähe des Dorfes **Lindach**, am Ufer des Neckar gelegen ist, von den letzten Sprößlingen dieses alten edeln Geschlechts, zwei Brüdern und drei Töchtern, bewohnt. Friedrich und Kunz von Zwingenberg waren tapfere aber unruhige Ritter, die mit ihren Nachbarn und dem Reiche stets in Unfrieden lebten, und sich dadurch schon manchen Nachtheil zugezogen hatten. Das Bitten und Flehen der sanften Schwestern vermochte nichts über die wilde Gemüthsart der Ritter, und so geschah es denn, daß sich das Ungewitter endlich über ihrem Haupte zusammenzog, und Kaiser Karl IV., der ewigen Unruhen und Zänkereien müde, den Zwingenberg zu stürmen und zu zerstören befahl. Nichts half es, daß die Trotzigen sich mit Aufbietung all ihrer Kräfte zur Wehre setzten, und mit dem Muthe der Verzweiflung das Erbe ihrer Väter vertheidigten: sie wurden überwältigt, und beide büßten in dem harten Strauße das Leben ein.

Schon war eine geraume Zeit seit Zwingenbergs Einnahme verflossen; Friedrich und Kunz wurden wenig bedauert, da sie sich durch ihren Unfrieden bei den Nachbarn allgemein verhaßt gemacht hatten, aber das Erstaunen und die Besorgniß aller Wohlwollenden wurde durch das spurlose Verschwinden der drei Schwestern erregt. Seit der Zerstörung der Burg hatte man nichts mehr von ihnen vernommen, und man konnte fast nicht mehr daran zweifeln, daß die rauchenden Trümmer des Zwingenbergs auch die Schuldlosen begraben hatten. Groß war die Betrübniß aller, die sie gekannt hatten

aber am lautesten war der Schmerz der drei Söhne des Ritters Hugo von Zabern, die schon längst mit den anmuthigen Mägdlein den Bund der Herzen geschlossen hatten, und nun trostlos waren über ihren Verlust. Eines Morgens durchstreiften sie, nur von einem treuen Windspiele begleitet, die Thäler des Odenwaldes, und gelangten so an die Ufer des in seinem Felsenbette dahinrauschenden Stromes, als plötzlich der Hund dicht vor dem Eingange einer vom üppig wuchernden Grün, fast verdeckten Höhle stehen blieb, und laut anschlug. Verwundert blieben die Jünglinge stehen, und da sie glaubten, ein Wild sei in der Höhle verborgen, machten sie sich zum Angriffe bereit, und bahnten sich durch das Gesträuch den Weg bis ins Innere des Felsenaufenthalt's. —

Aber wer schildert ihre Verwunderung, als sie statt der gehofften Jagdbeute, drei weibliche Gestalten in der Höhle erblickten, welche durch das Geräusch aufgeschreckt, laut aufschrieen und in den dunkelsten Winkel flohen, aber beim ersten Blicke auf die Jünglinge diesen in die Arme stürzten. Es waren die Vermißten, Todgeglaubten, die sich, nur von einem einzigen alten, treuen Diener begleitet, in diese Einsamkeit begeben hatten, da sie fürchteten, die Rache der Feinde, welche ihre Brüder sich zugezogen, möge auch nach deren Tode noch nicht erloschen seyn. In der einsamen Grotte hatten sie ihre Tage seit der Zerstörung ihrer Ahnenburg zugebracht, den günstigen Zeitpunkt abwartend, wo sie, die Schutz- und Güterlosen, wieder aus ihrer Abgeschiedenheit hervorkommen könnten.

Bald verwandelten die Lilien ihrer Wangen sich wieder in Rosen, und schon nach wenigen Tagen wurde das Vermählungsfest der drei seligen Paare gefeiert. Bei der Höhle aber, aus welcher die schönen Einsiedlerinnen so manchmal sehnsüchtig den Blick ins Thal gesandt hatten, erbauten sie eine stattliche Burg, die sie die Minneburg nannten, und welche Hugo, der jüngste Bruder, nebst seiner geliebten Elisabeth zum Wohnsitz erhielt. Und das treue Windspiel, welches die Ursache der Entdeckung der Jungfrauen gewesen war, ließen sie in Stein nachbilden, und schmückten damit das Burgthor. Noch jetzt, nachdem die Minneburg längst zerfallen ist, hat sich dieser Stein erhalten, und wird in dem nahen Dorfe Gutenbach gezeigt, und dabei erzählt man die Sage von den drei Schwestern.

Die heilige Notburga.

Vor mehr denn tausend Jahren hielt einst ein Kaiser auf dem Hornberge seinen reichen glänzenden Hof. Die jetzt beinahe verödete Stelle ertönte damal von lauter Lustbarkeit Tag um Tag, und selbst in die stillen Nächte hinein lärmte oft die Lust der festlichen Hofgelage. Notburga aber, des Kaisers einzige Tochter, nahm keinen Theil an solcher Freude, die ihrem zarten Sinne zu rauh, ihrem frommen Gemüthe zu sehr mit heidnischer Sitte vermischt schien. Und wie hätte denn ihr Herz sich auch der unschuldigsten Freude erschließen können, so lange es von Sehnsucht und Sorge bedrängt war? Ihr Otto war ja hinausgezogen in den Kampf ins fremde Land, und war nicht wiedergekehrt, und hatte keine Botschaft gesandt seit einem Jahre.

Weil aber der Kaiser sah, wie seine sonst so blühende Tochter in den ersten Jahren der vollesten Ju-

gend allmählig dahin welkte, bedachte er endlich, es könne ein unverstandenes Sehnen sein, das ihr Herz mit dieser stillen Trauer füllte. Darum trat er eines Tages zu ihr mit diesen Worten: „Burga, deine stillen „Thränen kann ich nicht länger sehen! Sei wieder fröh„lich und heiter. Sieh, ich habe dir einen Gemahl er„wählt, den jungen Heidenfürsten, daß sich dein Herz „an ihm erfreue, und deine Thränen wieder trocknen. „Mache dich gefaßt, in drei Tagen kommt der Bräu„tigam."

Diese Nachricht erfüllte sie mit stummem Schrecken; denn wie konnte die zarte jungfräuliche Tochter dem barschen Vater ihr Herz offenbaren? Als aber die Nacht kam, stand sie an dem Erkerfenster ihres Gemaches, und starrte hinaus in die monderhellten Wolkenzüge, und hinab in des Neckars glänzende Wellen, und hinüber nach der dunkelbeschatteten Waldhöhe; und häufige Thränen fielen über ihre Wangen hinab in den Burgzwinger: „Mein Otto, mein Otto," so klagte sie, „hast du deine Notburga vergessen bei dem Anblicke „fremder Jungfrauen, und ist dein Herz kälter worden „in dem Lande, da die Sonne wärmer scheint? Oder „fielst du unter Feindes Schwert, und schläfst schon „unterm grünen Rasen? und blühen Schlüsselblumen „und Maslieben über deinem Herzen? Ach, daß ich bei „dir ruhte in der kühlen Erde! — Was soll ich einsam „in der Welt, die meinem Herzen fremd ist? Darum „sind die Jugendrosen meiner Wangen erbleicht. Und „ich soll nun mit den lilienblassen Wangen unter den „Gästen sitzen als Braut, und meines Herzens Bräuti-

„gam soll ferne sein? O, daß ich jetzt nur eine treue „Seele hätte, die mich geleitete in eine Wildniß, wo „ich fern von dem Treiben der Menschen nur deinem „Andenken lebte!“

Ihr alter treuer Diener Kaspar hatte aber ihre Klagen gehört und ihr Herz verstanden. Und er rief ihr von seinem Fenster unten hinauf, und versprach ihr, sie über die Waldhöhe zu geleiten, nach der Kapelle zu St. Michael, wo der fromme Greis einsiedelte; der könne ihr Rath ertheilen, wie sie sich des verhaßten Ehebundes mit dem Heidenfürsten entschlagen möge.

Dankbar folgte ihm die bedrängte Notburga. Unbemerkt kamen sie durch die Thore der Burg, und schon waren sie der waldigen Höhe nahe, da trabte es hinter ihnen her mit leichtem flüchtigem Hufe. Waren es die Pferdetritte eines Verfolgers? Notburga sah sich ängstlich um, aber in freudige Ueberraschung löś'te sich ihre Angst. Es war der weiße Hirsch, den ihr Otto einst als Kalb gefangen hatte und gezähmt. Als er sie nun erreicht hatte, blickte er sie mit hellen Augen an, die gleichsam von menschlicher Freude glänzten, und bot ihr den Rücken dar. Da schwang sich Notburga auf das fromme Thier, wie ihr Otto sie einst selbst zuweilen hinaufgehoben. Kaum aber fühlte der Hirsch ihre Last, so trabte er schnellen Schrittes hinunter, und verschwand mit ihr zwischen den Bäumen des waldigen Abhanges.

Ehe sich der zitternde Kaspar noch gefaßt hatte, ihr nachzueilen, oder ihr nachzurufen, sah er den Hirsch schon unten in den Neckar springen und hinüberschwimmen. Im Mondscheine winkte Notburga noch mit

ihrem weißen Arme herauf. Jenseits verschwand aber der Hirsch mit ihr im Gebüsch und in den Schatten der Nacht.

Da ihr Vater aber ihr Verschwinden erfuhr, und niemand seiner Diener ihm Kunde von ihr geben konnte, sandte er Boten hinauf und hinab an dem Ufer des Neckars, und ließ nach ihr forschen; und ritt selbst hinaus mit seinem Gefolge, und suchte sie auf allen Burgen, in allen Hütten, und fand sie nirgend.

Der alte Kaspar stand des nächsten Tages nach ihrer Flucht an seinem kleinen Fensterlein, und schaute durch die runden Scheiben. Da kam Notburgas Hirsch in den Zwinger, und blickte ihn mit bittenden Augen an. „Ja, könntest du nur reden?“ sprach Kaspar, und ging, ihm ein Stück Brod abzuschneiden, wie er sonst zuweilen gethan. Aber der Hirsch wollte es diesmal nicht fressen, sondern hielt ihm sein Geweihe dar. „Soll ich's daran spießen?“ fragte Kaspar, und thats schon. Aber des Thieres Augen sahen ihn dankbar an, und darauf lief es in schnellen Sätzen nach dem Neckar hinab.

Als Kaspar am andern Tage wieder am Fenster stand, kam der Hirsch wieder, und bot ihm sein Gehörn dar. Ein großes Eichenblatt war daran gebunden, und Kaspars Frau erkannte, daß es Notburgas Strumpfband war. Auf dem Eichenblatt aber standen mit zierlicher Schrift die Worte eingeritzt:

„Gott zum Gruß!
„Notburga dankt dem Geber
„Des Manna
„In der Wüsten.“

Als aber Kaspar und Else mit Mühe diese Worte gelesen, da liefen den alten Leuten die Thränen über die Wangen. „So hat ihr der fromme Hirsch das Brod gebracht!" rief Kaspar; und „o Gott, ach Gott!" schluchzte Else, „die zarte Jungfrau nur genährt von unserm trockenen Brode!" Und schnell ging sie hin, und holte von ihrem besten Vorrathe, und band es in einem Tüchlein dem Hirsch ans Geweih, und dieser trabte damit nach dem Neckar hinab. So kam er von Zeit zu Zeit wieder, und die Alten gaben ihm immer ihr Bestes mit, wofür er manchmal ein Paar dankbare Worte auf einem Eichenblatte zurückbrachte.

Notburgas Vater war indessen heimgekommen, und hatte nichts von seiner Tochter erforscht; und der Frühling war hingegangen, und der Kuckuck und die Nachtigall waren erstummt: da ward er endlich aufmerksam auf den weißen Hirsch und seine Gänge. Und als er ihn einstmals wieder vor Kaspars Fenster sah, trat er zu dem Alten mit raschem Schritte und rascher Frage, und Kaspar konnte nicht leugnen; denn eben band er dem Hirsche ein Tüchlein an mit reifen Sommeräpfeln von Notburgas Lieblingsbaume.

Und schnell bestieg der Kaiser sein bestes Roß, und seine Ritter und Edelknechte folgten mit ihm dem raschen Laufe des Hirsches. Sie sprengen ihm nach in die Fluthen des Neckars, und sehen ihn jenseits zwischen den Sträuchen verschwinden. Da springt der Kaiser von seinem Roß und dringt ihm nach. Erstaunt bleibt er aber stehen. Gegen die Felsenwand neigt der Hirsch sein Geweih, und ein weißer Arm reicht aus dem engen

Eingange einer Höhle hervor, und knüpft das Tuch los. „Das ist Notburgas Lilienarm!“ ruft der bestürzte Vater, und schnell, ehe sie ihn noch zurückgezogen, faßt er den Arm und hält ihn fest. Wie aber der schnelle Hirsch nun zurückspringt, und der Kaiser das todtenbleiche Antlitz seines Kindes sieht, da spricht er mit linden Worten zu ihr: „Notburga, liebes Herzenskind, „sei mein Kind, wie vorher, folge mir wieder zu meiner Burg.“

Notburga aber spricht: „Was auf Erden mein „Herz beglücken konnte, das hat der Herr zu sich hin„aufgenommen. Ich suche nichts mehr bei den Men„schen. Dem Himmel habe ich meine kurzen Tage ganz „geweiht; ihm diene ich hier in stiller Einsamkeit.“ Und wie sehr der Vater in sie dringt, sie wiederholt ihm ruhig diese Worte. Da erwacht die Heftigkeit seines Gemüthes. Gewaltsam will er sie aus ihrer Höhle ziehen. Sie aber legt die andere Hand an das einfache Kreuz, das sie sich selbst aus Holz gemacht. Er zieht mit aller Kraft — da bleibt der Arm ihm in den Händen, abgelöst von ihrem Leibe. Aber ein grauses Entsetzen befällt ihn und alle, die ihm nachgefolgt waren. Mit schreckenbleichen Mienen fliehen sie zurück, und keiner wagt es von ihnen, der Höhle wieder zu nahen, in der Notburga blutend liegt und hilflos.

Aber der Herr sendet ihr ein Schlänglein, das ihr heilkräftige Kräuter bringt und die wunde Stelle damit heilet.

Von Stund an ward sie von dem Volke als eine Heilige verehrt, und wenn zum Klausner bei der Ka-

pelle zu St. Michael renige Sünder kamen, so schickte er sie wallfahren zu der frommen Notburga, und Notburga betete für die Büßenden, und begnadigt kehrten sie mit leichtem Herzen in ihre Heimath.

Als aber im Herbste die Blätter fielen, kam auch Notburga zu sterben. Die Engelskindlein schwebten zu ihr herab, und trugen die Sterbende aus ihrer Höhle heraus. Noch einmal schlug sie die brechenden Augen auf, schaute gen Himmel und seufzte freudig; „Du bist „schon dort, ich sehe dich winken! Ich komme, ich „komme." Zugleich entschwebte ihre Seele Die Engel hüllten die Leiche in ein königliches Gewand und setzten ihr eine Königskrone auf das Haupt. Dann stellten sie den Sarg auf einen Wagen, und spannten zwei schneeweiße Stiere daran, die noch niemal ein Joch getragen. Und als sich nun das Volk aus der Nachbarschaft sammelte, die fromme Notburga zu ihrer Ruhestätte zu begleiten, bewegte sich der Zug langsam hinab, und die Engel sangen ein himmlisches Chor dazu.

Bald hielten die Stiere still, und wo sie hielten ward die Leiche zur Erde bestattet. Der Kaiser aber stiftete an derselben Stelle eine Kirche, und in ihr ließ er seinem frühe geschiedenen Kinde ein Denkmal setzen. Notburgas Hrisch ließ sich nie wieder sehen.

Karl der Große zu Heilbronn.

In einer vom Neckar durchströmten Ebene, welche nach allen Seiten hin von grünen Hügeln eingeschossen ist, liegt im Schwabenlande die alte Stadt Heilbronn. Vorübergegangen ist die Bedeutung, welche sie im Mittelalter, in den Tagen der Reichsunmittelbarkeit besaß; verstummt der Trotz der freien Bürger, welche ihre Unabhängigkeit wie ihre festen Mauern zu wahren wußten: aber noch herrschen Leben und Bewegung in den Straßen der fleißigen und betriebsamen Stadt, fruchtbar und reich ist das Land, das sie umgibt, schöne Denkmale und alte Bauten erinnern noch an den vielfach bewährten Ruhm. Hier ist, nahe am Wasser gelegen, der hohe, viereckige Thurm, welchen der brave Ritter Götz von Berlichingen, dessen Burgen sich nicht weit entfernt befanden, als Gefangener bewohnte, da liegt

die alte Kirche St. Kilian mit ihren gothischen Spitzfenstern und schlanken Pfeilern. In der Nähe sieht man Weinsberg mit seiner Burg Weibertreue, von der die Geschichte uns ein so schönes Beispiel der Frauenliebe und Gattentreue erzählt; den Neckar hinunterfahrend gelangt man nach den beiden Städchen Wimpfen, im Thal und auf dem Berg, in deren Nähe in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zwischen dem Markgrafen von Durlach und dem Grafen Tilly die blutige Schlacht gekämpft ward, in welcher die 400 Pforzheimer, von ihrem Bürgermeister geführt, für ihres Fürsten Rettung den Heldentod starben.

Einst jagte Kaiser Karl der Große in den Niederungen, die der Neckar durchströmt, welcher sich bald durch enge, grüne Thäler seinen Weg bahnt, bald im weiten Wiesenplan langsamer sich fortschlängelt. Dichte Eichenwaldung bedeckte damals die ganze Gegend: vom Flußufer aus zog sich der Forst die Hügel hinan, und nur selten gewährte ein freies Plätzchen einen Umblick auf die unabsehbaren, grünen Gaue. Keines Menschen Fuß schien diese Wildniß betreten zu haben, keine Axt hatte den üppigen Laubwuchs gehemmt, tausendfältig ineinander verschlungen waren die Kronen der stolzen Bäume, dichtes hellgrünes Gras bedeckte den Boden, welchen der durch das Laub fallende Sonnenstrahl nur an wenigen Stellen berührte, ohne ihn aber trocknen zu können.

Lange war der Kaiser mit den wenigen Begleitern welche er bei seinen häufigen Jagdzügen mit sich zu führen pflegte, durch das Dickicht in die Kreuz und Quere ge-

zogen, als er an einer Stelle, wo der Forst sich lichtete und einige, wenn auch kärgliche Spuren von Wohnungen sich zeigten, unter denen eine kleine, halbverfallene Kapelle lag, zu einem reichlich sprudelnden Quell gelangte, dessen kühle Fluth ihm und den Seinigen eine lange gesuchte Erquickung bot. Verwundert sah Karl sich um an diesem Orte, der ihm ganz fremde war, und eben wollte er das Wasser verlassen, das mit leisem Rauschen zwischen Gras und Kräutern dahinfloß, als Geräusch sich in der Waldung vernehmen ließ, und im Augenblick, wo die Jäger schon glaubten, auf der Fährte eines Ebers zu sein, ein einzelner Mann hervortrat. Sein Aeusseres war ehrwürdig, ein langer weißer Bart floß auf seinen Gürtel herab, zum Schnee gebleichtes Haar deckte seine Scheitel, sein Anzug war der eines Priesters des Herrn, aber er war ärmlich, und Kummer und Entbehrungen sprachen aus dem Gesicht des Greisen. Er stutzte, als er die Fremden an der Quelle erblickte, aber trat furchtlos näher.

„Wer bist du, frug Karl den Nahenden, und was führt dich in diese Wildniß?“

Einst war es keine Wildniß, antwortete der Angeredete, denn das Licht des Glaubens erleuchtete sie und der Geist des Herrn senkte sich auf dieses Land An der Quelle woran ihr jetzt stehet, euren Durst löschend, wurden Viele vom Heidenthum zur Lehre Christi bekehrt, aber der gute Samen ist erstickt worden in seinem Keime.“

„Das wolle Gott nicht, sprach der fromme Kaiser. Sag an, wie es zugegangen in diesen entlegenen Gauen.“

„Wie Bonifaz im Sachsenlande das Evangelium predigte, und Sturmio zu Fuld die Abtei gründete, wo der heilige Deutschen-Apostel begraben liegt, so kam in diese Striche der fromme Kilian, und machte das zerstreut in den großen Wäldern hausende Volk, das vom Ertrage der Jagd und des Fischfangs im Neckar lebte, mit der heilbringenden Lehre bekannt. Anfangs fand er nur Widerstreben und verschlossene Herzen, und sah sich selbst mancher Gefahr ausgesetzt: aber das Beispiel seines reinen Wandels, seiner Sanftmuth und Selbstverläugnung wirkte endlich auf die rauhen, aber unverdorbenen Gemüther, und sein frommes Wort fand Eingang bei ihnen. Zu der Quelle, an deren Rand ihr stehet, kamen sie und ließen sich taufen in ihrem Wasser; unter den Wohnungen der Christen erhob sich ein, dem Erzengel Michael geweihtes Kirchlein, und täglich mehrte sich die Zahl der Gläubigen. Der heilige Kilian aber zog nach einiger Zeit weiter, das Werk der Bekehrung auch an andern Orten in Deutschland fortzusetzen. Einer seiner Jünger blieb an seiner Stelle zurück, aber der Saame des Unfriedens fiel unter die Gemeinde und schoß bald zu wucherndem Unkraut auf. Die meisten verliefen sich, die Hütten verfielen, das Kirchlein gerieth in den Zustand, in welchem ihr es erblicket. Vor einigen Jahren kam ich in diese Gegend und verkündigte von neuem Gottes Wort, aber meine Bemühungen haben nur wenig gefruchtet."

Der gottesfürchtige Kaiser ward durch die Rede des Priesters gerührt. Ich habe, dachte er bei sich, innerhalb und ausserhalb der Grenzen meines weiten

Reiches so vieles gewirkt, um der Christuslehre Eingang und Aufnahme zu verschaffen; warum sollte ich die frommen Bemühungen dieses Mannes nicht unterstützen? „Fasset Muth, sagte er zu diesem, euer Kirchlein wird sich bald aus seinen Trümmern erheben; das Licht, welches ausgegangen von Osten, soll auch die deutschen Waldungen mit seinem milden Strahle erhellen.“

Als der Priester von einem der Jäger vernommen hatte, wer derjenige war, mit welchem er geredet, da ward sein Herz mit Freude erfüllt, und er ergoß sich in tiefgefühlte Dankesbezeugungen gegen den, welcher wohl im zu weit getriebenen Glaubenseifer mit Feuer und Schwert dem unterjochten Sachsenvolke die gute Botschaft gepredigt hatte, Würgengel mehr denn Apostel; welcher aber auch, durch Begünstigung des geistlichen Standes und Anlegung von Klöstern, einzige Zuflucht der Wissenschaft in jenen Tagen, zur Unterrichtung und Bildung seiner Zeitgenossen so vieles beitrug.

Bald erhob sich erneuert und verschönert die Kirche zu St. Michael, und füllte sich wieder mit Gläubigen; Ansiedler kamen von nah und ferne, und ein Theil der Waldung sank unter der Axt des Holzhauers, Platz machend dem Feldbau und der Cultur. Wo einst nur wenige Hütten lagen, sah man ein Städtchen entstehen; Karl der Große besuchte zu verschiednen Malen den aufblühenden Ort, und auf dem Markte zeigt man jetzt noch ein altes, schönes Haus, dessen Bauart an die Zeit des ruhmgekrönten Kaisers erinnert, und das

die Sage als seine Pfalz bezeichnet. Noch strömt aus den sieben Röhren des heilspendenden Kirchbrunnens das kristallhelle Wasser, welches Heilbronn seinen Namen gab.

Das Käthchen von Heilbronn. *)

In Heilbronn lebte vor Zeiten ein Waffenschmidt, Namens Friedeborn, dem, aus einer früh durch den Tod seiner Gattin aufgelösten Ehe, eine einzige Tochter, Namens Katharina, geblieben war. Das Kind war am heiligen Ostersonntage geboren, und darum mögen auch mancherlei überirdische Gewalten von früh an Einfluß auf dasselbe gehabt haben, obgleich sich dieser durch nichts Unheimliches oder Verwirrendes kund gab; denn Käthchen war in ihrem sechszehnten Jahre ein Kind — recht nach der Lust Gottes, gesund an Leib und Seele, wie es die ersten Menschen gewesen sein mögen, die auf Erden geboren worden; und dabei ein

*) Wegen Dürftigkeit der historischen Nachweise ist dieser Erzählung das bekannte vortreffliche Schauspiel von Kleist zum Grunde gelegt. A. T. Beer.

Wesen von so zarter, frommer und lieber Art, wie es uns nur vergönnt ist zu sehen, wenn wir auf Flügeln der Einbildung uns in den Himmel versetzen, zu den lieben kleinen Engelein, die mit hellen Augen aus den Wolken — aus den lichten Wolken hervorgucken.

Ging sie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den gelb gelackten Strohhut auf, die Brust von dem schwarzsammtenen Leibchen bedeckt und mit Silberkettlein umhängt, so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: Das ist das Käthchen von Heilbronn. — „Das Käthchen von Heilbronn!“ — sagten die Leute, als ob der Himmel von Schwaben sie gezeugt, und die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte. Vettern und Basen, die seit drei Geschlechtern nicht mehr an die Verwandtschaft mit dem wackern Friedborn gedacht hatten, nannten sie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen; der ganze Markt, auf dem der Vater seine Werkstatt hatte, erschien an ihrem Namenstage und bedrängte sie, und wetteiferten sie zu beschenken; wer sie nur einmal gesehen und im Vorübergehen einen Gruß von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage in sein Gebet ein. Der Großvater hatte ihr früh schon, als einem Goldkinde, mit Ausschluß ihres Vaters, ein Landgut geschenkt und sie dadurch zu einer der wohlhabendsten Bürgerinnen der Stadt gemacht. Auch hatten schon fünf Bürgersöhne um sie geworben, und die Ritter, die durch die Stadt zogen, konnten's nicht verschmerzen, daß sie kein Fräulein war, und meinten, wenn sie's wäre, so würde das Morgenland aufbrechen und ihr seine Gaben von Per-

len und Edelsteinen zu Füßen legen. Aber sie begehrte dessen nicht und kannte keinen Hochmuth.

Drei Viertel Jahre, nachdem sie ihr fünfzehntes zurückgelegt hatte, war der Sylvester Abend gekommen, und trennte das alte Jahr von dem neuen. Es war damals, wie noch heut zu Tage Sitte, in dieser Nacht Blei zu gießen und aus den wunderlichen Formen dieses Gusses die Zukunft zu lesen; auch baten die Jungfrauen, die noch nicht wußten, wem sie anheim fallen sollten, Gott, er möge ihnen den künftigen Mann im Traume zeigen. Käthchen dachte nun zwar damals noch wenig an Männer, aber Elsbeth, die alte Magd, ermahnte sie, dergleichen ja nicht zu unterlassen, und so that sie's. Um Mitternacht that sich die Thüre ihres Kämmerleins, worin sie auf weißem Bettchen mit rothwollener Decke lag, auf, und herein trat ein Cherub mit schneeweißen, silberglänzenden Flügeln auf beiden Schultern, und führte einen Ritter von stattlicher Gestalt zu ihr herein, der sie als Braut begrüßte — Das Käthchen freute sich des Besuches und rief Elsbeth und Christine, die Mägde des Hauses, herbei, während sie aus dem Bette stieg und dem Gaste zu Füßen sank; der ergriff sie liebreich bei der Hand; der Cherub aber zeigte ihm ein Maal auf ihrem Rücken und sagte: daran magst du sie wieder kennen. Da kamen die aufgerufenen Mägde mit Licht, und verschwunden war Alles; Käthchen aber lag im bloßen Hemdchen knieend am Boden; sie verschloß ihr Geheimniß sorgfältig und legte sich still zu Bette.

Einige Jahre früher als Käthchen in Heilbronn

geboren worden war, ward auch der Gräfin Wetter vom Strahl ein Erbe geschenkt, der zu ihr, und aller seiner Vasallen Freude heran wuchs, bis ihn im zwei und zwanzigsten Jahre seines Lebens ein so heftiges Siechthum ergriff, daß nach kaum neun Tagen der schlanke kraftvolle Ritter als Leiche auf seinem Bette lag, und die Mutter, sammt den Muhmen und Basen in stillem Schmerze um ihn herum knieten. Als die Zeit nun gekommen war, wo man meinte, der Leiche die letzten Dienste erweisen zu müssen, schlug der todgeglaubte plötzlich die Augen auf und war ungemein beseligt, und von Stund an auf dem Wege der Genesung; wo er in dieser Pause seines irdischen Daseins gewesen, ob er geträumt oder traumlos gelegen habe, blieb in seiner Brust verschlossen; dies Alles begab sich aber in der Sylvesternacht, „Dreiviertel Jahr, nachdem Käthchen fünfzehn Jahr alt geworden war."

Als der Winter vorüber war, und die Banden der Erde sprangen, bedrängte der Pfalzgraf die Stadt Heilbronn aus gar üblen Absichten, denn er wollte nichts Geringeres als ihr ihre Freiheit rauben. Die Bürger und befreundete Ritter waffneten sich und der Markt war in fröhlicher Bewegung; da sprengte der Graf Wetter vom Strahl an das Haus des Waffenschmiedes Friedborn, und stieg vor seiner Pforte gepanzert vom Pferde herab; er neigte das Haupt tief zur Erde, um mit den hohen Federbüschen, die ihm vom Helme niederwankten, durch die Thüre zu kommen: „Meister, sprach er, schau her, dem Pfalzgrafen, der Eure Wälle niederreißen will, zieh' ich entgegen; die Lust, ihn zu

treffen, sprengt mir die Schienen, nimm Eisen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' sie mir wieder zusammen." Friedborn war erbötig zu thun, wie ihm geheißen war, und nöthigte ihn auf einen Sessel mitten im Zimmer, drauf rief er: „Wein und Schinken zum Imbiß," und setzte sich ans Werk. Und während draußen der Streithengst wieherte und mit den Pferden der Knechte den Grund zerstampfte, daß der Staub emporquoll, öffnete, ein großes flaches Silbergeschirr auf dem Kopfe tragend, auf welchem Flaschen, Gläser und der Imbiß gestellt waren, Käthchen die Thüre und trat herein. Wenn Jemanden Gott der Herr aus Wolken erschiene, würde er sich ungefähr fassen wie sie, als sie den Ritter erblickte; Geschirr, Becher und Imbiß ließ sie fallen, und leichenbleich, die Hände wie zur Anbetung gefaltet, den Kopf tief zur Erde geneigt, stürzte sie vor ihm nieder, als ob sie ein Wetterstrahl getroffen hätte. Der Vater hob sie erschrocken auf, sie aber schlang sich, um nicht wieder zu fallen, an ihn an, und starrte mit flammenden Wangen nach dem Grafen, als ob sie eine Erscheinung gehabt hätte — Dieser sagte: „was ist dir, Kind?" und sah sie verwundert an, und das ganze Haus lief zusammen, um zu fragen, was der Jungfer sei. Nachdem sie ihn noch eine Weile angestarrt hatte, ward ihr Blick sanfter und sie schien in so weit beruhigt, daß der Vater sein Geschäft fortsetzen konnte. Nachdem es vollendet war stand der Graf auf und sah das Mädchen, das ihm bis an die Brusthöhle ragte, gedankenvoll an, beugte sich über sie und küßte ihre Stirne, indem er

sagte: „Der Herr segne Dich!" und schritt aus dem Hause. — In dem Augenblicke aber, wo er den Streithengst bestieg und davon ritt, warf sie sich mit aufgehobenen Händen, vom dreißig Fuß hohen Söller auf das Pflaster herab, gleich einer Wahnsinnigen, und brach sich beide zarten Lendchen dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau. Der Ritter indessen sah wohl, daß ein Getümmel vor dem Hause entstand, wußte aber nichts von dessen Ursache und hielt seinen Weg nicht länger auf.

Die Fehde mit dem Pfalzgrafen endigt zur Zufriedenheit der Bürger von Heilbronn, und ward bald durch andere Abenteuer in dem bewegten Leben des Ritters ersetzt. Als es schon hoch im Sommer war, befand er sich eines Tages auf einer Reise nach Straßburg und hatte die Kühlung des Rheines gesucht, um sich im Schatten einer Felswand auszuruhen. — Er erwachte nach kurzer Ruhe und fand — Käthchen schlummernd zu seinen Füßen liegen, als ob sie vom Himmel herabgeschneit wäre; hastig sagte er zu den Knechten: „was Teufel, das ist ja das Käthchen von „Heilbronn!" Bei diesen Worten schlug sie die Augen auf, und band sich das Hütlein fest, das ihr vom Kopf gefallen war, und benahm sich gerade, als ob sie in ihrer Mutter Laube vom Schlafe überfallen worden wäre. Als der Ritter sie fragte, wie sie so weit von Heilbronn daherkäme, sagte sie: „Hab' ein Geschäft, „gestrenger Herr! das mich gen Straßburg führt, und „es schauerte mich allein im Walde, da schlug ich mich

„zu Euch." Der Ritter ließ sie mit Erfrischungen versorgen, dang ihr einen Boten, der sie nach Straßburg geleiten sollte, und schwang sich auf seinen Rappen, um weiter zu reiten. Abends erreichte er die Herberge und wollte sich eben zur Ruhe legen, als Gottschalk, sein Knecht, zu ihm eintrat und ihm meldete: das Mädchen sei unten und begehrte in seinen Ställen zu übernachten. Der Ritter befahl Gottschalken, ihr eine Streu unterzulegen, und wendete sich zum Schlafen. Am andern Abende war es gerade wieder eben so — und im ganzen Verlauf seines Streifzuges nicht anders. Der Ritter litt es, um des alten Mannes willen, und dachte, komm' ich einmal nach Heilbronn, so wird er mir's danken, wenn ich ihm die Tochter wiederbringe. Gottschalk hatte aber das Mädchen lieb gewonnen, wie eine Tochter, und pflegte sie auf alle Weise.

In Straßburg wohnte der Graf im Erzbischöflichen Pallaste, und wunderte sich, daß sich Käthchen auch dort eingefunden, als ob sie zu seinem Troß gehöre; auch war es ihm keineswegs genehm, und eines Tages, da er sie auf der Stallschwelle sah, trat er zu ihr und fragte sie, was für ein Geschäft sie in Straßburg treibe? Käthchen ward flammenroth und sagte: „Gestrenger Herr! Ihr wißt es ja." Das kam ihm beinahe vor, als hätte das Kind es auf ihn selber gemünzt, und er beschloß, auf der Stelle einen Boten nach Heilbronn zu senden, um den Vater zu benachrichtigen, daß das Käthchen bei ihm sei, und daß er möge in wenigen Tagen nach Schloß Strahl kommen, um sie abzuhohlen.

Den Alten aber traf die Botschaft in einer nicht sehr freundlichen Gemüthsstimmung, denn er wußte sich die ganze Begebenheit mit Käthchen und dem Ritter nur durch eine böse Zauberei von Seiten des Letzteren zu erklären.

Als er sie mit zerbrochenen Gliedern auf seinen Armen in ihr Bett getragen hatte, lag sie sechs Wochen, ohne sich zu regen, in der Gluth des hitzigen Fiebers — auch entlockten ihr nicht einmal die Phantasien ihres Gehirns ein Wort, woraus man auf ihre Gedanken hätte schließen können; kaum aber hatte sie sich ein wenig erholt, als sie ihr Bündel schnürte und mit den ersten Strahlen der Morgensonne in die Thüre trat. Wohin, fragte die Magd. „Zum Grafen Wetter vom Strahl" antwortete sie, und verschwand.

Thränenlos saß der verlassene Vater da und zürnte seiner Tochter; aber zumeist dem argen Verführer seines süßen Kindes. Als endlich dessen Botschaft kam, machte er sich eilig auf den Weg, um sie abzuholen und aus seinen Klauen zu befreien. Der Graf empfing Friedborn eben so freundlich, als dieser entrüstet vor ihn trat, ja der letztere trieb den Verdacht gegen den durchaus schuldlosen Edelmann so weit, daß er beim Eintritt in seine Thüre die Hand nach dem Weihkessel ausstreckte, und ihn mit dem Wasser desselben bespritzte. Der Graf erzählte ihm ohne Arg den ganzen Hergang und führte ihn dann in den Stall, wo Käthchen ein Waffenstück reinigte, um dem bekümmerten Vater seine Tochter zu übergeben. Aber die hatte kaum den alten Mann erblickt, als sie kreideweiß dem Grafen zu Füßen fiel und

ihn bat, sie vor dem eigenen Vater zu schützen. Friedborn stand da, wie eine Salzsäule, und ehe der Graf noch zur Besinnung kam, warf jener ihm den Hut in's Gesicht, als wollte er ein Gräuelbild verschwinden machen; dann aber eilte er selbst von dannen, als setze die Hölle ihm nach.

Er wußte von einer Gerichts-Versammlung edelgeborner Männer, die unpartheiisch über Hohe und Niedere urtheilten. Vor diesem Vehmgericht eilte er, den Grafen, als der Zauberei und des Mädchenraubes schuldig, anzuklagen. Der Graf erschien auf die erste Vorladung und brachte die zagende Jungfrau, die ebenfalls berufen worden, mit; aber er wußte durch die einfache, der Wahrheit getreue Erzählung der ganzen Geschichte die Richter von dem Ungrunde des auf ihm lastenden Verdachtes der Zauberei auf das bündigste zu überzeugen, und gegen die Anklage der Verführung vertheidigte ihn des Mädchens fleckenlose, von keinem Hauch getrübte Unschuld, die vor der hohen Versammlung der Vehm durch die verfänglichsten Kreuz- und Querfragen sonnenklar an den Tag kam.

Graf Wetter vom Strahl wurde freigesprochen und nachdem er Käthchen verboten hatte, sich je wieder bei seiner Burg blicken zu lassen, ward dem alten Friedeborn der Leib seines Kindes zur ferneren väterlichen Pflege übergeben, während ihre Seele, die sich außer dem Bereich menschlicher Gewalt befand, nach wie vor bei ihrem „hohen Herrn" verblieb, der wie ein Wetterstrahl in ihr junges Herz eingeschlagen und es ganz und gar entzündet hatte. Aber auch er war, trotz seiner

anscheinenden Gleichgültigkeit und Härte, doch schon längst durch die Anhänglichkeit und die Reize des holden Kindes tief gerührt; nur vermochte ihn Dreierlei, die Gefühle, die sich in seiner Brust regen wollten, zu unterdrücken. Das Eine war: die Ehrenfestigkeit seines ganzen Wesens, die es ihm nimmermehr erlaubt hätte, der reinen Jungfrau auf eine unehrerbietige Weise zu nahen; — sie aber als eheliche Gemahlin heim zu führen, daran hinderte ihn das Zweite, was sich seinen geheimen Wünschen in den Weg stellte, nemlich die Vorurtheile seines Standes; — das Dritte war ein Geheimniß zwischen ihm und Gott, aber da es später doch an das Licht gefördert wurde, so mag es der Mund der Sage hier erzählen.

In jener Sylvesternacht, in der der Graf vom Strahl todtenähnlich auf seinem Bette lag, meinte er, ein Cherub sei zu ihm getreten, habe ihn sanft an der Hand genommen und ihn durch die Nacht in das Schlafkämmerlein eines Mädchens geleitet, das schlafend im bloßen Hemdchen auf einem weißen Bettchen mit rothwollener Decke lag; das holde Kind habe ihn bei seinem Eintritte mit großen, schwarzen Augen angesehen und habe gerufen: „Elsbeth!" darauf sei sie, vom Purpur der Freude über und über schimmernd, aus dem Bette gestiegen und habe sich auf die Kniee vor ihm niedergelassen und „mein hoher Herr" gelispelt; der Engel habe ihm darauf gesagt, daß das Kind eine Kaiserstochter sei, und ihm ein Maal gezeigt, das ihr röthlich auf dem Nacken gezeichnet stand, indem er sagte: daran magst du sie erkennen; als er ihr aber ins Antlitz habe

schauen wollen, um noch ein besseres Kennzeichen zu haben, seien die Mägde mit Licht gekommen, und alles sei verschwunden gewesen; er aber habe, nachdem er die Augen aufgeschlagen, auf Schloß Strahl auf dem Bette gelegen, an dem seine Mutter und Base weinten. Nie hatte der Graf irgend jemanden etwas von dieser Geschichte mitgetheilt, aber sie deswegen nicht minder tief im Herzen bewahrt; er war so überzeugt, daß ihm vom Himmel selbst eine Kaiserstochter bestimmt war, daß er an keine andere Jungfrau denken zu dürfen glaubte, und daher jede Regung, die zu Käthchens Gunsten in seinem Innern sprach, schnell zum Schweigen brachte; so schlug er sich denn die ganze mehr ärgerliche als angenehme Geschichte, so gut es ging, aus dem Sinne und lag seinen Fehden und sonstigen Geschäften ob.

Als Käthchen sich von ihrem Ritter getrennt sah, verlangte sie nichts mehr auf dieser Welt, als von seinem Freunde, dem Prior eines Augustiner Klosters, geführt zu werden, um von ihm zum Eintritt in ein ihr bekanntes Ursulinerinnen-Kloster vorbereitet zu werden. Der Vater erfüllte ihren Wunsch mit tiefem Kummer, und als sie eines Abends dicht vor den Pforten des Augustiner-Klosters angekommen waren, übermannte ihn der Gedanke, sein Kind auf immer und immer ins Kloster zu vergraben, so schmerzlich, daß er ihr selbst vorschlug, wieder nach der Strahlburg zu gehen, und sich dort unter dem Hollunderstrauch am Abhange des Felsens, wo sie am liebsten zu sitzen pflegte, die Sache noch einmal zu überlegen. Käthchen sah ihn mit großen,

traurigen Augen an, und sagte: ich darf es nicht thun, der Graf hat es mir verboten. Als nun der gute Vater sich erbot, zu ihm zu gehen, und ihr die Erlaubniß dazu auszuwirken, da erkannte sie die Macht der väterlichen Liebe, und entschloß sich von Stund an, nicht ins Kloster zu gehen, aber noch weniger zu dem Hollunderstrauch, sondern nur ihr Gebet bei dem Prior zu verrichten und dann wieder nach Heilbronn mit dem Vater zu ziehen.

Graf Wetter vom Strahl war um eines Besitzthums Willen in Fehde mit einem Rheingrafen vom Stein. Dieser hatte, da er mit offener Gewalt wenig ausrichten konnte, einen Knecht gedungen, der sich auf Strahlburg einschlich und dort Dienste erlangte, aber in der verrätherischen Absicht, bei Gelegenheit seinem eigentlichen Herrn von Nutzen sein zu können. Der Augenblick war gekommen und der Rheingraf sandte zwei Boten mit zwei Briefen aus, den einen an Peter Quanz, den verrätherischen Knecht auf Strahlburg, worin er ihm sagte, daß er Schlag 12 mit seinem Kriegshaufen vor dem Schlosse sein, und seiner Hülfe von Innen harren würde; — den Andern an den Prior Hatto von eben dem Augustiner-Kloster, in dem Käthchen die Nacht zubringen wollte, die Botschaft enthaltend, daß er noch spät am Abende zu ihm kommen würde, um die Absolution zu empfangen. Die Fügung des Himmels wollte es aber so, daß die Briefe verwechselt wurden, und daß Käthchen auf diese Art hinter den ihren Ritter bedrohenden Anschlag kam. Keinem Menschen trauend, und die schon herabgesunkene Nacht nicht scheuend, machte sie sich flugs auf den Weg

nach Strahlburg und wäre sicher nicht mehr in das Schloß gedrungen, wenn Gottschalk sie nicht erblickt und vor den Ritter geführt hätte. Dieser war gewaltig unwirsch, als er zu so später Stunde, und gerade als er glaubte sich auf immer von ihr losgemacht zu haben, das Mädchen auf seiner Burg erblickte, und schalt Gottschalk, den Knecht, aber zumeist das arme Käthchen, die er eine landstreicherische Dirne nannte und gar nicht zu Wort kommen ließ; und als diese dennoch den Brief emporhielt und durchaus gehört sein wollte, nahm er die Peitsche von der Wand um sie hinauszutreiben, denn er dachte in diesem Augenblicke mehr an die Anklage vor dem heimlichen Gerichte und alle Verlegenheiten, die ihm die Liebe des Mädchens schon verursacht hatte, als an die Pflichten der Ritterlichkeit. Endlich gelang es Käthchen trotz seinem Toben und Zürnen ihm den Brief durch Gottschalk in die Hand zu bringen; da faßte denn freilich eine ganz andere Erkenntniß und tiefe Reue das Herz des Ritters; er sah, von welcher Gefahr er durch das heldenmüthige Mädchen errettet war, und traf flugs Maßregeln, um den Ueberfall der Burg zu verhindern, was ihm auch ohne Mühe noch gelang. Das schwerere war, die Augen vor Käthchen aufzuschlagen, die er so mishandelt hatte, während er ihr so viel verdankte; freilich begegnete er ihr freundlich und suchte sein Unrecht wieder gut zu machen, aber Käthchens Herz wußte nichts von Groll, denn was konnte der ihr von Gott durch seinen Cherub zugeführte Herr Unrechtes gegen sie begehen; von ihm kam Alles recht, wie es kam.

Käthchen verließ ihren Ritter nun nicht mehr; sie brachte ihm die Waffen, wenn er ins Treffen wollte, sie folgte ihm durch Wald und Feld, über Bäche und Berge, und es war nicht mehr die Rede davon, daß sie nach Heilbronn zurückkehren sollte; der Graf that, als ob er sie nicht bemerkte und ließ sie gewähren, zudem wußte er, daß sie an dem alten Gottschalk einen treuen Schutz hatte. Als nun wieder Friede in der Burg war, zog Käthchen auch wieder ein und wohnte wieder in dem Stall, aber am liebsten bettete sie sich unter dem Hollunderstrauch vor der Burg; dort hatte sie sich unter den Zweigen des Baumes ein Hüttchen gebaut; und wenn die Sonne heiß vom Himmel braunte, fand sie unter seinem Laubdache Kühlung. Gottschalk hatte manchmal bemerkt, daß ihre Träume nicht stumm seien, und daß man sie wohl im Schlaf, wie Nachtigallen in der Sommernacht, flüstern hörte; er erzählte diesen Umstand seinem Herrn, der sich mancherlei Gedanken darüber machte.

Es war an einem schwülen Nachmittage, als der Ritter einst allein aus seiner Burg trat und den Weg zu Käthchens Hollunderbaum fand; da lag sie schlafend, mit rothen Backen und verschränkten Händchen; er sah sie lange gerührt an und beschloß dann zu versuchen, ob es ihm nicht möglich sei zu ergründen, warum dies Mädchen, das bestimmt schien, den herrlichsten Bürger von Schwaben zu beglücken, ihm gleich einem Hündchen durch Glück und Elend folgen mußte. Es war ihm, als müsse sie ihm eine Frage im Schlaf beantworten, die er oft wachend gethan, aber auf die sie nie etwas

anders erwiedert hatte, als: „ei, gestrenger Herr, Ihr wißt's ja." Er nahte sich ihr leise, kniete vor ihr hin, und legte seine Arme sanft um ihren Leib; er fing an sie allerlei zu fragen, worauf sie zusammenhängende Antworten gab: endlich kam er mit seinem Hauptanliegen: „Du bist mir wohl recht gut?" Gewiß, sagte Käthchen; „Aber ich dir, was meinst du, ich dir nicht?" Ach geh', lächelte sie, du bist verliebt in mich wie ein Käfer. Der Ritter erschrak, denn sie hatte es wahrhaftig getroffen, nur wunderte ihn ihre Zuversicht. Er fragte weiter und weiter, und was erfragte er? Was sah er, als er ihr Tuch sanft von ihrem Halse wegschob? Ein Maal, wie es der Cherub ihm gezeigt. Und Käthchen war das Mädchen, die er in der Sylvester-Nacht gesehen, und er war der Ritter, dem sie in der Sylvester-Nacht zu Füßen gelegen hatte.

Endlich erwachte sie und erschrak, von ihm im Schlafe überrascht worden zu sein; sie glaubte, er würde ihr zürnen, aber er war gedankenvoll und weich, und als Gottschalk dazu kam, befahl er ihm, der Jungfrau ein Gemach auf der Burg anzuweisen.

Seine einsamen Stunden waren fortan von einem Gedanken erfüllt: wie Käthchen des Kaisers Tochter sein könne; daß es aber so war, war ihm so gewiß, als daß der Himmel sich über der Burg wölbte, und er nahm auch keinen Anstand, es mehreren Personen, ihren Rath heischend, zu vertrauen. Aber niemand konnte ihm sagen, wie ein solch Geheimniß zu ergründen sey? Darüber brütete der Graf noch, als eine Botschaft ihn an den Hof des Kaisers nach Worms entbot. Fried-

born, der von dem heimlichen Gerichte abgewiesen worden war, und nun sein Kind aufs Neue verloren sah, ja dem es sogar zu Ohren gekommen, daß der Ritter sein Käthchen für des Kaisers Tochter ausgab, und dadurch dem guten Ruf seiner längst verstorbenen Frau zu nahe trat, zögerte nicht sich dem Throne der höchsten irdischen Majestät gegenüber zu stellen, und seine doppelte Klage anzubringen. Den Kaiser entrüstete eine solche Handlungsweise auf das Höchste, denn war er sich auch mancher kleinen heimlichen Sünde bewußt, so gefiel es ihm doch übel, der sonst ein gerechter Herr war, sich so öffentlich blosgestellt zu sehen.

Den Grafen traf diese Veröffentlichung seiner geheimsten Angelegenheiten ebenfalls höchst widrig, und er besann sich nicht vor Gericht zu erklären, daß es nie seine Absicht gewesen sei, einem solchen Gerücht irgend Wichtigkeit zu geben. Der Kaiser wollte sich auch mit dieser Erklärung begnügen, aber Friedborn drang mit dem höchsten Eigensinn auf einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Grafen; diesem riß endlich die Geduld, und er rief laut und öffentlich aus: Käthchen sei seines hohen Kaisers Kind, und er werde es Augenblicks mit dem Schwerte beweisen. — Er zog und zwei Züge mit seiner gewaltigen Klinge reichten hin, den alten Mann zu entwaffnen, dem er kein Leides anthat.

Als der Kaiser die Waffen seines Anklägers also siegreich sah, floh das Blut aus seinen Wangen, aber ein Licht entzündete sich in seinem Gedächtnisse, denn er erinnerte sich allerdings, vor siebenzehn Jahren zu der Vermählung seiner Schwester, der Pfalzgräfin, in

Heilbronn gewesen zu sein, und bei einer Volksfestlichkeit allerlei heimliches mit einer schönen Bürgersfrau im Schatten einer Laube geschwatzt zu haben; zum Abschiede gab er ihr, die ihn nicht kannte, eine Schaumünze, und als er darnach forschte, fand es sich, daß Käthchen dieselbe Münze auf dem Sterbebette von ihrer Mutter empfangen habe. Der Kaiser, nachdem ihm dies den Sinn durchdrungen hatte, nahm sich vor, die Sache gütlich beizulegen, damit nicht ein zweiter Cherub herniedersteige und das Geheimniß vor aller Welt verkünde. Er bat den gebeugten Friedborn, ihm dies Kind abzutreten; um allen ärgerlichen Gerüchten ein Ende zu machen, werde er Käthchen von Heilbronn als seine Pflegetochter, Katharina von Schwaben, mit dem Wetter vom Strahl alsbald und mit großem Pomp vermählen. Friedborn könne aber alsdann seine alten Tage bei dem jungen Paare in Ruhe verleben.

Ein solcher Vorschlag befriedigte die streitenden Partheien, und wenige Tage nachher erglänzte der Schloßhof von allem Pomp der Ritterschaft, und unter glänzendem Baldachin erschien bescheiden das süße Käthchen als die erkorne Braut des Grafen Wetter vom Strahl.

Der Hennengraben.

Nicht weit von der Burg Windeck liegt eine Meierei, der Hennengraben genannt. Zwischen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen dunkeln Kastanienbäumen sind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher sich um ein Vorwerk des Schlosses herzog. Zur Zeit, als der Dechant an der Domkirche zu Straßburg auf Windeck gefangen saß, wohnte unten im Wolfshag in einer Mooshütte eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen und Wurzeln, und die wilden Thiere des Waldes thaten ihr nichts zu leide, sondern schienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum bestand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die sich ihr Futter im Walde suchten.

Eines Tages saß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwei wunderschöne Knaben des Weges daher. Sie waren müde und traurig und fragten nach dem Wege zu der Burg. Die Alte hieß sie freundlich willkommen, und gab ihnen Obst und Brod zur Erquickung. Der Jüngere, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ sich's wohlschmecken, aber der ältere, der zwischen sechszehn und achtzehn Jahren stehen mochte, hielt niedergeschlagen seinen Apfel in der Hand und Thränen traten ihm in die Augen. Er suchte sie jedoch zu verbergen, ging zu dem nahen Felsenbrünnlein und wusch sich das Gesicht mit dem klaren frischen Bergwasser. Wie die Rose, die der Thau erfrischt hat, so glänzten jetzt seine Wangen im blühenden Jugendroth, und das Waldweiblein schaute ihn wohlgefällig an und sagte: „Du bist gewiß kein Knabe, sondern eine Jungfrau; aber habt Vertrauen zu mir, Kinder, und sagt mir, wo Eure Eltern wohnen, und was Euer Begehren auf Windeck ist?"

Die Kinder fingen beide zu weinen an, und der älteste erwiederte: „Wohl bin ich ein Mägdlein, und heiße Imma von Erstein, und dies ist mein Bruder. — Unser Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns bis jetzt väterlich erzogen, und nun liegt er da oben auf der Burg gefangen, und wir wollen den Burgherrn bitten, daß er ihn frei gebe.

Bringt ihr denn Lösegeld? fragte die Alte. Ach, antwortete die Jungfrau, indem sie ein diamantenes Kreuz aus dem Busen zog: ich habe nichts als dieses; aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns als Geißel behalte, bis der Ohm sich gelößt haben wird.

„Nun so will ich den Dechant loskaufen, sagte das Waldweiblein und streichelte der Jungfrau die Locken aus dem Gesicht. Hört mich, Kinder. Die Straßburger werden ehestens anrücken und die Burg belagern. Noch diese Nacht habe ich zwei Kundschafter belauert, die sich hier im Dickicht versteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg gut ausgespäht und besonders die schwache Seite bemerkt, drüben am Tannenwald, wo das steinerne Todtenkreuz steht. Geht hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck, und sagt ihm, er solle dort eilig einen tiefen Graben aufwerfen lassen, und noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten noch diese Nacht heranziehen.

Aber wird der Ritter auch unsern Ohm frei geben? fragten die Kinder.

Ich gebe euch ja ein Lösegeld, erwiederte die Alte. Sie klatschte jetzt in die Hände, und von allen Seiten flogen und trippelten ihre weißen Hühner herbei. Sie nahm eins derselben, und gab es Imma mit den Worten: Diese Henne bring' dem Ritter Reinhard auf Windeck, damit er den Dechant von Ochsenheim freigebe.

Die Kinder schauten sie verwundert an.

Thut wie ich sage, fuhr die Alte fort. Der Ritter soll die Henne, sobald die Sonne heute untergegangen ist, bei dem Kreuze niedersetzen, wo die Feinde den Angriff machen wollen. Er hat auf seiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch tief und breit genug graben zu lassen — meine gute Henne aber wird' zu Stande bringen. „Bei diesen Worten streichelte sie das Thier, und sang in leisen, kaum vernehmlichen Tönen:

Hör', was ich sag',
Wenn sich neigt der Tag,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt scharren die Erd' heraus
Bis zu dem Todtenhaus,
Bis zu dem Heldenschwert,
Welches kein Rost verzehrt.
Geh, und vor Mitternacht
Sey noch das Werk vollbracht!"

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen, aber die Alte war so freundlich und treuherzig, daß sie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeste Furcht, und freute sich sogar des wunderbaren Schauspiels, welches die Henne ihm geben sollte. Sie hatten kaum die Hälfte des Berges erstiegen, auf dessen Spitze die Burg lag, als ihnen ein junger Ritter entgegen kam. Er war von sehr edler Gestalt, und obgleich der stille Ernst in seinem Wesen die Jungfrau ein wenig erschreckte, so benahm ihr doch bald der milde Ton seiner Stimme alle Besorgniß. Auf seine Frage, wer sie seyen, und was sie auf seiner Burg suchten, antwortete Imma:

„Edler Ritter, Ihr haltet unsern Ohm, den Dechant von Straßburg, gefangen. Er ist auch unser Vater, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frei zu geben und uns als Geißeln zu behalten."

Der Ritter konnte seine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder, eins um's andere, und sein Blick verweilte zuerst unwillkürlich auf der weißen

Henne, welche Imma trug. Sie erröthete und erzählte in abgebrochener Rede, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der Windecker hörte ihr aufmerksam zu. Seine Blicke wurden immer forschender und die Jungfrau gerieth in sichtbare Verwirrung. Ihre Worte waren ohne Zusammenhang; ihr Bruder bemerkte es und wollte einhelfen:

Imma, so sagte die Frau nicht.

Imma erglühte bei dieser Rede, als schlüg' ihr eine Flamme ins Antlitz. Edle Jungfrau, sagte der Ritter, in Gottes Geleite seyd Ihr hierher gekommen, und im Schutz meines Arms sollt Ihr hier weilen und wieder heimkehren, sobald es Euch gefällt. Jetzt kommt, und bereitet Eurem Ohm eine fröhliche Ueberraschung.

Während Imma und ihr Bruder beim Dechant waren, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanstalten seiner Burg. Wohl kannte er die schwache Seite am Tannenwald, und ließ auch bereits seit einigen Tagen an einem Graben daselbst arbeiten. Allein die Zeit war kurz, die Botschaft des Waldweibleins ihm daher höchlichst willkommen, und wenn er alle Umstände überdachte, mußte er großes Vertrauen darein setzen. Als die ersten Sternlein am Himmel blinkten, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo sein Großvater gefallen und begraben worden war. Mit dem Schlag der Mitternachtstunde begab er sich wieder an den Ort, und fand zu seinem Erstaunen einen tiefen und breiten Graben mit einer Brustwehr, und im Sternenschein blinkte ihm das Schwert seines Großvaters entgegen, welches

man dem Gestorbenen mit ins Grab gegeben hatte. Die Henne war verschwunden. Gegen Morgen rückten auch bereits die Straßburger in drei Haufen heran — sie waren zu einem Sturme gerüstet, aber der Graben der Henne vereitelte ihre Absicht und sie wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Imma hatte inzwischen auf das Herz des Ritters von Windeck einen großen Eindruck gemacht, und die Jungfrau war auch gegen ihn keineswegs gleichgültig. Allein der gefangene Dechant wollte von einer Verbindung zwischen Beiden nichts hören. Als jedoch der Zwist vertragen war, wurde Imma des Windeckers Gattin und im Münster zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände in einander.

Der Hennengraben hat den Namen beibehalten: doch die Sage davon scheint sich immer mehr zu verlieren.

Siegfried und die Nibelungen.

Wie Siegfried den Drachen erschlug und hörnen ward.

Auf der Burg zu Xanten am Rhein herrschte Siegemund, ein König im Niederlande. Sein Gemahl Siegelinde war ihm mit einem Knäblein genesen, das sie Siegfried nannten. Mächtig wuchs dieser heran, und erfreute sein trutziger Sinn auch den Vater, der in ihm schon den künftigen Helden sah, so machte er dagegen Frau Siegelinden viel Betrübniß, denn der junge Siegfried träumte nur Kampf und Gefahr, achtete wenig der Mutter sanfte Lehren, und war nie froher, als wenn er sich wild herum tummeln, und seine Kraft erproben konnte. Wenn des Vaters Recken gesandt wurden zu Strauß und Fehde, drang der Knabe immer in den Vater, ihn mit hinaus ziehen zu lassen, doch warnte Herr Siegemund, daß er noch zu jung sei, und die Zeit abwarten müsse. Dies verdroß Siegfried gar sehr, denn er fühlte Kraft im Arm, und Muth in der Seele und immer zog und lockte es ihn in der Ferne, wo die blauen Berge ihre Häupter in die Wolken hoben.

Seinen Trotz konnte des Vaters Willen und der Mutter Bitte nicht bändigen, und so schritt der Jüngling eines Morgens in der

Frühe hinab von der Burg zu Xanten, und fröhgemuth der Sonne entgegen. Des Rheines Strom folgend, zog er zu Berg, nicht Burg noch Städte achtend, die er auf dem Wege antraf. Die dunkeln Berge waren sein Ziel. Am dritten Tage gelangte er zu dem mächtigen Bergforst am Rheine, dem Siebengebirge. Ohn Bangen und Zagen eilte jung Siegfried in der Waldung Dunkel; sein Stecken machte ihm Bahn durch Gestrüpp und Gebüsch über Felsenschlünde und Bergwasser.

Als die Sonne aber hoch im Mittag stand, und er noch keinen Ausweg aus dem Dickicht gefunden, war es ihm doch lieb, als er hoch über den Eichen eine Rauchsäule aufwirbeln sah. Ihrer Richtung folgte er, und bald schallte ihm kräftiger Hämmerschlag aus einer tiefen Felsenkluft entgegen. Wie freute es ihn, als er die Funken so gewaltig herumsprühen, und das Feuer auf der Esse auflodern sah! Ich möchte auch wohl ein Schmied werden, dachte er bei sich, und trat mit dem Begehr zur Schmiede. Wie lachten die Gesellen beim Anblick des bartlosen Fanten, und zur Kurzweil sprach Meister Mimer, der hier seine von allen Kämpen gepriesenen Waffen schmiedete: Er möge eintreten, und sich einmal versuchen. Den wuchtigsten Hammer reichte man Siegfrieden, aber hui, wie flog das Eisen in Stücken durch die Werkstätte, als er leicht den Hammer schwang. Der Meister wollte Einhalt thun, aber Siegfried hämmerte drauf zu, daß der Ambos in den Boden fuhr. — Wohl fürchteten da der Meister und seine Leute den jungen Gesellen, denn als sie seinem Beginnen sich widersetzten, warf er sie insgesammt zur Erde, daß ihnen das Aufstehen schwer ward.

Jung Siegfried blieb in der Schmiede, aber auch die stärkste Eisenstange widerstand seinem Schlage nicht, und mancher Ambos fuhr noch in den Grund. Meister Mimer, voll Ingrimm, wäre seiner gern los gewesen; wie ihn aber fortbringen? Endlich beschloß er, ihn tief in den Wald zu senden, wo ein grimmer Lindwurm hauste, um so ein elendiglich Ende zu finden. Du sollst mir im Forste Kohlen brennen, sprach eines Abends der Meister zum Jüng-

ling, mache Dich morgen vor der Sonne auf, denn wir bedürfen ihrer sehr. Die Stelle wirst du finden, wo die schönsten Eichen und Buchen blühn, sie liegt nah dem Rhein, am höchsten Fels. Wie der Meister befohlen, so that Siegfried. Eichen- und Buchenstämme krachten und brachen unter seiner Faust, und waren sie noch so stark. In kurzer Frist hatte er seinen Meiler fertig und angeschürt. Und wie er sich nun so unter dem Laubdache einer Linde niedergestreckt hatte, sich von seiner Arbeit zu erholen, da schoß der Linddrache auf ihn zu. Jung Siegfried brach sich aber rasch einen Eichenstamm, und erschlug ihn, wie wild das Ungethüm sich auch gebärdete, und zog ihn zu dem brennenden Meiler. Als er nun sah, wie aus dem Drachen das Fett quoll, warf er noch manch brennend Scheit zu, und in Strömen floß das Drachenfett bis zu der Linden. Ein weniges ermüdet streckte sich Siegfried unter der Linde nieder, zu kurzer Rast. Und wie er nun so da lag, flötete hoch in des Baum's Gezweige eine Nachtigall, und wie er aufhorchte, verstand er gar wohl, wie sie sang:

Wer badet sich im Drachen-Born,
Deß' Leib wird fest, deß' Haut wird Horn,
Ge'n jede Waff' ist er gefeit,
Ge'n jede Fahr und jedes Leid.

Der Jüngling legte sein Gewand ab, und badete sich in der Flüssigkeit, doch fiel ein Blatt von der Linde ihm auf die rechte Schulter; und wurde er auch am ganzen Leibe hörnen, so doch nicht an der Stelle, wo das Blatt gelegen und kein Fett hingeronnen war.

Als er nun mit seinem Meiler fertig war, schürte er sich einen Sack voll Kohlen, riß dem Lindwurm das Haupt ab, und machte sich getrost wieder auf den Weg zur Schmiede.

Aber wie erschraken die Gesellen als sie ihn von dem Walde herkommen sahen. „Meister, Meister, schrien sie, „jung Siegfried hat den Drachen erschlagen, jetzt gnade uns Gott!" Meister Mimer wollte in arger List dem jungen Gesellen entgegen gehn, und mit

freundlicher Rede ihn empfangen; der aber schlug ihn zu Boden, daß er auch nie davon genaß, und so auch alle die argen Gesellen, die sich in der Schmiede verkrochen.

Lustig schürte jung Siegfried das Feuer auf der Esse, und wirkte mit starker Faust aus dem festesten Stahl und Eisen ein wuchtiges Schwert und einen Panzer, Halsberge, Schild und Helm, wie es dem Ritter ziemt, und zog dann fort um Abenteuer zu suchen. —

Wie Siegfried Brunhilde gewann.

Das beste Roß, das je eines Recken Krippe gefüttert, den windschnellen Grani, nahm Siegfried aus Mimers Stalle, und zog frischgemuth zu Thal. Des Waldes Quelle gab ihm Labung, die lieblichsten Beeren lächelten ihm rings aus dem duftigen Moose und aus der Sträuche Blätterhülle entgegen, seinem Gaumen angenehme Stärkung bietend. Und wenn er nun zur Rast sich unter einem Baum gelagert, dann tönte süß der Nachtigall Lied. Sie sang von einer schönen Maid im Isenlande, und wie es kühnes Wagniß erheischte, das holde Engelskind zu gewinnen. Wie Siegfried immer weiter fürbaß zog, manch Abenteuer mit des Waldes Thieren bestehend, um so mehr erwuchs auch sein kecker Muth, sich um jeden Preis die stolze Königstochter zu erringen, von der ihm die Nachtigall immer sang. Die kleine Sängerin war seine Führerin, und wie sie die Minnigliche immer mehr pries, und des Abenteuers Gefahren schilderte, so weckte sie auch immer mehr in des Jünglings Brust den Drang dasselbe zu bestehen, denn alle Sänger des Waldes flöteten und sangen und zwitscherten nur von Brunhilden und der flammenumloderten Burg Segard, wo sie, vom Zauberschlaf gebannt, auf Erlösung hoffte. —

So kam Siegfried zum Meere, ein Schifflein nahm ihn gar bald auf, und trug ihn durch der Wogen wilde Brandung. Hoch auf dem Mast saß die Nachtigall und sang süßer Minne Lohn, als

das Schifflein in grausig wilder Felsenbucht landete. Gleich einer Ziege erklomm Grani die steilen Klippenwände mit sicherm Huf. Laut wieherte das kühne Roß auf, als die Feuerglut, welche um Segard wild und hoch über die Zinnen der Burg, bis zu den Wolken emporloderte, den Reiter schon aus weiter Ferne wie lichter Sonnenglanz blendete.

Und wie ihn nun das Roß der Glutveste immer näher trug, in kühnen Sätzen vorsprengte, da sang auch die Nachtigall über Siegfrieds Haupte: —

Wie glüht so wild
Das Flammengewind' um die schöne Brunhild.
Wohl fünfzig Jahr
Um Segard's Zinnen gebannt es war.
Der Retter naht
Und bahnt sich durch feurige Mauern den Pfad.
Siegfried, 's ist Zeit,
Die Flammen lösch' und gewinne die Maid.

Kein Lüftchen wehte um die weite Burg, regungslos prangte auf der hohen Zinne das reiche Banner, an welchem die Flammenzungen leckten. Wohl troff der Schweiß in hellen Tropfen von des Jünglings Antlitz, und die Glut schien dem Nahenden den Athem zu rauben. Er aber spornte sein Roß an, rasch stürmte es in das Glutmeer. Und sieh — die Glut verwandelte sich in eine blanke Schildburg, die strahlend im Sonnenlichte stand. Kühn ritt er gegen die Veste hinan, und die Schilde schoben sich rasch übereinander und zusammen, daß er ungefährdet den Zwinger betreten konnte. Gar sehr wunderte es Siegfrieden, daß rings um ihn her Grabes Ruh' herrschte, denn wenn auch hoch am Tage, so lag doch Alles noch im tiefsten Schlafe. Hoch auf der Thorzinne nickte der Burgwart, in der Rechten das mächtige Hüfthorn, die Rüden schnoberten im Schlafe neben dem Thore, rings im Hofe und auf dem Schlage rasteten Tauben und anderes Geflügel ohne Regung. Und wie nun Siegfried in die Thorhalle trat, schallte weit sein Schritt, aber er

nahte keiner zum Empfange. Die Fliegen an der Wand selbst schliefen, und in der Küche saß der Junge am Bratspieß, die Mägde waren bei ihrer Arbeit eingeschlummert; hier saß eine und hielt das Huhn, das sie rupfen wollte, noch in der Hand, am Heerde schlief der Koch. Und je weiter Siegfried ging, um so wunderlicher kam ihm alles vor; denn in allen Gemächern fand er gar viel der schlafenden Frauen und Männer. So trat er auch in den Burgsaal, aber wie staunte er, als er hier, auf dem reichsten Pfühl, einen reich gewappneten Ritter im tiefsten Schlummer gewahrte. Ein mächtiger Helm mit stattlicher Zierde prangte auf seinem Haupte, und glänzender denn Gold und Edelgestein schimmerten Halsberge und Panzer, und alle Schienen, die seine Glieder bargen, so wie der mächtige Schild, der ihm zur Seite lag. Siegfried konnte einem innern Drange nicht widerstehen, dem fest Schlafenden den Helm zu lösen. Er that's und — in rosigem Jugendreize lag ein hohes Frauenbild vor ihm. Wie die Rose züchtiglich aus dem Blätterkranz hervorblickt, so schimmerte das schönste Mädchen-Antlitz ihm aus dem üppigen Lockengold entgegen. Rasch hob er das Schwert, und mit scharfem Schnitt trennte er den gleißenden Stahl von den wunderherrlichen Gliedern, die wie die Rose aus der Knospe, im reinsten Ebenmaße aus der Hülle hervorquollen. Siegfried stand ganz entzückt in den Anblick versunken. Und wie nun der leise Athemzug den blühenden Lippen eine leise Bewegung mittheilte, da zog es den Jüngling unwiderstehlich hin, einen Kuß darauf zu drücken; und die Erwachende schlug die Augen auf. Lieblich blickte sie ihn an, gleich den Sternen des Abends, die mild aus rosigem Sonnengewölk auftauchen. „Du bist es Siegfried, Siegemund's Sohn?" sprach Brunhilde, denn sie war es, die er gefunden. „Wer hätte auch sonst die Macht, diesen Zauber zu lösen? Und den Muth durch die wilde Glut zu dringen?" Er aber sprach: Ich bin Siegfried, Siegmund's Sohn, der Drachentödter, und Du sollst jetzt mein eigen sein!"

Da erhob sich Brunhilde, die stolze Königin, von ihrem Lager,

wie die prangende Blume, welche dem ersten Morgenblick der Sonne entgegenlächelt. — Und wie sie nun durch Segard's Hallen schritten, da war Alles rings im regsten Leben, Schaffen und Treiben. Truchseß, Schenk, Marschalk und Kämmerer nahten dem hohen Paare mit ehrerbietigem Gruße. In der Küche ging der Spieß, die Mägde thaten wieder ihre Arbeit. Aus dem Hofe tönte lautes Rüdengebell, aus den Ställen muntrer Rosse Gewieher, und von der Zinne des Thurmwarts Horn zum Morgengruß. War er doch nach fünfzigjährigem Schlafe zu frohem Morgen wieder erwacht. Die Tauben flatterten munter auf dem Schlage. Aller Zauber war gebannt, nur der Liebeszauber nicht, mit welchem Brunhilde den Helden Siegfried umgarnt hielt. —

Wie Siegfried die Tarnkappe, das Schwert Balmung und den Nibelungen-Hort gewann.

Durch süßen Zauber hielt Brunhilde, die Vielminnigliche, den Helden in ihrer Hofburg gebannt, so daß es schien, als sei Siegfried seiner Thatkraft nicht mehr eingedenk. Wohl hoffte er auf den hohen Lohn der Minne, wie er ihn verdient hatte, doch war Brunhilde zu hoffärtig, als daß sie sich einem Manne ganz zu eigen gegeben hätte. Siegfried hoffte also vergebens, vermochte aber auch nicht den Zauberbann zu lösen. Wenn er nun zuweilen hinauszog zum edlen Waidwerk, dann mahnten ihn der Vögel Stimmen an seine früheren Thaten, an das, was er schon durch seines Armes Kraft vollführt, und wohl erwachte dann in ihm der alte Thatendurst, ein ungestümes Sehnen, das aber, so bald als sein Auge Brunhilden in dem Sonnenglanz ihrer Schönheit gewahrte, sich wieder besänftigte. — Als aber die Vögel früh Morgens und Abends unaufhörlich an den Fenstern seines Schlafgemachs zwitscherten und sangen von dem großen Hort im Nibelungenlande, den der gewaltige Fafner mit arger List bewachte, und wie der, welcher ihn gewänne, auch Herr des mächtigen Nibelungenlandes sei, da gedachte

auch Siegfried ihn zu gewinnen. In der Frühe des Morgens zog er einst von der Isenburg aus, doch wurde es ihm so weh im Herzen, daß er umschauen mußte nach der Burg, und da gewahrte er Brunhilden auf dem Erker, schöner und anmuthstrahlender, wie die aufgehende Sonne, und er kehrte zurück. So zog er auch an einem zweiten Morgen wieder aus, aber er wandte sein Antlitz wieder um nach der Isenburg, und war noch einmal gefangen; am dritten Morgen aber waffnete er sich mit Standhaftigkeit, und eilte hinaus aus dem Zauberschlosse dem fernen Walde zu, da sangen auf allen Bäumen und Zweigen die Vögel mit lauten Stimmen von dem großen Nibelungen Horte, so daß er nicht eher nach der Isenburg umschaute, als bis ein Felsgestein sie seinem Blicke barg. —

Die Vögel waren seine treuen Führer, und frischgemuth zog er viele hundert Meilen, bis er zum Lande der Nibelungen kam. Von der Reise müde, streckte er sich unter den schattigen Zweigen eines Baumes nieder, auf den sich die Vögel auch zur Rast niedergelassen hatten. Er entschlummerte, doch wurde er bald durch ein tolles Wirren und Summen wieder aufgeweckt. Wie er die Augen öffnete, sah er sich von einem bunten Schwarm kurzweiliger Zwerglein umringt, die ihn neugierig begafften, und an ihm und seinen Waffen auf und niederrutschten. Wie er sich erhob, schüttelte er das wirre Geschmeiß wie die Fliegen von sich. Unter allen aber stach hervor ein Männlein mit langen weißem Bart, sein Haupt schmückte ein Kronhelm, starke Panzerringe schützten seinen Leib, und in der Rechten schwang er eine goldne Geißel mit sieben schweren Knäufen. — Hei! toller Geselle, fuhr er barsch den Helden Siegfried an, was willst Du hier im Reiche der Nibelungen? „Mir ihren Hort gewinnen," war Siegfried's Antwort. Da schallte laut der Zwerge Gelächter und Gekicher durch den Tann. Siegfried, erbost, fuhr mit seinem Speer um sich, daß die Zwerglein wie Spreu fortstoben. Alberich, so hieß der Geißelführer, führte aber einen so gewaltigen Streich mit seiner Geißel, daß Siegfried wohl Mühe hatte, seine Speerstange zu halten. „Ist's so gemeint, Du kleiner Fant!" schrie

Siegfried auf, „dann wehr dich deiner Haut!“ und sein Schwert sauste durch die Luft. Alberich wich aber mit Windesschnelle seinen Hieben aus, seine Gesellen flohen, da aber Siegfried in seinem Grimme immer wüthender zuschlug, und Alberich sich seiner Hiebe nicht mehr erwehren konnte, bat er seiner zu schonen, er wolle ihm beistehen, den Hort zu gewinnen. —

Siegfried folgte nun dem Zwerge Alberich, der ihn zu seiner Wohnung zu führen versprach. Hoch thürmten sich wilde Felsen zu einer festen Burg, und vor dem Eingange lag eine große Felsenmasse, als Thorschloß. Auf Alberichs Ruf wurde der gewaltige Stein weggeschoben, und ein Baumhoher Riese trat hervor. Mit Schlangengewandtheit schlüpfte Alberich durch's Thor, und als Siegfried ihm folgen wollte, sperrte der riesige Thorwart ihm den Weg. Siegfried wollte eindringen, der Riese Wolfgrambär hob aber seine Eisenstange, groß wie ein Schürbaum, zum Schlage. Siegfried wich demselben aus, und Fußtief fuhr die Stange in den Boden. Rasch unterlief jetzt der junge Held den Riesen, und warf ihn zu Boden, daß von dem Falle die Berge rings erdröhnten. Als Siegfried sich nun anschickte, Wolfgrambär mit seinem eigenen Waffengehänge zu binden, daß seine Knochen unter des Jüngling's starken Händen krachten, bat der Riese gar flehentlich um Gnade, und versprach ihm den Einlaß zu gewähren. „Du ungeschlachter Geselle, das mußt du dennoch, sprach Held Siegfried, und schnürte ihm die Arme fest. Darauf schritt er durch die hohe Halle und rief! „Heda! Du gleißnerisch Gezwerg, hältst du so dein Wort, ich will dir zeigen, wie ich Gezüchte deines Gleichen strafe!“

Vergebens suchte Siegfried lange Zeit in den Gängen und Gemächern nach dem Zwerge, es ließ sich niemand sehen, noch hören, wie er auch rief und schalt. Eben trat Siegfried aus einem der obern Gemächer, als er den davoneilenden Alberich gewahrte. Mit wenigen Schritten hatte er ihn erreicht, und bei seinem greisen Bart gefaßt. Wohl stemmte sich Alberich, dem es an Kräften gar nicht gebrach, gegen den Helden, doch zupfte ihn dieser so arg am

Bart, daß der Zwerg vor Schmerz laut aufheulte. Siegfried störte sich aber nicht an sein Bitten und Flehen, er band ihm mit den Haaren seines Bartes die Hände. Da sprach Alberich: „Herr, ich will Euch zu eigen sein, gerne Euch dienen, schont nur meines Lebens. Selbst die Tarnkappe soll Euer sein, die Euch vor jeder Gefahr schützt, und Euch die Kraft von sechs der stärksten Recken verleiht. Bindet mich aber los, ich erkenne in Euch meinen Meister, dem es vorbehalten, den Nibelungenhort zu heben!" Wer Dir glaubte, der wäre toll! sprach Siegmund's Sohn. Alberich wiederholte aber seine Versicherungen, und gab Siegfrieden sogar die Stelle an, wo er die Tarnkappe verborgen hielt. Siegfried ging hin und fand auch die Zauberkappe, durch die er sich unsichtbar machen, und auf wunderbare Weise feien konnte. Er löste den Zwerg jetzt aus seiner Haft, und trat nun wieder vor die Burg, wo der Riese Wolfgrambär noch gebunden lag. Kaum ward dieser seiner ansichtig, als er ihn flehentlich bat, ihn seiner Bande zu befreien, er wolle ihm stets zu Diensten sein, und ihm auch das Schwert Balmung schenken, das beste Schwert, das je ein Schmied geschmiedet, und je eines Kämpen Faust geführt hatte. Als er dem Helden Siegfried gesagt, wo er es finden könne, hinter dem Felsblock, der ihm zum Kopflager diente, und Siegfried dasselbe gefunden, band er wirklich auch den Riesen los. —

Auf Siegfrieds Geheiß zeigte jetzt Zwerg Alberich dem Sohne Siegmunds und Siegelinds den Weg nach der Berghalde, wo Fafner der Arge, den großen Goldhort der Nibelungen mit aller List und Sorgfalt Tag und Nacht hütete. Die Vögel grüßten Siegfrieden schon als Sieger, und hießen ihn nur schlau und kühn zu sein. Durch wilde Felsschluchten führte der Weg, der so wild und grausig, daß Siegfried oft kaum mit aller Mühe sich eine Bahn machen konnte. Schon in der Ferne sah er am Hange des Berges, welcher den unermeßlichen Schatz barg, Fafner'n in Gestalt eines ungeheuren furchtbaren Drachen liegen, sich sonnend in den Strahlen der hellen Mittagssonne. Die Vögel riefen ihm mit fröhlichem

Gezwitscher Muth zu, und Alberich forderte ihn auf, einmal Gebrauch von der Tarnkappe zu machen. Siegfried legte sie an, und umgürtet von dem Schwerte Balmung, ging er getrost auf den Drachen zu, der auch seiner durchaus nicht ansichtig wurde. Siegfried's Tritt scheuchte ihn auf, und er rollte sich in gewaltigen Ringen vor die Oeffnung des Berges. Hei, wie glänzte und gleiste das Gold und Edelgestein, das hier zu Haufen aufgethürmt war, durch die Bergspalten und Klüftungen, wie lichter Sonnen- und Sternenschein, so daß es Siegfrieds Augen beinahe blendete, und seinen Muth, das kühne Abentheuer zu bestehen, nur noch um so mehr entflammte! —

Aber nicht auf hinterlistige Weise wollte er den Schatz sich gewinnen, er wollte ihn, wie es dem edlen Recken zustand, im offnen Kampfe erringen. Er legte die Tarnkappe daher ab, und trat mit gezücktem Schwerte auf Fafnern zu. Der spie aber aus seinem weiten Schlunde einen Feuerstrom, vor dessen Glut Siegfried zurückwich, denn sie wurde so arg, daß selbst die Felsen glühten, als ob sie in einer Esse gelegen hätten. Der Drache Fafner wälzte sich jetzt den Berghang hinab ins Thal, wo Siegfried, auf Alles gefaßt, seiner harrte. Wie nun das grimme Unthier so auf ihn zugeschossen kam, lange, lange Flammenzungen gegen ihn ausspeiend, wich er rasch zur Seite, und stieß ihm sein Schwert Balmung in die Weiche. Vor Schmerz und Wuth schnaubte Fafner wild auf. Da Siegfried aber gewahrte, daß des Drachen Schuppengepanzerter Rücken seinem Schwerte Balmung nicht widerstand, so griff er den ungethümen Feind mit aller Kraft an. Sein Schild erglühte in den Flammen, die Fafner's Rachen entstiegen, doch ließ Siegmunds Sohn nicht nach von seinen Angriffen, und nach wenigen Streichen hatte Balmung's scharfe Schneide Fafner's Herz getroffen. Und wie nun sein Blut in schwarzen Strömen dahinrauschte, brüllte Fafner in menschlicher Stimme: „Wie mein Herzblut ist verronnen, hast du meinen Hort gewonnen, aber dir, nicht mir allein, wird ein Fluch der Goldhort sein!" Er war erlegt, und alsobald schritt auch Alberich und das ganze Zwergvolk herbei, um Siegfried als Sieger zu be-

grüßen. Sogleich ging der Held in den Berg und gränzenlos war sein Staunen, ob der unermeßlichen Menge der kostbaren Schätze, die hier sein Auge kaum überschauen konnte, und deren Herr er jetzt war. Alberich und seine Zwerge bestellte er zu Hütern und Wächtern bei dem Hort der Nibelungen. Und wie er nun zurückkehrte zu der Nibelungen Burg, waren hier auch schon die edelsten und mächtigsten Recken des Landes der Nibelungen versammelt, um zu huldigen ihrem neuen Herrn und König, dem Sohne Siegmund's und Siegelind's aus dem Niederland. Als er die Huldigungen empfangen und sein Reich bestellt hatte, schickte er sich an zur Heimfahrt. Er zog daher frohgemuth der rheinischen Heimath wieder zu, wo ihm die Eltern noch lebten, und auch ein gar mächtiges Reich sein Erbe sein sollte, denn der Zauber, in dem ihn Brunhilde gefesselt gehalten, war, so wie er Fafner'n den Hüter des Nibelungen Hort's erschlagen, gelös't. So kam der jetzt Mächtige und Reiche nach langer Fahrt wieder zu den Seinen nach Xanten an dem Rheine. War je ein Willkomm herzlich, und groß die Freude des Wiedersehens gewesen, so war es zu Xanten, als König Siegmund von Niederland, und Frau Siegelind ihren Siegfried nach so langer Abwesenheit wieder in die Arme schlossen. —

Wie Siegfried nach Worms zog.

Viel Freude genossen Herr Siegemund und Frau Siegelinde über ihren Sohn. Manch glänzendes Hofgelag ward auf der Burg zu Xanten gefeiert, seit Held Siegfried wieder hier eingezogen, und nie fehlte es an Gästen, denn der König war ein sehr freispendender Herr.

Held Siegfried aber war oft trüb in sich gekehrt, denn seine Seele dachte an Chriemhilde, die Schwester Günther's, des Königs der Burgunden, der da saß und Hof hielt in Worms am Rheine. Weit war erklungen der Ruf von der Schönheit der Jungfrau, zu deren

Hof manch edler Ritter gezogen, die aber im Stolze ihres Gemüths keinen minnen wollte.

An ihr, der hochgepriesenen Königstochter, hing Siegfrieds Seele, und wurde sein Vater auch nicht wenig überrascht, als er ihm seinen Entschluß kund that, nach dem burgundischen Hofe zu ziehen, und um Chriemhilden's Hand zu werben, so bestand Siegfried aber darauf hinzugehen. Im Vertrauen auf seine Kraft wollte er dieses Abenteuer auch bestehen, wie er schon so Manches bestanden. Da Frau Sigelinde sah, daß selbst ihre Thränen den jungen Helden nicht rührten, so bot sie alles auf, den einzigen Sohn und seine zwölf Gefährten, die er sich zur Brautfahrt auserkohren, aufs stattlichste auszurüsten. Ihre Frauen mußten Tag und Nacht an den Gewändern wirken, reich an Gold und Edelgestein. Nicht geringer waren die Waffenstücke, für die Herr Siegmund sorgte. Von rothem Golde erglänzten Helm und Panzer der Ritter und das Gezäum der Rosse, welche reiche Decken und seidne Bugriemen zierten.

Manche Thräne floß beim Scheiden. Siegfried aber tröstete Vater und Mutter, und bat sie, um sein Leben ohne Sorge zu sein. Am siebenten Tage zog schon der schöne Siegfried mit den Seinen in die Ebene von Worms, der Stadt am Rhein. Verwunderung ergriff Alle, welche die männlichen Reiter sahen, und liefen hin zu Hof, um dem Könige Günther Bescheid zu geben von der Fremden Ankunft. Keiner wußte, woher sie gekommen, und was ihr Begehr. Umsonst frug König Günther seine Helden, und nur einer von ihnen, Hagen von Troneck, glaubte in dem gewaltigen Recken, als er ihn von der Burg aus, auf der Ebene mit seinen Gefährten gelagert sah, den kampfgepriesenen Siegfried, den Drachentödter und Sieger der Nibelungen zu erkennen, und gab dem Könige den Rath, ihm freundschaftlichen Empfang zu bereiten.

Der König ging mit seinen Mannen hinaus vor die Thore, und empfing den Ankömmling höflicher Weise. Der aber sprach: Euer Hof ist gerühmt seiner kühnen Recken wegen, und Euch selbst, Herr König, rühmt man als Preis der Ritterschaft, darum zog ich

hieher, es zu erproben. Es gilt Dein Land, durch mein Schwert will ich's mir erringen, bleibst Du der Sieger, so mag mein Erbe Dein eigen sein. —

Wie staunten da der König und seine Helden. Des Herrschers Bruder Gerenot und Ortwein von Metz, sie griffen nach den Schwertern; wie auch Hagen von Tronek. Mit sanftem Wort wandte sich aber des Königs jüngerer Bruder, Herr Giselher, zu Siegfrieden, und seine Rede besänftigte ihn, so daß er und die Seinen willkommne Gäste wurden an der Burgunden Hofe.

Wie der Held nun hier verweilte, ward manch Fest veranstaltet, und des Siegers Preis ward immer dem Gewaltigen. Wohl schlug ihm manch Frauenherz; nur die er in tiefster Seele minnte, erblickte sein Auge nicht. Chriemhilde aber hatte ihn aus ihrem Fenster oft erschaut, wenn er Lanzen brach auf dem Burghof mit des Königs Recken, und ihr Herz schlug unruhiger, wenn sie ihn sah; und dennoch sah sie den stattlichen Ritter immer gern.

So verging ein Jahr seit Siegfried in Worms erschienen war, da kamen Boten aus dem Sachsenland vom Kön'g Lüdeger und aus dem Dänenlande von König Lüdegast, die Herrn Günther Fehde boten. Der wußte sich nicht zu fassen bei dieser schlimmen Mähr, bis Hagen ihm zusprach, sich an Siegfried zu wenden. Freudig hörte der Held die Kunde, und versprach mit tausend Mann, und wären der Feinde auch dreißigmal so viel, alle Fahrniß zu wenden. Wohlgemuth hört es der König, bald waren tausend der Kühnsten geschaart und mit hinaus zogen Volker von Alzei, den man den Spielmann hieß, Hagen, Sindolt und Hunolt, Ortewein von Metz und Dankwart der Schnelle, Hagens Bruder.

Durch Hessenland ritten sie nach Sachsen, und arges Leid geschah den Feinden, mochten sie auch zwanzig Tausend unter ihrer Heerfahne zählen. Selbst König Lüdegast erlag der Stärke Siegfrieds, und ward sein Geißel. Als das Lüdeger vernahm, zog er voll Ingrimm heran, und da ging's erst an ein Streiten, und

unerbittlich wie der Tod, mähte Siegfried mit seinem Schwert Balmung der Gegner Schaaren nieder.

Als König Lüdeger aber den Helden Siegfried an der Krone erkannt, die sein Schild zierte, bat er um Frieden, den man ihm gerne gab. Mit hoher Freude ward die Siegesmähr in Worms vernommen; reich beschenkte Chriemhild den Boten, als sie erfuhr, daß man den Erfolg dem Helden aus dem Niederland, dem starken Sohne Siegemunds, verdanke. Wie groß war die Freude, als die Sieger heimkehrten in der Burgunder Land, wie freuten sich die Mägdlein und Frauen, und am Meisten die Schwester des Königes.

Siegfried wollte nun auch Abschied nehmen und sich bei Günther beurlauben, um wieder nach seiner Heimath hin zu ziehen. Als aber der König ihn bat zu bleiben, und er auch seiner Liebe gedachte, und wie sein Wunsch, Chriemhilde zu sehen, wohl in Erfüllung gehen könnte, änderte er gerne seinen Entschluß und verweilte am Hofe der Burgunden.

König Günther ließ indeß zur Feier des Sieges ein großes Ritterspiel ansagen und alle seine Getreuen dazu entbieten. Von allen Seiten zogen die Fürsten und Edlen gen Worms, wo man gar fleißig mit den Zubereitungen zu dem Hofgelag beschäftigt war. Das Fest zu verherrlichen, hatte der König auch seine Mutter, Frau Ute, und seine Schwester Chriemhilde, sammt allen ihren Frauen und Mägdlein zu demselben einladen lassen, denn es hatte seine Seele erkannt, daß der aus dem Niederlande recht innig seine Schwester liebe, wenn er sie gleich noch nicht gesehen.

Der Tag des Festes nahte, es war um die Pfingstzeit, wo Baum und Flur, und Blüthe und Gras auch das schönste Fest feiern. Siegfried sah Chriemhilden, die vor allen ihren Frauen glänzte, und es bangte ihm in tiefstem Herzen, denn er gedachte, wie ihn die hohe Jungfrau wohl nimmer lieben möge. Wie ward es ihm aber, als sie mit freundlicher Rede ihn begrüßte, und er in ihrem Auge las, was ihm das Wort nicht sagen konnte. Auch

süßer Kuß lohnte seine Minne, und zwölf Tage lang, die das Fest währte, durfte er sich ihrer holden Nähe freuen.

Als nun die Gäste alle wieder heimzogen, als selbst König Lüdegast und Lüdeger entlassen wurden mit den Ihrigen, da wollte auch Held Siegfried wieder hinausziehen, um durch edle That das Königskind, das ihm vor Allen hold, sich zu gewinnen, und wenn er auch noch mit so traurigem Herzen schied. Kaum hörte der König den Entschluß, so ließ er den Helden durch Giselher bitten, noch in der Burgunden Land zu weilen. Siegfried war bald durch des Freundes herzig Bitten dazu bewogen; wie konnte er auch scheiden von so süßer Minne, welcher er jetzt in aller Treue pflegen durfte.

Wie Siegfried mit Günther nach Isenland zog, und Günther Brunhilden gewann.

Auch nach dem Rheine zum burgundischen Hofe war die Kunde gedrungen von Brunhilden, der Schönen und Starken im Isenland, und wie der, welcher ihrer Minne begehrte, der Königstochter drei Spiele abgewinnen mußte, wollt' er sein Leben nicht verlieren. König Günther wollte das Wagniß gern bestehen um das schöne Weib. Siegfried widerrieth die Fahrt. Als aber Hagen den Vorschlag that, Siegfried möge den König hinbegleiten, da war der Held wohl dazu erbötig, wenn der König ihm seine Schwester Chriemhilde zur Gemahlin versprechen wolle. Freudwillig that dies der König und gelobte es Siegfrieden auf Wort und Treue. Günther wäre gar gern mit mächtiger Heerfahrt nach dem Hofe Brunhildens gezogen, doch widerrieth dem Siegfried und schlug vor, nur noch zwei Recken, Hagen und Dankwart, zum Geleite auf die Brautfahrt zu nehmen.

Ueber die Maßen froh war König Günther und trug seiner Schwester auf, für ihn und seine Gefährten die kostbarsten Gewande zu bereiten, auf daß sie, wie sie es werth, an Brunhildens Hofe erschienen. —

Chriemhilde that, wie ihr geheißen, wenn auch nicht ohne tiefes Leid, denn ihr Herz sagte ihr, daß nur Kummer und Noth dieser Brautfahrt Folge sein werde. Das Kostbarste aber und Prächtigste, was ihre und Frau Utens Laden und Schreine an Zeugen und Geschmeide besaßen, wurde zu den Gewändern hervorgesucht. Emsig waren die Königstochter und ihre Frauen beschäftigt, die Anzüge zu fertigen, aber manche Zähre fiel auf die Arbeit. Bald war Alles fertig und auch das Schiff gerüstet, welches den König und seine Recken nach Isenland bringen sollte. Da bat Chriemhilde den Bruder flehentlich, von dieser Fahrt abzustehen und um eine andre Frau zu werben. Er aber ließ nicht ab von seinem Sinn, und Chriemhilde empfahl weinend, da alles Bitten und Flehen nicht frommte, den Bruder dem Helden Siegfried, welcher der schönen Frau auch in die Hand gelobte, den König wieder unversehrt zum Rheine zu bringen. So schieden sie, Chriemhilde einigermaßen getröstet durch Siegfrieds Wort. Da er die Wasserstraßen alle kannte, ward Siegfried Schiffmeister, und frisch steuerte er mit günstigem Winde, so daß die Recken schon am zwölften Morgen nach Isenland gelangten. Hoch staunten sie beim Anblick der stattlichen Burgvesten, gewaltiger und reicher, wie sie je gesehen. Ehe sie aber hinfuhren, wo die Isenburg, Brunhildens und ihres Hofgesindes Wohnsitz, lag, gebot Siegfried den Recken, ihn nur als einen Lehnmann Günthers auszugeben, wenn sie vor Brunhilden und ihren Frauen erscheinen sollten. Dies gelobten ihm alle.

Wohlgemuth fuhren nun die Ritter auf die Hofburg zu, und — siehe da! aus allen Fenstern und von den Erkern lugten gar anmuthige Mägdlein, neugierig ob der Ankunft der Fremdlinge. Der König frug Siegfried, welche von den Schönen Brunhilde sei, der aber sprach: „Mögt Ihr Euch selbst eine wählen unter den Jungfrauen!" Und rasch erwiederte Günther: „Jene im schneeweißen „Gewande wählen meine Augen, dürfte ich gebieten, sie müßte mein „Weib sein." Dies ist Brunhilde selbst, war des Andern Antwort.

Die Frauen traten jetzt zurück von den Fenstern. Die Recken stiegen ans Land, und Siegfried half Herrn Günther aufs weiße Roß. Weiß war sein und Siegfrieds Gewand, und weiß ihre Pferde, hell glänzten ihre Schilde und Waffen, und ihre Sättel schimmerten von lauterm Gestein. Herr Hagen aber und Dankwart prangten in reichgewählten rabenschwarzen Gewändern, auf denen manch kostbarer Stein funkelte. So ritten sie zur Hofburg, die herrlich mit ihren Zinnen in das Land schaute. Alsogleich kamen die Kämmerer ihnen entgegen, und baten sie, die Waffen abzulegen, was sie auf Siegfrieds Geheiß auch thaten, und sich erlabten an dem Trank, den man ihnen schenkte. Brunhilde und ihre Frauen hatten sich geschmückt zum Empfang der stattlichen Gäste, denn als sie erfuhr, daß auch Siegfried unter ihnen, sprach sie: „Kommt er um meiner Minne willen, so geht's ihm an den Leib, denn ich fürcht' ihn nicht."

Im Geleite ihrer Frauen und fünfhundert der auserlesensten Recken ging sie den Gästen entgegen, und wandte sich auch sogleich mit dem Willkommgruß an Siegfried, der aber sprach: Zu große Ehre erweist ihr mir, hohe Frau, denn hier steht König Günther von dem Rhein, mein Herr und Herrscher. Um Eurer Liebe willen fuhr er hieher, und wird bestehen jede Probe, wie ihm auch geschehe. Da sprach Brunhilde: „Ist er dein Herr, so soll er meine Spiele schauen, und bleibt er mein Meister, so werd ich sein Weib, doch gewinne ich, seid ihr alle des Todes. Den Stein soll er mit mir werfen und nach ihm springen, dann schleudern meinen Speer. Bedenkt aber wohl, daß Eure Ehre, Euer Leben auf dem Spiel steht." König Günther entgegnete ihr aber auf Siegfrieds Zureden, daß er jeglich Wagniß bestehen wolle, und wenn es noch so schwer, und wenn er auch sein Leben lassen müßte. Als die Königin dies vernahm, ließ sie sich alsobald zum Wettstreit rüsten. Sie zog ihr gefeites Waffenhemde an, und darüber den schweren Panzer von lichtem Golde. Wohl gedachten Hagen und Dankwart mit schwerem Muthe an des Streites Ausgang. Siegfried hatte sich aber heimlich

nach dem Schiffe geschlichen, und die Tarnkappe übergezogen, so daß er, ungesehen, wieder zurückkehrte zum Kampfplatze.

Brunhilde trat jetzt ganz gewappnet einher, und vier ihrer Recken trugen ihr nach den mächtigen Schild, drei Spannen dick an Stahl, reich mit Gestein besetzt. Als dies Herr Hagen sah, sprach er heimlich zu König Günther: „Hier verlieren wir den Leib, denn des Teufels Weib ist die, welche Ihr zu minnen begehrt.“ Als nun auch der Recken drei mit vieler Mühe Brunhildens Speerschaft brachten, der riesig groß, da entsank auch König Günther der Muth, und er wünschte sich daheim bei seinen Burgunden. Brunhilde, die vernahm, wie Dankwart und Hagen ihrerseits sich rühmten, ihrem Uebermuth zu trutzen, wenn sie nur ihre Waffen hätten, sprach lachenden Mundes: „Gebt den Degen ihre Waffen, wenn Ihr Euch so tapfer dünkt, doch fürcht' ich Niemand's Stärke.“ Es geschah, und Hagen und Dankwart waren frischer gemuth, doch ward groß ihre Sorge, als zwölf Männer den Stein brachten, den Brunhilde werfen wollte. Günther hatte sich indessen auch gewappnet. Brunhilde trat in den Kreis, schürzte den Arm, und leicht schwang sie Schild und Speer. Siegfried nahte sich jetzt ungesehen König Günthern und sprach: „Ich bin's, Dein Freund und Geselle, und will die Wagniß wohl bestehen. Du habe die Gebärde, mein sei die That!“ Wie freute das Herrn Günther, als er Siegfried erkannte!

Jetzt schwang Brunhilde den riesigen Speer, wie Sturm brauste er durch die Luft, und Günthers Schild durchdrang er dergestalt, daß aus Siegfrieds Panzer die Funken sprangen, und beide zurücktaumelten. Bald hatte sich Siegfried, dem das Blut aus dem Munde floß, wieder ermannt, er ergriff den Speer, und hatte er ihn auch umgekehrt, so entstoben doch Brunhildens Waffen helle Funken, und zusammen brach ihre Kraft. Rasch und zornmuthig erhob sich die schöne Brunhilde, und lobte Günthern ob dem Schusse. Dann ergriff sie rasch den Stein, und schleuderte ihn weit fort, ihm selbst nachspringend, daß ihre Waffen laut erklangen. Und hatte ihr Arm den Stein auch zwölf Klafter geschwungen, ihr

Sprung erreichte ihn doch. Siegfried hob jetzt den Stein mit Günthers Hand, die er in die seine gefaßt hatte, und der Nibelungen Held schleuderte ihn viel weiter als Brunhilde gethan hatte; und mit mächtiger Faust griff er König Günther und sprang mit ihm noch weit hinaus über den Stein. Wohl ward die schöne Brunhilde roth vor Zorn, sich besiegt zu sehen, jedoch fügte sie sich, und gebot ihren Recken, dem König Günther unterthan zu sein, da er gebieten solle über ihre Lande. Sie zogen jetzt zur Hofburg, Siegfried eilte zum Schiffe, die Tarnkappe abzulegen, und kehrte dann zur Burg, sich stellend, als ob er nichts wisse von diesem Wettspiel. „Mich freut gar sehr die Mähre, sprach Held Siegfried," daß Eure Hoffart zu Falle gekommen; jetzt, edle Jungfrau, die Ihr den Meister gefunden, sollt Ihr uns folgen nach dem Rhein!" Brunhilde wollte darein nicht willigen, und zuvor ihre Freunde und Vettern zu sich entbieten. Wie jetzt die Boten ausritten nach allen Gegenden, da ward's Herrn Hagen gar trüb zu Muth, denn er dachte, Brunhilde wolle sich durch Verrath rächen. Siegfried aber versprach, daß er dem Könige tausend Ritter zuführen wolle, die besten Degen, die er je gesehen; der König freute sich sehr dieser Kunde.

Angethan mit der Tarnkappe lenkte nun Siegfried sein Schifflein durch die Fluth, daß alle meinten, der Wind treibe es fort, und schon nach Verlauf eines Tages sammt der Nacht, kam er zum Land der Nibelungen. In der Frühe des Tages erreichte er eine Burg, die er verschlossen fand. Er klopfte an, der Pförtner war ein grimmer Riese, der in voller Wuth aus dem Thore auf den Ankömmling zustürzte. Jetzt ging es an ein Kämpfen, daß Erde und Berg erbebten; doch war Siegfried Sieger, und band den Riesen. König Alberich, der mächtige Zwerg, hatte das Streiten vernommen, und eilte, gerüstet mit seiner goldnen Geißel herbei. Wohl zerschellte Siegfrieds Schild von Alberichs Schlägen, und sehr freute sich der Held ob seiner Mannen treuer Obhut, doch erfaßte er den greisen Zwerg zuletzt beim Bart, so daß er laut aufschrie, und sich binden ließ. Der Sieger gab sich ihm jetzt zu erkennen, und

befahl ihm, tausend Nibelungen aufzubieten. Kaum erscholl die Kunde, so waren alle bereit, Siegfrieden zu folgen, und dieser wählte aus Dreißighundert tausend der besten Streiter. Prachtvoll und reich hieß er alle sich wappnen und schmücken, denn sein großer Schatz, der Nibelungen Hort, wie viel man auch davon nahm, ward doch nicht minder. Wie staunte Brunhilde und selbst König Günther, als sie den Stattlichen also heranfahren sahen! Doch hieß der König sie die Gäste nach Würden zu empfangen, und sich zur Abfahrt rüsten. Dankwart gab den Helden viel Gold, daß es Brunhilden beinahe verdroß, doch gebot sie zwanzig Reiseschreine mit Kostbarkeiten zu füllen, und wählte zweitausend Degen und sechs und achtzig Frauen nebst hundert Mägdlein zum Geleite. Nachdem sie ihren Vetter zum Vogt des Isenlands bestellt, schied sie aus der Heimath, welche sie nie wiedersehen sollte. Viel Thränen wurden ihr beim Scheiden nachgeweint. Günstiger Wind schwellte die Segel zur fröhlichen Meerfahrt. —

Wie Siegfried nach Worms gesandt und Brunhilde dort empfangen ward.

Schon volle neun Tage waren sie der Heimath zugesteuert, als es Herrn Hagen von Troneck bedünkte, daß es gut sei, einen Boten nach Worms zu senden, um dorthin die Kunde des glücklichen Ausgangs der Werbung zu bringen. Auf seinen Rath wählte der König den Helden Siegfried zum Boten, der den Auftrag herzlich gerne übernahm, denn doppelt süßer Botenlohn harrte seiner im Burgundenlande. Gar manche Kunde und manchen Gruß an Frau Ute, die Königin, und ihre Tochter Chriemhilde hatte er da zu bestellen, und frohgemuth zog er mit vier und zwanzig seiner Recken rheinauf gegen Worms. Als er dort ankam, und man den König nicht in dem Gefolge sah, da verbreitete sich plötzlich Trauer im Lande, denn alle bangten, der König habe im Isenlande den Tod

gefunden. Siegfried brachte aber viel fröhliche Mähr, und die Herren Gernot und Giselher geleiteten ihn zu ihrer Schwester, welcher er die frohe Kunde brachte, so daß alle ihre Noth schwand. Süß klang ihm der Rede Lohn, daß sie ihm ob der guten Nachricht immer hold bleiben wollte.

Vier und zwanzig Spangen, reich an Edelsteinen, erhielt er von der Geliebten als Botenlohn, doch gab er sie allsogleich den Mägdlein in ihrem Gefolge. Frau Ute war auch hoch erfreut, und gerne übernahm sie es, für den Empfang der Gäste zu sorgen, wie es ihr Sohn, der König, geheißen.

Chriemhilde konnte ihr Wonne kaum fassen, ein Himmel des Entzückens malte sich in ihren Zügen, und gern hätte sie den Helden voll Liebe geküßt, als er sich beurlaubte.

Welch reges Leben und Treiben belebte jetzt die schöne Stadt Worms! Am Ufer des Rheins wurden die Sitze zum Feste aufgeschlagen, Boten eilten durch das Land, um alle Freunde des Königs zur Hochzeit einzuladen. Da wurde der Pallast geschmückt, es zierten sich Frauen und Mägdlein zu dem hohen Feste, und Chriemhilde und ihre Frauen zu dem Empfange des edlen Brautpaars, als man die Kuude brachte, daß Brunhildens Heergesellen heranzögen.

So ritten sie im prachtvollen Zuge von der Burgveste hinab zum Strande. Siegfried führte Chriemhildens Zelter, Ritter Ortewein den der alten Königin, und ihr folgten alle die Frauen mit ihren Rittern. Auf der großen Ebene zu Worms begannen nun die Ritter den Frauen zu Lieb ein edel Kampfspiel und mancher Speer ward da beim Rennen gebrochen. —

Wie nun Brunhilde landete, empfing Chriemhilde sie mit herzlichem Gruß, und wechselte mit ihr den Willkommkuß. Die Schönheit der Braut fesselte wohl Alle, dennoch waren viele, die Chriemhilden den Preis zuerkannten. Die Frauen, nachdem sie sich also begrüßt, nahmen unter den seidnen Zelten, die in der Ebene aufgeschlagen, Platz, um den Ritterspielen zuzusehen. Und als nun diese beendet, und die Herren und Frauen bis spät zum Abende unter

den Zelten sich vergnügt hatten, und die Kühle der Nacht zum Aufbruch mahnte, da zogen sie alle nach dem Pallaste, wo ein herrliches Mahl ihrer wartete.

Ehe man sich hier niederließ, mahnte Held Siegfried den König an sein Versprechen, ihm seiner Schwester Hand zu geben, als Lohn für Alles das, was er ihm gethan. Günther wollte sein Wort halten, und beschied Chriemhilden in den Saal. Als sie erschien, frug sie ihr Bruder, ob sie den Tapfern zum Gemahl haben wolle? Züchtiglich antwortete die hohe Jungfrau, sie werde thun nach des Bruders Willen. Hochentzückt war Siegfried, der Freude Roth überflog sein Antlitz, und als das Verlöbniß Ja beider Mund gesprochen, da umschlang Siegfried die Minnigliche, und drückte in Gegenwart Aller den ersten Kuß auf die liebreizenden Lippen Chriemhildens. Fröhlich ließen sich die Gäste zum Mahle nieder. Oben saß Brunhilde neben dem Könige, zu dessen Seite Siegfried und Chriemhilde. Brunhilde aber konnte ihren Neid nicht bergen, und Thränen entfielen ihrem Auge beim Anblick des glücklichen Paares. Als ihr Gemahl sie deswegen anging, sprach sie: „Mich schmerzt es tief im Herzen, Deine Schwester also erniedrigt zu sehen, als Eheweib eines Deiner Dienstleute. Wie sollt' ich da nicht weinen?“ Günther suchte die Stolze zu trösten, und versprach ihr später zu sagen, warum er der Schwester Hand dem Helden gegeben. Brunhilde wollte aber nicht abstehen von ihrer Frage, selbst als Günther ihr gesagt, wie Siegfried auch ein König sei und reich an Land und Leuten. Nach dem Mahle schieden die Paare hin zu ihren Gemächern. Siegfrieden ward süßer Minne Lohn. — Brunhilde aber stieß Günthern von sich und schwur so lange Magd zu bleiben, bis sie die Mähre von Siegfried erfahren. Er wollte sein Recht geltend machen und rang mit der Gewaltigen; da löste Brunhilde aber ihren Gürtel, band Günther's Hände und Füße trotz seines Widerstandes, und hing ihn also gebunden, hoch an einen Haken an der Decke des Gemaches. Wohl tobte der König, Brunhilde bedeutete ihm aber in ihrem Zorn, sie werde ihn tödten, wofern er sie noch einmal im Schlafe störe. Erst al-

Morgen ins Gemach schien und Günther flehentlich bat, ihn zu lösen, nahm sie ihm die Bande ab.

Fröhlichkeit und Kurzweil herrschte nun in der Pfalz zu Worms, aber der am glücklichsten von Allen hätte sein müssen, war traurig im Gemüthe. Günther und Brunhilde wurden im hohen Münster gesalbt, und mehr denn sechshundert Knappen empfingen den feierlichen Ritterschlag der Königin zu Ehren. Als Siegfried seines Herrn Niedergeschlagenheit gewahrte, befragte er ihn um die Ursache, und jener sprach: „Den Teufel habe ich mir in's Haus geladen, statt eines Weibes;“ und nun erzählte er, wie es ihm in der Brautnacht ergangen war. Da verhieß Siegfried dem Könige, ihm in der nächsten Nacht beizustehen, er wolle in der Tarnkappe ungesehen ins Brautgemach kommen, und das furchtbare Weib zwingen, sollte es ihm auch das Leben kosten. Der König möchte nur die Kämmerlinge heim senden, er wolle beim Eintritt ins Gemach, zum Zeichen seiner Gegenwart, den Pagen die Lichter auslöschen. Günther war deß zufrieden, und allzulang währte ihm der Tag mit seinen Festen. Als nun am Abende die Paare von dem Mahle schieden, saß Siegfried liebkosend bei Chriemhilden, und hielt ihre Lilienhände in den seinigen; aber — siehe da! mit einemmale war Held Siegfried entschwunden, ohne daß die Königin wußte, wo er hingekommen. Sie frug wohl ihre Frauen, aber keine wußte ihr Bescheid zu geben. Siegfried ging also ungesehen, von der Tarnkappe Zauber geschützt, nach Brunhildens Gemach und löschte der Kämmerlinge Lichter, um vom Könige bemerkt zu werden. Dieser schob selbst die Riegel vor, und Siegfried legte sich zu der widerspenstigen Braut. Wie am vorigen Abende, wollte sie dasselbe Spiel beginnen, da Siegfried, den sie für ihren Gemahl hielt, sie mit festem Arm umschlang. Sie gebot ihm abzustehen, und da er nicht wollte, warf sie ihn mit mächtiger Hand aus dem Bette, daß sein Haupt hart an einen Schemel stieß. Rasch erhob sich Siegfried und wollte sein Glück von Neuem versuchen, aber Brunhilde sprang auf vom Lager, um ihn zu binden, und begann mit ihm zu ringen. Siegfrieds Kraft mußte der ihren

weichen, denn Brunhilde drückte ihn so gewaltig zwischen einen Schrein und die Wand, daß er ermattete. Arg bangte es Günthern um Siegfried; dieser aber, tiefbeschämt, von einem Weibe sich besiegt zu sehen, bot nun seine ganze Kraft gegen sie auf. — Ungestüm rangen sie, das ganze Gemach erdröhnte, da zwang er sie aber endlich aufs Lager, und sie schrie laut auf vor der Gewalt. Brunhilde griff nach dem Gürtel, um Siegfrieden zu binden, er hinderte es aber, und drückte sie dergestalt nieder aufs Lager, daß es König Günthern nun um sie selbst Angst zu werden anfing. Da sprach Brunhilde: „Edler König, schone meines Lebens, Du hast's erprobt, daß Du magst mein Meister sein.“ Siegfried sprang jetzt vom Lager, nahm ihr aber heimlich einen Fingerring und ihren Gürtel. Brunhilde ward jetzt Günther's Weib, und ihre Riesenkräfte waren entschwunden. Chriemhilde empfing fröhlichen Muthes den Gemahl, ihren Bitten widerstand Siegfried nicht, und schenkte ihr die Kleinodien, welche er Brunhilden abgerungen. Wie leid wars ihm später, daß er es gethan! Vierzehn Tage lang währten die Hoffeste in fröhlichem Wechsel, und der Fröhlichste der Frohen war jetzt König Günther, bis endlich die Recken, reich beschenkt, Worms verließen, und Alle zufrieden heimzogen. —

Wie Siegfried wieder nach Xanten fuhr, und nach seiner Rückkehr zum Burgundenland die beiden Königinnen Chriemhilde und Brunhilde sich schalten.

Reich beschenkt waren die Gäste alle heimgezogen, da sprach auch Siegfried zu Chriemhilden: „Die Zeit ist da, daß wir uns auch zur Heimfahrt rüsten.“ Gar gerne hörte dies die hohe Frau; doch wollte sie zuvor noch ihr Erbe theilen mit ihren Brüdern. Diese waren deß zufrieden, aber Siegfried, Siegmunds Sohn, der es vernahm, lehnte es ab, und sagte: „Gott segne Euch Euer Erbe;

meine Traute bedarf nicht ihres Theiles, sie soll, ihrer werth, eine Krone tragen, und reicher werden, denn irgend ein Weib auf Erden. Solltet Ihr aber mein bedürfen, so steh ich stets bereit." Da Frau Chriemhilde ihr Erbe verschmäht sah, wollte sie wenigstens einige der Burgunden Recken mitführen, und ihr Bruder Gernot bot ihr, sie möge sich aus zehntausend Recken tausend wählen, die ihr am Besten gefielen. Chriemhilde besandte alsobald Hagen von Troneck und Ortewein, ob sie von ihrem Hausgesinde wollten sein. Zürnend sprach aber Hagen: "Herr Günther kann uns an Niemanden vergeben, nur ihm dienen wir in Treuen." Eckenwart aber, der Markgraf, zog mit Chriemhilden von dannen, und viel edel Gesinde, fünfhundert der Degen und zwei und dreißig Mägdlein. Nach traurigem Scheidegruß von Frau Ute, der Mutter, und den edlen Brüdern zogen sie rheinabwärts, von vielen der Edlen geleitet.

Als König Siegmund die Kunde vernahm, daß sein Sohn, Held Siegfried, sammt seinem Gemahl, der schönen Chriemhilde, der Heimath zuzog, war er gar hocherfreut, und rief jubelnd aus: "Chriemhilde, die Schöne, soll hier gekrönet werden, und Siegfried, "der Edle, König sein!" Niemals war reicherer Botenlohn gespendet worden, als der, den Siegelinde an Gold und Silber dem Boten gab, welcher die frohe Mähr überbracht.

Siegmunds Recken ritten dem hohen Paare entgegen, und viele der edelsten Frauen, um dasselbe zu bewillkommen. Als sie nun nach Xanten zur Hofburg kamen, war die Freude über die Maßen groß. Herzlich und froh wurde Chriemhilde und der Held Siegfried hier empfangen, und war die Hochzeitpracht in Worms groß gewesen, so war sie in Xanten noch glänzender und reicher. Als das Hofgesinde und alle Recken des Landes nun versammelt waren, da hub König Siegmund an zu sprechen: "Allen Verwandten Siegfrieds sei es kund gethan, daß er vor allen Recken des Landes "meine Krone tragen soll!" Und Niemand in dem Niederlande war dieser Kunde gram. Geschätzt, gefürchtet und geliebt, ein weiser

Herrscher, lebte nun Siegfried in diesen hohen Ehren an die zehn Jahr, glücklich in seiner Liebe. Da schenkte ihm Chriemhilde einen Sohn, und froh war darüber ihre ganze Sippschaft. In der Taufe erhielt er den Namen Günther. Indeß war auch Frau Siegelinde, aufrichtig beweint von dem ganzen Niederland, gestorben, und Chriemhilde trat in ihre Ehren. Jetzt kam auch die frohe Kunde aus dem Burgundenland, daß Brunhilde dem Könige Günther einen Sohn geboren, den man Siegfried geheißen.

Frau Brunhilde gedachte aber mit Neid des Reichthums ihrer Schwester Chriemhilde; denn Held Siegfried war ja nicht allein Herr der Niederlande, sondern auch der Nibelungen und des überreichen Horts, den seine starke Faust gewonnen, so daß Siegfried der Beste unter allen Degen aller Lande sein mochte. Dies schmerzte nun Brunhilden, die sich Siegfrieden als ihr eigen dachte, und darüber heimlich viel Leid trug. Lange suchte sie den König, ihren Herrn, daher zu bereden, wie sie Chriemhilden noch einmal sehen möchte. Herr Günther wich aber immer aus, und meinte, daß Jene gar zu ferne wohnten. Wenn da Brunhilde in hoffärtigem Sinne sprach: „Und möcht' es noch so ferne sein, so wird des Königs „Dienstmann doch thun, was ihm sein Herr gebeut!" lächelte Herr Günther heimlich, wohl eingedenk der Dienste, die ihm Held Siefried gethan. Als Brunhilde aber ihren Gemahl in Liebe bat, und mit süßen Reden schilderte, wie es ihr große Freude machen würde, Chriemhilde und ihren Herrn Siegfried noch einmal zu sehen, da erbot sich Günther, sie zu besenden. Dreißig der edelsten Recken wurden zu Boten gekürt, und mit den herrlichsten Gewanden beschenkte sie Brunhilde. Also reich beschenkt, und vertraut mit der Botschaft, die sie nach Norwegen zur Burg der Nibelungen, wo Held Siegfried jetzt hauste, bringen sollten, zogen sie ab.

Nach drei Wochen gelangten sie dahin. Kaum hatte Frau Chriemhilde die Mähre vernommen, daß Ritter in die Burg gezogen, die ihrer Heimath Watt trügen, sprang sie auf von ihrem Ruhbette, und eilte zum Fenster. Wie war sie so hochvergnügt,

als sie Herrn Gere, den Markgrafen, mit den Recken im Burghofe stehen sah! Fröhlich wandte sie sich mit der Kunde zu Siegfried, der die Gäste herzlich willkommen hieß. Alles wurde aufgeboten zum Empfange der Burgunder Ritter. Als nun Herr Gere den Gruß entbot von König Günther'n, Brunhilden und Frau Uten, und den Wunsch aussprach, Herrn Siegfried und Chriemhilden am Rhein im Burgundenlande zu sehen, wurden die Boten gar fröhlich bewirthet. Neun Tage vergingen, und da die Boten jetzt heimzukehren wünschten, besandte Herr Siegfried seine Freunde, um ihren Rath zu begehren. Die Recken riethen ihm hinzufahren, und tausend von ihnen zur Begleitung zu wählen; selbst König Siegmund erbot sich in Freuden, die Fahrt mitzumachen. Und dessen war Held Siegfried gar froh. So reich beschenkt, daß die Pferde die Last kaum zu tragen vermochten, zogen die Boten jetzt mit der frohen Mähre heim.

Was nur an Gold und Geschmeide, Gewändern, Schilden und Waffen die Burg Prachtvolles barg, wurde zu der Fahrt hervorgesucht, und so groß die Freude an Siegfrieds Hoflager, ebenso groß war sie in Worms, als die Boten heimkehrten mit der erwünschten Mähre, daß Held Siegfried die Einladung angenommen. Neugierig fragte Königin Brunhilde, ob auch Chriemhilde komme, und ob sie noch so schön wäre, wie sie gewesen. Markgraf Gere bejahte es und lobte den empfangenen reichen Botenlohn. Hagen meinte, Siegfried könne wohl mit vollen Händen spenden, da er der Herr des Nibelungen-Horts sei.

Seit aber die Rückkehr des hohen Paares laut geworden, war alles thätig zu seinem Empfange. Auf freiem Plane wurden die Sitze aufgeschlagen, und Schenk und Truchseß, Herr Hunolt und Sindolt, mußten von früh bis spät ihres Amtes pflegen. Bratspieß und Pfanne waren auf dem Heerde nicht müßig, und Rumolt, der Küchenmeister, machte seinem Amte Ehre. Frauen und Mägdlein waren nicht minder beschäftigt, das Schönste zum Schmucke zu bereiten, mit Gold und Edelgestein die Kleider zu zieren, um würdig zu erscheinen vor dem hohen Paare.

Mit dem reichsten Reisegefolge und aller Pracht zog Held Siegfried und Frau Chriemhilde dem Rheine zu, und fröhlich und herzlich wurde er und die Seinen in Worms empfangen, wie es dem Helden ziemte. Innig begrüßten sich die beiden Königinnen, und alle die Gäste, als sie zu Worms in die Stadt einritten. Was war das ein Jubel des Gesindes, welches in und vor der Stadt aufs Köstlichste beherbergt ward. Zwölfhundert der Recken wurden an des Königs Tafel aufs Gastlichste bewirthet, und lustig ging's an den Schenken, daß der Wein in Strömen floß, bis tief in die Nacht.

Mit Tagesanbruch tummelten die Degen auch schon ihre Rosse zum fröhlichen Kampfspiele auf dem Plane. Laut schallten Pauken und Drommeten, und in festlichem Zuge wallten die Frauen und Ritter zum hohen Dom, wo man die Messe sang.

In Brunhildens Herz erwachte aber der böse Neid, als sie Chriemhilden in aller Pracht und im Reize ihrer Schönheit sah, alle ihre Frauen und Mägdlein überragend. Eilf Tage vergingen so in Lust und Freude; Kurzweil und Ritterspiel wechselten den hohen Gästen zu Ehren.

Als nun eines Tages vor der Vesper die beiden Königinnen beisammen saßen, um einem Ritterspiele zuzuschauen, sprach Chriemhilde: „Sieh meinen Mann, er müßte billig Herr dieser Lande sein!“ Wohl, erwiderte Frau Brunhilde, wenn Niemand Anders lebte, so möchte das geschehen, aber Günther lebt noch! Darauf Chriemhilde: „Siehst Du ihn dort, herrlich vor allen Recken, wie „der lichte Vollmond vor den Sternen? Hoch erfreut es meinen „Muth!“ Brunhilde schenkte ihr das Wort nicht, und sprach: „Wie Du auch lobest Deinen Mann, ich hörte ihn sagen, als ich „ihn zuerst sah mit Günthern, daß er des König's Mann, und so „halt' ich ihn für eigen.“ Die schöne Chriemhilde aber entgegnete: „Solche Rede möcht' ich mir verbitten, denn mein Bruder hätte „mich keinem Dienstmann zum Weibe gegeben!“ Brunhilde bestand auf ihrer Rede, und es wuchs beider Frauen Zorn, so daß Chriem

hilde sprach: „Und da Du meinen Siegfried Dein eigen hast ge„nannt, so will ich heute Deinen Recken zeigen, daß ich vor ihres „Königs Weib werde zur Kirche gehen."

Da schieden die Frauen in Grimm und Neid, und Chriemhilde hieß ihre Mägdlein und Frauen sich aufs Reichste zieren. Und so zog sie mit drei und vierzig ihrer Frauen allein zum Münster, so daß sich die Leute wunderten, die Königinnen also geschieden zu sehen. Vor dem Münster aber stand Günthers Weib, und wie Chriemhilde sich näherte, sprach in ihrem Neide Brunhilde: „Nie soll die Eigene „vor dem Königsweibe gehen!" Zornglühend entgegnete ihr Chriemhilde: „Hättest Du besser geschwiegen! wie kann ein Kebsweib je „eines Königs Weib werden? denn zuerst hat Dich mein Mann, „Herr Siegfried, geminnet, Dein Sinn trog Dich!" Vor Wuth weinte Brunhilde, und Chriemhilde schritt vor ihr zur Kirche. Als das Hochamt gesungen war, verließ Brunhilde zuerst den Dom, um Chriemhilden zur Rede zu stellen, und sie um Beweise zu fragen, wie ihr die Schande geschehen sei. Da sprach Frau Chriemhilde: „Schau hier den Reif, den Dir Siegfried genommen, und den Gür„tel, den Du trugst. Ich legt' ihn an, Dir zu beweisen, daß ich „nicht gelogen, daß Siegfried Deiner Herr wurde!" Als Brunhilde den seidenen, reich mit Edelgestein besetzten Gürtel um Chriemhildens Hüften sah, fing sie laut an zu weinen, und als Günther hinzu kam, und sie fragte, was sie bekümmere, ergoß sie in zornigen Thränen ihr tiefes Leid. Günther beschickte alsobald den Helden Siegfried, und als er kam, war er gar sehr verwundert, Frau Brunhild also weinen zu sehen. König Günther redete ihn an, ob er sich je gerühmt, wie Chriemhilde gesagt, Brunhildens erster Mann gewesen zu sein? „Niemals," sprach Siegfried, „hat sie's gesagt, „soll sie es schwer beklagen; mit tausend Eiden will ich vor Deinen „Recken es bekräftigen, daß ich es nie gethan!" Dies geschah auch alsobald; Held Siegfried bot die Hand zum Eide. Vor Günthers gesammten Hofgesinde hatte Siegfried zwar den Reinigungseid geleistet; aber im Innern trug Frau Brunhilde doch den Grimm,

und in Trauer schieden die Frauen. Als Hagen von Treneck Frau Brunhilde weinend fand und von ihr die Mähre erfuhr, gelobte er ihr, daß Chriemhildens Mann es sicher büßen solle, sonst solle man ihn nie unter den Fröhlichen finden. Gernot und Ortewein schwuren dem Helden auch Rache, nur Giselher, der Junge, meinte, daß um eitler Weiber Zürnen, ein so edler Held das Leben nicht lassen dürfe. Die Recken aber hegten tief im Herzen die Rache, und Hagen schmiedete den listigen Plan, man solle Boten in's Land reiten lassen, als künde der Feind offnen Krieg, und wenn Siegfried sich dann zur Heerfahrt anböte, könne man ihn leicht aus dem Wege räumen. König Günther gab dem argen Rath seines Dienstmannes Gehör, und nur auf Untreue und Verrath ward jetzt gesonnen.

Wie Siegfried verrathen und erschlagen ward.

Nicht lange nachher sah man Boten einreiten in des Königs Burg, welche Krieg und Streit kündeten von Lüdegast und Lüdeger, die Siegfried einst bezwungen. Nicht ahnend die Lüge, erbot sich Siegfried alsogleich, den Streit zu schlichten für König Günthern, und der Feinde Land zu verwüsten mit seinen Recken. In Arglist stellte sich König Günther, als wenn er mit frohem Herzen des Helden Entschluß vernommen. Siegfried und die Seinen rüsteten sich alsobald aufs Beste, Panzer und Helme wurden auf die Rosse geladen und die Fähnlein an die Lanzen gebunden, wie es Sitte war bei der Heerfahrt.

Da trat Hagen zu Chriemhilden, um sich zu beurlauben. Chriemhilde nahm ihn unbefangen auf, und freute sich, daß Siegfried, ihr Gemahl, ihren Brüdern zu Dienst sein konnte. Sie bat darauf Herrn Hagen, ihren Mann nicht entgelten zu lassen, was sie an Brunhilden gethan. „Denn,“ sprach sie, „es hat mich schon „tief gereuet, und wohl hat mein Leib Siegfrieds Zorn empfunden,

„daß ich gesprochen, was ihre Seele betrübt.“ Hagen versprach ihr mit gleißnerischer Rede, daß sie in wenigen Tagen mit Frau Brunhilde sollte gesühnt sein; sie möge ihm nur sagen, wie er dem Helden Siegfried dienen könne. „Ich bin,“ nahm Chriemhilde das Wort, „ohne alle Sorge, daß Jemand ihm Leib und Leben nehme, „wenn er nur seinem Uebermuth nicht folgt!“ Hagen sprach ganz traulich: „Besorgt Ihr, daß er verwundet werde, so vertraut mir, „wie ich ihm widerstehen kann, ich will nicht von seiner Seite „weichen!“ Chriemhilde sprach: „Dir, dem Verwandten, vertrau' ich meinen Trauten, daß Du ihn schützest und wahrest.“ Und nun erzählte sie dem Argen, was sie besser verschwiegen, wie Siegfried den Lindwurm erschlagen im Gebirge, und er sich in dessen Blut gebadet, so daß er unversehrt jeder Wunde widerstehe; wie aber, als er sich gebadet in des Linddrachen Blut, ein Lindenblatt ihm auf die Schulter gefallen, und Siegfried nur an dieser Stelle verwundbar sei.

Wohl sprach da Herr Hagen: „So näht mir auf sein Gewand „ein Zeichen, damit ich die Stell' erkenne, wenn wir im Sturm „des Kampfes sind, und ich ihn also schützen kann.“

Chriemhilde versprach, in der Hoffnung, ihres Gatten Leben also zu schützen, an der Stelle ein Kreuzlein auf das Gewand zu sticken. Da Hagen den Helden also verrathen sah, nahm er Abschied von der hohen Frau, mit dem Versprechen, daß er ihres Gemahls Schirm und Schild sein wolle. Wohl versah sich Chriemhilde der Arglist nicht, aber auch nie und nimmer war größerer Verrath angezettelt worden.

Als nun früh des andern Morgens Held Siegfried mit tausend Mannen seines Heergesindes frohgemuth auszog, um seiner Freunde Leid, wie er wähnte, zu rächen, ritt Hagen neben ihm. Kaum hatte er aber das verheissene Zeichen auf des Helden Gewand bemerkt, als er sachte von dannen schlich. Und alsobald kam die Kunde, daß Günthers Land in Frieden bleiben solle, und daß Boten von Lüdiger gekommen, dem Könige dieß zu melden. Ungern ließ

Siegfried von dem Streite, und kaum vermochten Günthers Leute ihn zurückzuhalten. Mit arglistiger Freude kam König Günther dem Helden entgegen, ihm für seinen guten Willen zu danken, und forderte ihn auf, mit ihm im Wasgauwalde zu jagen auf Bären und Eber, wie es Hagen dem Könige gerathen hatte. Siegfried nahm frohgemuth des Königs Antrag an, denn das Waidwerk war ihm eine Lust.

Siegfried ritt nun, die schlimmen Ränke nicht ahnend, die Brunhilde gegen sein Leben geschmiedet hatte, zu Chriemhilden, um von ihr Abschied zu nehmen. Mit Thränen beschwor ihn die Frau, bösen Verrath voraussehend, nicht zur Jagd zu ziehen, eingedenk der Entdeckung, die sie dem argen Hagen gemacht. Siegfried tröstete sie aber, da er sich nicht bewußt war, irgend einen Feind an Günthers Hofe zu haben. Chriemhilde mochte erzählen, daß ihr geträumt, wie zwei Berge im Thale über Siegfried zusammengestürzt, so daß sie ihn nie wiedergesehen; Siegfried blieb bei seinem Entschlusse und nahm herzlichen Abschied von dem in tiefster Seele betrübten Weibe, das ihn nie wiedersehen sollte. So zogen sie, von stattlichem Jagdgeleite umgeben, nach dem frischen Tann, wo sich die Jagd niederließ, und sich dann zum Jagen theilte. Siegfried nahm nur einen Bracken zu sich, und reich war sein Fang, denn viel des Wildes, Schweine, Hirsche und Elendthiere erschlug seine starke Hand, erlegte sein gewaltiges Geschoß, so daß die Burgundischen Waidmänner fürchteten, Siegfried möchte alles Wild des Waldes erlegen, und ihnen das bloße Nachsehen lassen. Wie nun die Jagd wild durch den Tann ras'te, daß es durch Kluft und Thal tosend wiederhallte, tönte des Königs Hifthorn zur Rast. Und wie nun Siegfried mit den Seinen aufbrach zur Waldherberge, gewahrte er einen starken Bären. „Hei," sprach da der Degen, „zur Kurzweil will ich ihn erjagen, er muß mit uns zur Herberg fahren; auf, Gesellen! löst den Bracken!" Und wie Wettersturm eilte Siegfried dem grimmen Unthier mit seinem Rosse nach, es fiel aber in eine Kluft, so daß Siegfried ihm nicht folgen konnte.

Sogleich schwang sich der Held vom Pferde, rannte dem Thiere nach, und fing und band es dann mit eigner Faust, so daß es weder beißen, noch kratzen konnte. Darauf band er es vor sich auf den Sattel, und ritt so auf die Jagdherberge zu. Stattlicher hatte man nie einen Waidmann gesehen. Reich ohne Maßen war sein Birschgewand aus köstlichem Rauchwerk, gestickt mit Gold und Borten. Er trug einen Bogen, den man mit einer Winde nur spannen konnte, wenn er's nicht that, und an seiner Hüfte klang sein schmuckes Schwert, der feste Balmung. So kam er zu der Herberg. Kaum abgesessen, band er den Bären los; der gerieth aber, von den Hunden geschreckt, in die Küche. Wie trollerte und kollerte da Alles durcheinander, die Kessel und Pfannen fielen von den Heerden, auf die sich die Küchenknechte flüchteten! Wohl eilten die Herren mit Speer und Bogen nach der Küche, wohl ließ man die Bracken los, doch entkam der Bär, und nur Siegfried konnte ihn ereilen, und erschlug ihn mit seinem Schwert.

Als sich darauf die Jagdgesellen zum frohen Male auf dem grünen Anger versammelt, gab es der Speisen gar viel und mannigfalt, doch fehlte es an Wein. Siegfried wurde unwillig darob, und König Günther schob auf Hagen die Schuld. Hagen entschuldigte sich, vorgebend, er habe den Wein nach dem Spessart gesandt, weil er geglaubt, man wolle dort jagen; doch kenne er in der Nähe am Berghang einen hellen Born, der süße Labung biete. Sogleich wollte Siegfried dahin aufbrechen. Da sprach Hagen, der Arglistige: „Die Leute sprechen, es könne Euch, Herr Siegfried, Niemand im „Laufe folgen. Gern säh' ich's einmal.“ Siegfried schlug die Wette vor, wer zuerst von ihnen zu der Quelle komme, solle Sieger sein, doch wolle er beim Laufe noch sein Jagdgeräth und seine Waffen tragen. Es geschah, und wer den Born zuerst erreichte, war Siegfried. Er lehnte den Speer an die Linde, welche den Quell überschattete, und legte auch Schild und Schwert ab. Zuerst trank Herr Günther, und rasch schaffte Hagen Siegfrieds Schwert und Wehr bei Seite. Als Siegfried sich nun zum Trinken bückte, da

ergriff Hagen seinen Speer und mit gewaltigem Stoß trieb er dem Helden das Eisen an der verwundbaren Stelle durch den Nacken, daß hoch das Blut aufschoß. Wild sprang Siegfried auf, die böse That zu vergelten, aber vergebens suchte er nach seinem Schwerte. Hoch ragte die Speerstange zitternd aus seinem Rücken hervor; er griff aber nach seinem Schilde und rannte dem fliehenden Hagen nach. Mit gewaltigem Arm führte er einen Streich nach dem Verräther, daß rings der Waldgrund von dem Schlage erbebte und der Schild brach. Hagen strauchelte und stürzte; wohl wär's sein Tod gewesen, hätte Siegfried sein Schwert gehabt. Siegfried aber erblich; des Helden Kräfte schwanden, und er sank todwund auf das Grün — in Strömen floß sein Blut dahin. Da sprach der Sterbende: „So schnöder Tod ist also meiner Treue Lohn, doch „Euch zur Schmach und Schande sterb ich von feiger Mörder Hand!“ Wohl beklagten ihn viele der Ritter, die hinzuliefen, auch Günther wollte ihn beklagen, doch sehr verwies ihm dies Siegfried, und bat ihn nur, für sein Gemahl, die unglückliche Chriemhild, zu sorgen, zu bedenken, daß sie seine Schwester. Da lag der Held nun in schmerzlichem Todeskampfe, und als er den Geist aufgab, war sein letztes Wort: „Wohl werdet Ihr meinen Tod beklagen, denn Ihr „erschluget Euch selber!“

Und wie der Held so todt in seinem Blute lag, hoben ihn die Degen auf seinen Schild, und beriethen sich, wie sie seinen Tod Chriemhilden bergen sollten, damit es ihr verholen bliebe, daß Hagen der Thäter sei. Man wollte sagen, ein Unfall sei dem Helden im Tann begegnet. Aber Hagen sprach: „Wenig soll's mich kümmern, ob es ihr bekannt werde, und ob sie, die Brunhilden so arg „beleidigt, sich auch zu Tode gräme!“

Wie Siegfried beklagt und begraben ward, und wie Siegemund heimkehrte.

Als der Abend hereinbrach, fuhren Siegfrieds Freunde mit seinem Leichnam von dem Brunnen bei Odenheim, wo er erschlagen worden, über den Rhein und gelangten im Dunkel der Nacht nach Worms. In seinem Grimme ließ Hagen die Leiche in aller Stille vor Chriemhilden's Gemach tragen, auf daß sie den theuren Erschlagenen finde, wenn sie zur Frühmesse ging. Ihr Kämmerer, der sie den andern Morgen abholen wollte, stieß auf die in ihrem Blute schwimmende Leiche und brachte der hohen Frau die Kunde, daß ein erschlagener Ritter vor des Gemachs Thüre liege. Wie Todesruf traf diese Kunde Chriemhilden's Ohr, sie sank hin, die Freudenlose, vom Schmerze überwältigt und jammerte gar laut und sehr. Ihre Frauen mochten sie noch so sehr zu bereden suchen, daß der Erschlagene vielleicht ein Andrer, sie klagte nur: „Es ist Siegfried mein „Gemahl, Brunhilde rieth zur That, die Hagen schnöd' an ihm voll„bracht." Und so trat sie hinaus wo die Leiche lag, die sie alsobald erkannte; sie nahm das blutige Haupt in ihre weißen Hände, und beklagte jammernd seinen schmachvollen Tod. Alsobald ließ sie Herrn Siegemund und Siegfrieds Leute wecken, doch keiner wollte der Trauerkunde Glauben schenken. Als sie aber Chriemhildens Wehruf und Klagen hörten, sprangen sie auf, griffen zu den Waffen, kühn entschlossen, des Helden Tod blutig zu rächen. Unaussprechlich war der Schmerz, als Siegmund den erschlagenen Sohn sah, als die edlen Recken aus Nibelungenland den Hehren, in seinem Blute schwimmend, gewahrten. Wohl gern hätten alle auf der Stelle die schwere Unbilde gerächt, und waren alle zur That bereit, aber Chriemhilde, noch Aergeres fürchtend, bat und flehte den alten König, Herrn Siegemund an, daß er abstehe von der Rache, sie selbst wolle ihm helfen, Rache nehmen an den Mördern ihres Gemahls, seines Sohns.

Das Klagen war ohne End, als man den Erschlagenen jetzt

in einen von Gold und Silber geschmiedeten Sarg legte, und unter dem Klange aller Glocken in feierlichem Trauerzuge hin nach dem Münster brachte. Da kam auch Herr Günther und Hagen, der Grimme. Mit gleißnerischer Rede beklagte Günther der Schwester Leid; Chriemhilde ließ ihren Argwohn nicht bannen und sprach: „Wer da unschuldig, mag hier vor allem Volke, vor die Bahre „treten, und alsogleich wird sich die Wahrheit zeigen.“ Als nun Hagen hin zur Leiche trat, groß klaffte da die Wunde, und frisch rieselte das Blut in Strömen. Größer ward jetzt der Weheruf; aber Günther sprach: „Von Schächern ward Siegfried erschlagen, Hagen hat es nicht gethan.“ „Die Schächer,“ sprach Chriemhilde, „sind mir wohl bekannt, Herr Günther und Hagen. Gott möge „rächen diese arge That!““

Da wollten Siegfrieds Degen mit den Waffen rächen ihres Helden Tod, aber Chriemhilde suchte sie zu beschwichtigen, sie bittend, noch die Noth mit ihr zu ertragen. Ihre Brüder, Gernot und Giselher, kamen jetzt auch herbei und nicht gering war ihr Weinen und Klagen ob dem herben Verlust, der Schwester Kummer. Die ganze Stadt war versunken in Trauer und Gram.

Chriemhilde wollte aber nicht lassen, und drei Tage und drei Nächte wachte die Treuholde bei dem theuren Leichnam des Helden. Sie wollte noch recht den lieben Mann genießen, und Gottes Wille konnte es vielleicht sein, sie durch den Tod von allem Leiden zu befreien. So meinte Chriemhilde. Wie manche Zähre floß in dieser Zeit, wie manches Opfer ward dem Altar gespendet, und wie reich waren die Gaben, welche Herr Siegemund und Frau Chriemhilde den Armen, den Kirchen, Klöstern und Spitälern rings im Lande zukommen liessen.

Am dritten Tage ward der Held begraben, mit großem Gepränge, wie es sich ziemte. Chriemhildens Jammer war aber über die Maßen groß, so daß eine Ohnmacht nach der andern sie befiel. Als der Sarg dem Grabe schon nahe, sprach die Freudenlose: „In meinem tiefen Leid gewährt mir noch eine Gunst, laßt mich

„noch einmal des Theuren Antlitz sehen.“ Ihrem innigen Bitten konnte Niemand widerstehen, und so ward der Sarg noch einmal erbrochen. Chriemhilde ward hinzugeführt; sie erhob noch einmal sein Haupt und drückte den letzten Scheidekuß auf des bleiche, schöne Antlitz, und blutige Thränen entrannen ihren lichten Augen, bis die Sinne sie verließen. Wohl schwer war ihr Leid, denn ihre Ohnmacht währte den Tag und auch die Nacht bis zum andern Tage. Nicht weniger schmerzlich war Herr Siegemund getroffen, sein Gram war ohne Maßen.

Als Siegemund aber wieder in etwa genesen, baten ihn die Recken von Nibelungenland, mit ihnen heimzukehren, da sie nicht länger an Günther's Hofe weilen möchten. Siegemund war deß willig und eilte zu Chriemhilden, sie aufzufordern, mit ihm heim zu ziehen, da sie doch ungern gesehene Gäste wären am Rhein. In der Heimath sollte sie behalten alle Gewalt, die ihr Siegfried verliehen, sollten ihr Land und Leute unterthan sein, und die Krone sie schmücken. Gern folgte die Freudenlose seinem Begehr, und nicht gering war die Eile, mit der man Alles zum schnellsten Aufbruch rüstete. Als aber Frau Ute der Tochter Willen vernahm, bat sie gar inniglich, Chriemhilde möchte in der Heimath bleiben. Sie wollte nicht einwilligen, bis es endlich den Bitten ihrer Brüder Gernot und Giselher gelang, sie zu bewegen, in der Heimath bei den Ihrigen zu bleiben.

Als nun Alles zur Abreise bereitet war, da trat Herr Siegemund vor die junge Königin, um sie zum Aufbruch zu bewegen. Weh that es ihm aber, als Chriemhilde ihm ihren Entschluß mittheilte, wie sie auf den Rath ihrer Lieben und Freunde in der Heimath bleiben wolle. Siegemund mahnte sie, wie sie im Nibelungenland herrschen solle als Königin, er mahnte sie an ihr Kind, Siegfrieds Sohn, wie der eine Waise, wenn sie nicht mit heimkehre. Chriemhilde blieb aber fest bei ihrem Entschlusse, im Burgundenland zu bleiben; und wohl weh that es dem König Siegmund und seinen Recken, daß diese Hoffahrt so kläglich

geendet. Nimmer mehr nach dem Burgundenland zu kommen, gelobte der König und auch seine Getreuen, es sei denn um zu rächen Siegfrieds Tod. Als Siegmund den Abschiedskuß auf Chriemhildens Stirn drückte, da sprach er: „Jetzt erst ist mir mein ganzer Kummer klar, ganz an Freuden arm kehr' ich heim.

Und so zogen die Recken aus Worms, ohne alles Geleite und ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen, heim nach dem Nibelungenland. Nur Gernot und Giselher gaben ihnen das Geleit nach dem Niederland wo ihr Empfang gewiß kein fröhlicher war. Chriemhild blieb mit ihrem Grame in der Heimath, wo ihr Giselher allein Trost spendete und ihre Thränen zu stillen suchte, deren Brunhilde, die schöne, in ihrem Uebermuthe spottete.

Wie der Nibelungenhort nach Worms kam.

Frau Chriemhilde lebte jetzt in stiller Abgeschiedenheit in einem nahe bei dem Münster zu Worms gelegenen Schlosse, das ihr als Wittwensitz angewiesen ward. Wie treu ihr auch ihr Gesinde zugethan, wie sehr auch Frau Ute, ihre Mutter, es sich angelegen sein ließ, ihre Trauer zu bannen, Alles war umsonst. Ihr liebster Gang war hin nach dem hohen Münster, wo ihr Gemahl, Herr Siegfried, begraben lag. Täglich war die Freudenlose an seinem Grabe zu finden, wo sie in bittern Zähren um den Geliebten klagte.

So waren schon vier Jahre der Trauer dahingeschlichen, und noch hatte Chriemhilde ihren Bruder, König Günther, keines Blickes gewürdigt, noch durch ein Wort erfreuet. Ihren Feind Hagen hatte sie im Laufe dieser Zeit gar nicht gesehen. Hagen von Troneck vergaß aber seines Grimmes nicht und suchte den König nur dazu zu bewegen, daß er Chriemhilde vermöge, das Nibelungengold nach Worm zu schaffen. Gar oft sprach Hagen von dem großen Schatze zum Könige, der nun Gernot und Giselher aufforderte, die Traurende zu sühnen. Die Wackern versuchten es auf die freundlichste Weise

„Ihr klagt zu lange," sprach Gernot, „und gern möchte euch der König zeigen, daß er Siegfried nicht erschlagen." Da antwortete Chriemhilde: „Niemand zeiht ihn der That; Hagen erschlug ihn, denn ich zeigte ihm selbst, wo Siegfried verwundbar, und verrieth also seinen Leib. Nimmer werde ich denen hold, die ihn erschlagen." Gernot ließ aber nicht ab von seinem Bitten, bis Chriemhilde endlich zugab, den König zu sehen. Schwer ward der Schritt ihrem Herzen, als der König mit all seinen Getreuen, außer Hagen von Troneck, sich bei ihr einfand. Die Sühne kam zu Stande; wie schmerzlich es ihr auch ward, so vergab sie allen, ausser Hagen, der ihn erschlug.

Die hohe Frau gab auch zu, daß man den reichen Hort hole aus dem Nibelungenland, der ihr als Morgengabe eigen. Gernot und Giselher fuhren, auf Chriemhildens Geheiß, mit achttausend Recken hin nach Nibelungenland, wo der Zwerg **Alberich** den Schatz hütete. Als die vom Rheine kamen, sprach Alberich: „Sie kommen den Hort zu heben, der auch der Königin gebührt. Hat doch Siegfried dadurch, daß er die Tarnkappe sich gewann, wenn auch sich zum eignen Schaden, uns alle bezwungen." Der Thürhüter erschloß den Schatz, und zwölf Doppelwagen konnten das Gold und Edelgestein in vier Tagen und vier Nächten, und hätten die Pferde auch täglich dreimal den Weg gemacht, kaum zu den Schiffen bringen. Also groß war der Schatz, und mit ihm hatte der Besitzer auch Gewalt über das weite Land und alle seine Recken, denn unter den Kleinoden war auch ein Rüthlein, und wer dasselbe gefunden, war Herr der weiten Erde.

Der reiche Hort wurde jetzt zu Schiff gebracht und Rheinaufwärts gen Worms geführt, wo man manchen Thurm und manche Kammer mit dem Golde füllte. Chriemhilde hatte aber an allen dem keine Freude; gern hätte sie all das Gold und Geschmeide hingegeben, wäre Held Siegfried wieder erstanden. Mit milder Hand spendete sie ihre Schätze, und Reich und Arm fand in ihr eine milde Herrin, so daß ihrer Getreuen Zahl mit jedem Tage

wuchs. Da sprach Herr Hagen zu dem Könige: „Spendet Chriemhilde noch ferner mit solcher Milde, dann hat sie bald so viele in ihr Lehn gebracht, daß es uns bangen könnte.“ König Günther aber antwortete: „Ihr gehört das Gut, mag sie nach Belieben damit schalten, bin ich doch froh, daß sie mir wieder hold wurde.“ Hagen ließ nicht ab. „Ein kluger Mann,“ sprach er, „vertraut solche Schätze keiner Frau an, denn mit ihren Gaben bringt sie uns noch allen den Untergang.“ Günther versetzte: „Ich schwur ihr einen Eid, ihr nie etwas zu Leid zu thun, sie ist meine Schwester.“ „„So laßt mich den Schuldigen sein,““ nahm Hagen rasch das Wort. Er wußte sich auch in Besitz der Schlüssel zu setzen, und wie auch Gernot und Giselher zürnten, und wie auch Chriemhilde klagte, es war umsonst. Als nun ihre Brüder hinaus zu einer Fahrt zogen, da versenkte Hagen heimlich den mächtigen Schatz in des Rheines Tiefen. Hatte Chriemhilde bisher in bitterm Harme um den erschlagenen Gatten geweint, so mußte sie jetzt auch noch den Verlust ihrer reichen Morgengabe beklagen. Wo aber der Nibelungenhort geborgen, weiß Niemand; denn es hatten die Helden feierlichst beschworen, es solle verholen bleiben, damit sie ihn nicht benutzen könnten, noch irgend ein Andrer.

Chriemhilden's Rache.

Dreizehn volle Jahre lebte Chriemhilde in stiller Trauer, abgeschieden von der Welt. Als nun um diese Zeit Helke, des Hunnen-Königs Etzel Gemahl, gestorben, riethen ihm seine Freunde, um Chriemhildens Hand zu werben. König Etzel folgte dem Rath der Freunde, und Markgraf Rüdeger von Bechlaren zog mit reichem Geleite hinab nach dem Rheine, um für seinen Herrn um die hohe Braut zu werben. Gern hörten König Günther und die Seinen des Markgrafen Botschaft; jedoch war Chriemhilde in ihrem Kummer nicht alsobald entschlossen, des edlen Markgrafen Antrag

anzunehmen. Als nun aber ihre Brüder in sie drangen und ihren Abscheu, eines Heiden Eheweib zu werden, zu bannen suchten, da willigte endlich die Hohe in Etzels Werbung, eingedenk, daß die an ihr verübte Unbilde, ihres Herrn Tod, noch gerächt werden könnte. Ihre Schätze theilte Chriemhilde unter Markgraf Rüdegers Recken als Botenlohn und trat dann, beklagt von Allen und begleitet von hundert Mägdlein und fünfhundert Degen, welche ihr Markgraf Eckewart zuführte, ihre Reise nach dem Hunnen-Lande an.

Wohl war ihr Zug ein wahres Festgeleite; allenthalben empfing sie Jubel und Freude, wo sie hinkamen; durch Baierland bis gegen Passau an dem Innstrom, und von hier nach Rüdegers Mark, wo sie von Gotelinden, der Markgräfin, auf's festlichste, wahrhaft königlich empfangen wurde. Und so ging es fort bis hin zum Hunnenlande unter dem Geleite der mächtigen Vasallen Etzels, welche ihrer künftigen Herrin weit hinaus bis Oestreich schon entgegengezogen waren und sie mit kühnen Reiterspielen zu ergötzen suchten. Als Chriemhilde mit ihrem Geleite nun nach der Stadt Tulna am Donaustrom gekommen, ritten ihr vier und zwanzig Fürsten und Herzog Ramung aus Wallachenland, Fürst Gibecke, Hornboge der schnelle, Hawart aus Dänenland, Iring und Irnfried aus Thüringen, sammt Blödel, Etzels Bruder, mit ihren mächtigen Schaaren entgegen, und ihnen folgte König Etzel, zu dessen Seite Dietrich von Bern mit seinen Gesellen ritt. Vom Rosse schwang sich König Etzel und empfing die hohe Braut mit Küssen. Chriemhilde gab auch noch dem Bruder Etzels, Blödelin, dem Könige Gibecke, dem starken Helden Dietrich und zwölf der edelsten Helden den Willkommkuß. Mancherlei Feste und Ritterspiele wechselten zu Aller Kurzweil, und mit überschwenglicher Pracht wurde in Wien König Etzels Hochzeit gefeiert, welche sieben Tage lang währte und noch nie von einem andern Feste übertroffen ward. Die Festgeschenke, welche man da spendete, waren überreich, und Chriemhilde hatte sich noch nie so stattlich bedient gesehen. Der

hohen Frau Schöne fesselte Alles und Frau Helke hatte nie so gewaltiglich geboten. —

Schon sieben Jahre lebte Chriemhilde mit König Etzel, da gebar sie ihm ein Söhnlein, das in der Taufe den Namen Ortlieb erhielt. Wie sie aber auch lebte in hohen Ehren, von allen geliebt und geachtet, so konnte sie aber dennoch nicht der Heimath vergessen und des Kummers und Leidens, das sie dort erfahren. Je mehr sie dachte der Vergangenheit, um so lebhafter ward in ihrer Seele die Begierde nach Rache. Wohl oft dachte sie, ihre Feinde bei sich zu sehen, um Rache an ihnen nehmen zu können. Als sie nun einst Nachts bei ihrem Gemahle ruhte, da bat sie ihn, ihre Freunde aus dem Burgundenland einmal nach seinem Reiche bescheiden zu lassen, da sie dieselben noch gern einmal sähe. König Etzel willigte in ihr Begehr und entbot sogleich seine Fiedler Werbel und Swemmel zur Botschaft nach dem Rhein, Chriemhildens Sippschaft nach dem Hunnenlande einzuladen. Wie nun die Boten kamen, sich von der Königin zu beurlauben, da trug sie ihnen noch besonders auf, nur ja Herrn Hagen von Troneck auch zur Fahrt nach dem Hunnenlande zu entbieten.

Innerhalb zwölf Tagen gelangten die Boten an den Rhein nach Worms, wo sie auf's gastlichste empfangen wurden, da die Mähre ihrer Botschaft ihnen vorangegangen. Als König Günther ihrer Sendung Inhalt vernommen, berief er die Besten seines Reiches, um sich mit ihnen zu berathen. Alle waren des Sinnes, daß er hinführe nach dem Hunnenlande, nur Hagen widerrieth und bat den König zu bedenken, wieviel Leid Chriemhilde durch sie erfahren, das sie wohl nimmermehr vergessen werde, wie leicht er Leib und Leben im Hunnenland verlieren könne, da Chriemhilde ihm gewiß noch Rache nachtrage. Gernot und Giselher entgegneten aber, Hagen möge wohl Ursache haben Chriemhilden zu fürchten, da er sich schuldig wisse, er könne ja daheim bleiben. Hagen zürnte und bestand jetzt darauf, die Fahrt mitzumachen. Mit reichen Geschenken wurden die Boten entlassen, um König Etzeln die Kunde zu brin-

gen, daß König Günther mit den Seinen ihn heimsuchen werde. Und als die Spielleute diese Mähre in's Hunnenland brachten, war Chriemhilde gar sehr erfreut, und König Etzel ließ sogleich Alles zum Empfange der lieben Gäste bereiten.

Im Burgundenlande hatte man sich indeß zur Fahrt ins Hunnenland gerüstet. Dreitausend der auserlesensten Helden waren auf Hagens Rath zur Fahrt versammelt, und unter ihnen auch Dankwart, Hagens Bruder, und der kühne Volker, der edle Fiedler, mit allen die in ihrem Lehn standen. Man erkor aber nur tausend und sechszig der Degen und neuntausend Knechte. Und als sie nun aufbrechen wollten, bat Königin Ute ihre Söhne, von der Fahrt abzulassen, es habe ihr geträumt, alles Geflügel im ganzen Lande wäre todt. Hagen lachte aber des Traumes und rieth jetzt um so mehr zur Reise, da ihm Gernot Spott entgegen bot. Unter Posaunen- und Flöten-Schall zogen die Edlen, an welche sich noch tausend Nibelungen-Helden angeschlossen, hin und ließen manch trauriges Herz zurück. Mainaufwärts ziehend durch Ostfranken kamen sie, geführt von Hagen dem Stolzen, bis zum Donaustrom, der wild über seine Ufer getreten war. Hagen erhielt den Auftrag, die Fuhrt zu suchen. Wie er nun am Ufer hin und her spähete, um einen Schiffmann zu finden, hörte er etwas im Wasser plätschern und gewahrte bald mehre Frauen, die sich schaukelnd in den Wellen badeten. Er wollte ihnen nahen, sie stürzten aber in die Flut. Da nahm er ihnen ihre Kleider. Die Wassernixen baten ihn, ihnen ihre Kleider zurückzugeben, sie wollten ihm dann auch sagen, was er auf der Hoffahrt erlebe. Und die Eine sprach: „Niemals fuhren Helden noch zu solchen hohen Ehren in ein fremdes Reich, wie ihr nach Etzels Land." Erfreut gab Hagen ihnen die Kleider zurück, da sprach aber die Andere: „Der Kleider wegen hat Dich meine Muhme belogen, kommst Du zu den Hunnen, so bist Du betrogen, denn ihr müßt alle sterben in Etzels Land, keiner wird die Heimath wieder sehen, bis auf des Königs Kaplan." Nicht mit frohem Muth hörte Hagen diese Mähr, doch war er froh, als ihm

die Meerweiber Kunde gaben, wie er über den Fluß kommen könne. Er brauche nur dem Fährmann Amelreich, der jenseits des Flusses wohne, zu rufen, der sie übersetzen werde um reichen Lohn. Hagen fand auch den grimmen Fährmann, gerieth aber mit ihm in Streit, weil er sich weigerte die Helden aus Burgunden-Land überzusetzen in das Gebiet des Herrn Else. Da Amelreich sogar mit der Ruderstange nach Hagen schlug, hieb dieser ihm den Kopf vom Rumpf, brachte dann durch seines Armes Kraft das Schiff zum Strande und setzte die Helden und ihre Knechte über. In seinem Grimme, gedenk der Weissagung der Nixen, schleuderte er des Königs Kaplan in die Flut, der entkam aber durch Gottes Hülfe, wiewohl er nicht schwimmen konnte, und Hagen ihn immer zurückstieß, wann er in das Schiff wollte. Hagen erkannte aber jetzt die Wahrheit der Todeskunde der Wassernixe. Als sie nun alle übergesetzt, zerschlug Hagen, zur aller Schreck, das Fahrzeug, auf daß keiner entrinnen möchte.

Volker war jetzt ihr Führer, denn ihm, dem kühnen Fiedler, waren alle Stege und Wege bekannt. Gelfrat, Else's Bruder, hatte aber kaum vernommen, daß der Fährmann erschlagen, als er sich rüstete mit den Seinen und seinem Bruder Else, um den Burgunder Helden nachzusetzen. Bald sahen sich Hagen und Dankwart, welche die Nachhut führten, angegriffen. Hart war der Kampf, doch siegten die vom Rhein; Dankwart erschlug Gelfrat, Else ward gar schwer verwundet und die Baiern in die Flucht getrieben. Ungehindert zogen die Burgunden jetzt weiter und kamen in Rüdegers Land, wo sie auf das gastlichste aufgenommen wurden. Gar fröhlich weilten sie an Rüdegers Hofe, wo sich dann auch Giselher mit Dietlinden, des Markgrafen schöner Tochter, vermählte. Reich beschenkt, zogen sie dann weiter und gelangten ohne anderes Fährniß an König Etzels Hof.

Dietrich von Bern empfing Die vom Rheine mit stattlichem Heergesinde, wie es sich der hohen Gäste ziemte, doch that es ihm leid, daß sie gekommen, und wohlweislich machte er die Recken

darauf aufmerksam, wie Chriemhilde noch immer den erschlagenen Helden Siegfried beklage. Als sie nun zur Hofburg kamen, begrüßte Chriemhilde sie mit falschem Gruße und küßte nur Giselheren, so daß Hagen sich ob des Grußes nichts Gutes versah. Chriemhilde fragte nach dem Nibelungenhort und verlangte, die Recken sollten alle die Waffen ablegen, und ihr anvertrauen, bevor sie in den Saal träten. Hagen gab das nicht zu, und der edle Dietrich widersetzte sich auch dem Ansinnen, so daß die Königin beschämt von dannen ging. Allen war es aber doch an Etzels Hofe nicht froh zu Muth, denn Chriemhilde sann nur auf Rache und wußte durch ihre Thränen auch manchen Hunnenhelden zur Rache gegen Hagen zu entflammen, der in seinem trutzigen Grimme selbst vor der Königin, die er nicht einmal grüßte, sich als Siegfrieds Mörder bekannte. König Günther wurde aber von Etzel auf's freundlichste empfangen, und an Nichts ließ der Wirth es seinen Gästen fehlen. Auf das prachtvollste war der Saal ausgestattet, wo die von Worms zur Ruhe sich begeben sollten; doch wollte der Schlaf keinen beschleichen, denn alle waren voller Sorge. Volker, der Fiedler, spielte aber mit seinem Saitenspiel manch sorgenden Mann in den Schlaf und hielt dann bis zum Morgen mit Hagen Schildwacht vor des Saales Thür. Mit großem Waffenspiel wurde der andre Tag gefeiert, in welchem Volker einen reichen Hunnen erstach. Chriemhilde suchte nun Hildebrand und Dietrich von Bern zu gewinnen, um sich an Hagen zu rächen; die Berner Helden wiesen ihr Ansinnen aber ab. Auch Blödel, den Chriemhilde auch zur Rache aufforderte, wollte das Gastrecht nicht verletzen. Als sie ihm aber Rudungs Land und ein schönes Weib, Rudungs Wittwe versprach, willigte er sogleich ein und hieß alle seine Leute sich waffnen.

Mit seinen Recken drang Blödelin in den Saal, wo Dankwart mit seinen Knechten zu Tische saß, und als dieser ihn begrüßte, rief er ihm zu, daß er gekommen, Siegfried Tod zu rächen an Hagen und den Seinen. Dankwart aber erschlug Blödel, und als dessen Leute dies erfuhren, drangen sie in den Saal, aber

Dankwarts Knechte wehrten sich kräftiglich, so daß bald fünfhundert Hunnen erschlagen waren. Noch ehe König Etzel dies vernommen, war schon ein anderes wohl zweitausend Mann starkes Hunnen-Heer in den Saal gedrungen. Wie kräftig die Knechte auch stritten, sie wurden alle erschlagen und noch zwölf Ritter in Dankwarts Lehn, so daß dieser zuletzt allein stand in dem wilden Kampfe. Sein wuchtiges Schwert bahnte ihm aber einen Weg durch die wilden Haufen nach des Saales Thüre, und er gelangte so auch fechtend bis zur Hofburg, um selbst Bote der Trauerkunde zu sein. Als er nun so bluttriefend in den Saal der Hofburg trat, wo alle zum Mahl versammelt, und seinem Bruder Hagen zurief, daß alle Knechte und Ritter getödtet, erschlug Hagen in seinem Grimme Ortlieb, Chriemhildens Sohn, daß sein blutend Haupt ihr in den Schooß fiel. Ein wilder grimmer Kampf entspann sich jetzt, und ein fürchterlich Blutbad richteten die Burgunden-Helden unter den Hunnen an; vor allen aber kämpften Hagen und Volker, während Dankwart die Thür des Saales schützte. Günther gebot endlich Friede, und Dietrich von Bern führte Chriemhilden und Etzel aus dem Saale, den dann auch Rüdeger mit seinen Mannen verließ. Nachdem der ungeheure Kampf beendigt, warfen die Burgunder Helden die Todten, wohl sieben Tausend, aus dem Saale. Hagen spottete in seinem Uebermuthe über Etzel und Chriemhilde, die wieder von neuem Alles aufbot, Etzels Recken gegen die wilden Gäste zu werben. Iring aus dem Dänen Land, an den sich Irnfried von Thüringen und Hawart der starke mit tausend Degen schlossen, wollten jetzt den kühnen Strauß bestehen. Iring wollte den Kampf allein. Er maß sich mit Hagen, Volker, Günther, Gernot, doch ohn' Erfolg. Giselher dem Kinde wäre er bald erlegen, nur dem grimmen Hagen brachte er eine Wunde bei, mußte aber zuletzt der gewaltigen Kraft des Troneckers erliegen. Als nun Irnfried mit seinen Helden zum Kampfe anrückte, ward das Gemetzel noch ärger; aber auch er fiel von Volkers Hand, wie auch Hawart und Tausend und vier Helden die elendiglich umkamen.

Groß war die Trauer Etzels und Chriemhildens; doch entboten sie sogleich zwanzigtausend aus dem Hunnenlande, um den Kampf mit den Helden vom Rheine zu bestehen. Den langen Sommertag währte der harte Kampf, bis die Nacht ihm ein Ende machte. Die Burgunden wünschten Frieden, doch wollte König Etzel von keiner Sühne wissen, und eben so wenig Chriemhilde, als ihre Brüder darum baten. Sie wollte ihnen das Leben schenken, doch sollten sie ihr Hagen als Geißel lassen. Die Helden wiesen den Vorschlag von sich und wollten lieber sterben. Der Kampf begann von neuem. Die Burgunden, die aus dem Saale getreten waren, um den Kampf im offnen Felde zu bestehen, wurden wieder in den Saal zurückgedrängt. Da gebot Etzels Weib den Saal an allen vier Enden anzuzünden, und bald loderte das Gebäude in wilder Flamme empor. Schrecklich war die Feuersnoth und manche der Recken tranken sogar Blut, um in der Hitze des Feuers den brennenden Durst zu stillen. Da der Saal gewölbet war, so entkamen die Helden dem Tode, und mit dem Morgen tobte nun auch wieder der blutigste Streit, der manchem Edlen das Leben kostete.

Markgraf Rüdeger bot Alles auf, den Sinn des Königs und der Königin zu beschwichtigen, aber umsonst. Etzel und Chriemhilde baten ihn sogar unter Thränen, vor ihm niederknieend, wider die Burgunder zu kämpfen. Lange widerstand der edle Held ihren Bitten, ihrem Flehen. Er wollte lieber Alles verlieren, als Wort- und pflichtbrüchig zu werden, denn er hatte den Recken vom Rheine ja freies Geleit zugesagt, war doch Giselher sogar sein Schwiegersohn. Chriemhilde ließ aber nicht ab vom Bitten, und Rüdeger entschloß sich zu ihrer Freude, den Kampf mit den Burgunden zu bestehn. Mit schwerem Herzen hieß er seine Recken sich waffnen zu dem Kampfe, und zog mit fünfhundert Degen gegen den Saal. Als die Burgunden den edlen Markgrafen kommen sahen, waren sie sehr bestürzt und Alles boten sie auf, Rüdeger von seinem Entschlusse abzuwenden. In seinem edlen Muthe gab er sogar seinen Schild an Hagen, dessen Schild arg verhauen war. Manch Auge

wurde naß über des Edlen hohen Muth und rein Gemüthe, und Hagen wie auch Volker gelobten ihm, seiner zu schonen, ihn nicht zu berühren und wenn er auch alle Burgunder erschlüge. Der Kampf begann. Wüthend fochten die Helden. Rudeger fiel endlich durch Gernots Hand, den er auch so schwer verwundet hatte, daß er vom Leben schied. Alle die in Rüdegers Lehn, wurden aber erschlagen.

Des Jammers war kein Ende, als man diese Trauerkunde vernahm. Als Dietrich von Bern Rüdegers Tod hörte, sandte er den alten Hildebrand, um sich nach der Wahrheit der Mähre zu erkundigen. Als sie diese vernahmen, wie weinten da die Helden. Hildebrand bat nun, ihnen den Leichnam des Helden zu überlassen, um ihn ehrlich zu bestatten. Volker rief ihnen zu, sie möchten ihn sich selbst holen. So spottete Volker, bis die Berner in Wuth entbrannten und einen so fürchterlichen Kampf begannen, daß alle Burgunden, außer Günther und Hagen, wie auch alle Berner, Hildebrand ausgenommen, vom Leben schieden. Hildebrand, selbst todtwund, eilte zu seinem Herrn, Dietrich von Bern, um ihm den traurigen Hergang zu berichten. Dietrich von Bern waffnete sich augenblicklich selbst und eilte nach dem Saale, um Rechenschaft zu fordern über das, was geschehen. Günther entschuldigte sich, daß er Dietrichs Leuten Rüdeger's Leiche nur untersagt, um König Etzeln zu trotzen. Dietrich forderte sie nun auf, sich als Geissel zu ergeben, er verspräche ihnen dann seinen Schutz. Hagen widersprach dem aber, er wolle nie Geissel werden, so lange er noch ein Schwert führe. „Es habe ihn entrüstet, daß Dietrich ihm angesonnen, Geissel zu werden," sprach er und forderte drum Dietrich zum Kampfe. Wie kräftig Hagen auch das Schwert Balmung führte, Dietrich brachte ihm doch eine Wunde bei, warf dann den Schild fort, um mit Hagen zu ringen, welchen er auch bezwang. Dietrich band jetzt Hagen und führte ihn zu Chriemhilden, die nicht wenig erfreut war, als sie ihren Todfeind also gefangen sah. Dietrich bat aber, ihm das Leben zu lassen

und eilte zurück zum Saale, wo Günther seiner zum Kampfe harrte. Günther, wie ritterlich er auch focht, unterlag aber Dietrichs Arm und ward ebenfalls von ihm gebunden zu Chriemhilden gebracht. Die Königin, in ihrem grimmen Zorne, ließ die beiden Gefangenen in geschiedene Kerker legen. Hin zu Hagen trat nun jetzt Chriemhilde, und sprach: „Gebt ihr nun zurück, was ihr mir nahmt, mögt ihr heimziehn nach dem Burgundenland.“ Hagen erwiederte: „Die Bitte ist verloren, edle Königin, denn ich schwur, den Hort Niemanden zu zeigen, so lange noch einer meiner Herren am Leben.“ Chriemhilde war rasch entschossen; sie ließ dem Könige Günther das Haupt abschlagen und bracht' es selbst in Hagen's Haftgemach. Wie er das Haupt sah, ward es ihm gar traurig zu Muth und er sprach: „Du hast nun deinen Willen; der ganze Burgunden-Stamm ist jetzt todt. Den Hort weiß Niemand als Gott und ich allein, und soll dir Teufelsweib ewig verborgen sein.“ — „So will ich doch Siegfrieds Schwert behalten,“ sprach Chriemhilde. Er konnte es ihr, gefesselt wie er war, nicht wehren. Sie zog's aus der Scheide und mit einem Hieb, den sie mit beiden Händen führte, schlug sie ihm das Haupt ab. König Etzel sah die grause That und beklagte laut den gefallenen Helden. Hildebrand aber konnte seinen Zorn nicht meistern, er sprang hinzu und mit einem Schwertschlag hieb er das Königsweib nieder.

Dietrich und Etzel beweinten inniglich der Freunde Tod. Ritter und edle Frauen klagten laut über die gefallenen Helden. Dies ist das Ende der Mähre von den Nibelungen.

